

Diplomarbeit am Geographischen Institut
der Universität Zürich

Gedachte und gelebte Geschlechterbeziehungen

Momente aus dem Leben Galicischer Migrantinnen und Migranten in Zürich

Marina Richter

Betreut von
Dipl. Geogr. Pascale Herzig

Eingereicht bei
Prof. Dr. Ulrike Müller-Böker
Geographisches Institut der Universität Zürich

Zürich, im August 2000

Vorwort

Ich möchte zu Beginn den Personen danken, die zum Gelingen dieser Arbeit beitragen:

An vorderster Stelle bin ich den Galiciern und Galicierinnen, die ich befragen durfte, zu grösstem Dank verpflichtet. Sie gewährten mir Einblick in ihren Lebensweg, ihre Sorgen und Hoffnungen. Nicht zuletzt kam ich, im Anschluss an die Interviews, in den Genuss eines informellen Teils; bei galicischen Speisen spannen sich die Gespräche oft lange weiter. Namentlich erwähnen möchte ich Raquel Pérez, die immer offen war für meine Fragen und mir wichtige Informationen zu den GalicierInnen in Zürich vermittelte. Mari-Carmen Fraga Vázquez und ihrer Tochter danke ich für die langjährige Freundschaft.

Ausserhalb der galicischen Gemeinschaft in Zürich durfte ich in wissenschaftlicher, organisatorischer und persönlicher Hinsicht von verschiedenen Personen Unterstützung erfahren: Mein Dank gilt Katja Brundiers, Julien Floris, Bettina Gilomen, Martin Ramsauer, und Stephan Vogt. Meiner Mutter danke ich für die Geduld, die sie mir entgegenbrachte. Sie war mir während dieser Zeit eine kritische Mitdenkerin, der ich immer meine Zweifel und Bedenken unterbreiten konnte.

Luís Calvo Salgado gilt mein besonderer Dank: er ist zur Zeit mit einer historischen Studie über die galicischen Migranten und Migrantinnen in der Schweiz beschäftigt. Er war mir eine grosse Hilfe, indem er mir, als Galicier und als Wissenschaftler, viele Aspekte der galicischen Kultur näherbringen konnte. Die Gespräche mit ihm, die äusserst konstruktive Kritik und schliesslich auch das kritische Lesen des Textes, haben wesentlich zum Gelingen der Arbeit beigetragen.

Vom Geographischen Institut der Universität möchte ich Elisabeth Bühler für die Gespräche und die Unterstützung danken. Pascale Herzig hat mich in dieser Zeit kritisch betreut und unterstützt. Schliesslich möchte ich Frau Müller-Böcker danken, für die Offenheit dem Thema gegenüber und für die Unterstützung.

Zürich, im August 2000

Inhalt

Vorwort	i
1 Einleitung	1
2 Theoretische Zugänge zur Migration	5
2.1 Ansätze zur Erklärung von Migration	8
2.1.1 Strukturalistische Konzepte.....	8
2.1.2 Handlungstheoretische Konzepte	10
2.1.3 Strukturations-Konzepte.....	11
2.2 Migration: eine Sache der Männer?.....	12
2.3 Die Kategorie Geschlecht in der Migration.....	14
2.3.1 Sichtbarmachung der Frau	14
2.3.2 Übergang zu einer analytischen Perspektive.....	14
2.3.3 Geschlecht als Gegenstand der Migrationsforschung	16
2.4 Auswirkungen der Migration.....	17
3 Theoretische Facetten der Kategorie Geschlecht	21
3.1 Geschlecht als Variable	21
3.1.1 Geschlecht als Dichotomie.....	22
3.1.2 Geschlecht als Kontinuum	23
3.2 Geschlecht als Identität.....	24
3.2.1 Achsen der Differenz	25
3.2.2 Zwischen Essentialismus und Nominalismus	29
3.2.3 Multiple Identitäten	30
3.3 Konstruktion von Geschlecht.....	31
3.3.1 Verschiedene Ansätze	31
3.3.2 Die Theorie des Geschlechter-Arrangements von PFAU-EFFINGER.....	35
3.4 Geschlecht in der Migration – ein theoretisches Konzept	39
4 Zu Zielen und Methoden der Arbeit	43
4.1 Präzisierung des Ziels der Arbeit.....	43
4.2 Fragestellung.....	43
4.3 Methoden	44
4.4 Das Interview als soziale Situation.....	47
5 „Ein Bein dort ...“	51
5.1 Galicien: eine erste Annäherung.....	52
5.1.1 Politische Organisation	52
5.1.2 Kulturelle Aspekte.....	53
5.1.3 Wirtschaftliche Lage	55
5.1.4 Geographie	57

5.2	Landwirtschaft	58
5.2.1	Traditionelle Ökonomie	58
5.2.2	Modernisierung der Landwirtschaft	59
5.2.3	Heutige Situation	59
5.3	Symbolische Dimensionen	61
5.3.1	Land	62
5.3.2	Haus	63
5.4	Migration	65
5.4.1	Geschichte der Migration	65
5.4.2	Auswirkungen der Migration	68
5.5	Geschlechterbeziehungen	69
5.5.1	Räumliche Aspekte	70
5.5.2	Arbeitsteilung und Bewertung von Arbeit	71
5.5.3	Versuch einer modellhaften Darstellung	73
6	„... ein Bein hier“	77
6.1	Ankunft	77
6.2	„Por el dinero“ – des Geldes wegen	82
6.3	„Mi prima estaba aquí“ – meine Cousine war hier	84
6.4	Frauenalltag – Männeralltag	85
6.5	„Correos é noso“ – die Post gehört uns	90
6.6	„Para la comida si que soy Gallega“ – für’s Essen, da bin ich Galicierin	92
6.7	„Ya no es como antes“ – es ist nicht mehr wie früher	94
6.8	Rückkehr	96
7	Aspekte der Geschlechterbeziehungen	101
7.1	Geschlechterbeziehungen in Galicien und in der Schweiz: ein Vergleich	101
7.1.1	Modellhafte Darstellung der Geschlechterbeziehungen in der Schweiz	101
7.1.2	Vergleich der Geschlechter-Arrangements in Galicien und in der Schweiz	104
7.2	Interpretation von vier Momenten	107
7.2.1	Moment 1: Diskurs der Rückkehr	107
7.2.2	Moment 2: Putzen als Erwerbstätigkeit	110
7.2.3	Moment 3: Wenn Männer Hausarbeit verrichten	113
7.2.4	Moment 4: Kinderbetreuung oder die Bedeutung der Familie	114
7.3	Geschlechterbeziehungen zwischen Ideal und Leben	116
7.3.1	„Doing gender“	116
7.3.2	Gedachte Geschlechterbeziehungen	117
7.3.3	Gelebte Geschlechterbeziehungen	119
7.3.4	Das Argument der mehrfachen Vergesellschaftung	121
7.3.5	Migration: Chance zur Veränderung?	122
8	Zusammenfassende Schlussfolgerungen	125
	Literatur	133
	Anhang	141

Tabellen

Tabelle 1:	Ausländische Wohnbevölkerung in der Stadt Zürich (1998).....	7
Tabelle 2:	Geschlechterkulturelle Modelle in westeuropäischen Gesellschaften	38
Tabelle 3:	Fragestellung	44
Tabelle 4:	Befragte Personen	44
Tabelle 5:	Daten zu den befragten Personen.....	45
Tabelle 6:	Erwerbstätige Bevölkerung in Galicien nach Provinzen	55
Tabelle 7:	Erwerbstätige Bevölkerung nach Comunidades Autónomas und Geschlecht.....	56
Tabelle 8:	Geschlechterkulturelles Modell in Galicien.....	74
Tabelle 9:	Ankunft und Herkunft der MigrantInnen und ihrer PartnerInnen.....	81
Tabelle 10:	Familiäre Beziehungen der MigrantInnen	84
Tabelle 11:	Geschlechterkulturelles Modell in der Schweiz.....	104

Abbildungen

Abbildung 1:	Achsen der Differenz	28
Abbildung 2:	Die Beziehungen zwischen Geschlechterkultur, Geschlechterordnung und sozialer Handlung	36
Abbildung 3:	Geschlechterbeziehungen in der Migration.....	42
Abbildung 4:	Geographische Lage Galiciens.....	52
Abbildung 5:	Rekrutierte galicische Migration.....	67
Abbildung 6:	Bevölkerungsstruktur in Galicien (1999).....	69
Abbildung 7:	Spanische Bevölkerung in der Schweiz nach Kantonen (1997)	78
Abbildung 8:	In der Schweiz wohnhafte spanische Bevölkerung.....	79
Abbildung 9:	Bilanz der spanischen Migration in die Schweiz	80
Abbildung 10:	Tagesablauf einer galicischen Migrantin in Zürich.....	86
Abbildung 11:	Tagesablauf eines galicischen Migranten in Zürich.....	89

1 Einleitung

Als ich Mari-Carmen kennenlernte, hatte ich gerade die Primarschule begonnen. Für die nächsten fünfzehn Jahre sollte sie unsere Putzfrau sein. Aus der anfänglich geschäftlichen Beziehung wurde mit der Zeit eine tiefe Freundschaft. Ich erinnere mich noch genau, wie sie vor einigen Jahren mit der Entscheidung rang, die Schweiz endgültig zu verlassen, um ins Dorf ihres Mannes zurückzukehren. Sie lebten damals beide mit ihrer Tochter in Zürich, während der Sohn bei den Schwiegereltern in Galicien wohnte. Sie hatte lange Zeit darunter gelitten, ihren Sohn nicht bei sich aufwachsen zu sehen; schliesslich war es aber die Entscheidung ihres Mannes, die den Ausschlag gab, die Rückreise anzutreten.

Sie hatten sich etwas ausserhalb des Dorfes ein prächtiges Haus gebaut, das für den Einzug bereitstand. Seitens der Familie standen ihnen auch einige Parzellen Land zur Verfügung, die sie bearbeiten konnten. Mit den in der Schweiz erworbenen Fähigkeiten, hofften sie ein kleines Geschäft aufbauen zu können. Doch all diese Aussichten stimmten Mari-Carmen keinesfalls glücklich. Im Gegenteil, sie befürchtete in Galicien alles zu verlieren, was sie hier erreicht hatte. Durch ihre Arbeit war sie mit vielen Menschen in Kontakt gekommen, die sie sonst kaum kennengelernt hätte. Beispielsweise putzte sie bei einem Ehepaar, beide ProfessorInnen, mit welchen sie sich glänzend verstand und von denen sie immer voller Stolz berichtete. Sie wurde geschätzt, wie sie das von den Menschen in einem galicischen Dorf nicht erwarten konnte. Dass sie durch ihre Rückkehr die Arbeit als Putzfrau nicht mehr machen bräuchte, schien sie keineswegs zu freuen.

Seit Mari-Carmen zurückgekehrt ist, haben immer wieder galicische Frauen bei uns geputzt. Zuerst vermittelte sie uns ihre beste Freundin, als diese nicht mehr genügend Zeit hatte, vermittelte uns diese eine andere Freundin. Heute putzt deren Nichte unser Haus. Was ich mit den Frauen teile, ist unsere gemeinsame Herkunft. Als Spanierinnen (ich der zweiten und sie der ersten Generation) konnten wir uns in einer gemeinsamen Sprache unterhalten. Da meine Mutter schon lange Jahre in der Schweiz lebt, denke ich, war sie für diese Frauen und auch für deren Ehemänner, immer eine Art Verbindung zur Schweizer Gesellschaft, jemand der sie verstand, der ihre Probleme ebenfalls durchgemacht hatte, gleichzeitig aber zu weiten Teilen integriert war.

Seit Mari-Carmen die Schweiz verlassen hat, konnte ich ihre Bedenken nie ganz vergessen. Ihre Gedanken und Befürchtungen waren Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit. Daraus hat sich freilich mehr entwickelt als nur eine Erkundung ihrer Überlegungen. Aber es war dennoch interessant, mit ihr über einige Befunde zu sprechen, als sie uns kürzlich einen Besuch abstattete. Sie konnte mir meine Beobachtungen bezüglich geschlechtsspezifischem Verhalten bestätigen und ergänzte sie mit den Erfahrungen aus ihrer jetzigen Situation.

Der Anstoss, den mir Mari-Carmen durch ihre Lebensgeschichte gab, führte mich auf eine Problematik, die sich auf der Schnittstelle von Migrationsforschung und Geschlechterforschung bewegt. Ich möchte in dieser Arbeit zeigen, wie die spezifischen sozialen Qualitäten der Migration Anlass geben, die Geschlechterbeziehungen neu zu definieren. Die Arbeit ergründet die Frage, wie Migrantinnen und Migranten¹ ihre Vorstellungen von Geschlecht in einer anderen sozialen Umgebung umsetzen und ob sich ihre Vorstellungen dabei auch verändern. Welche Werte und Erwartungen stecken hinter der Situation, die Mari-Carmen vor ihrer Rückkehr erlebt hat?

Ich habe meine Studie in der galicischen Gemeinschaft in Zürich durchgeführt, weil der Anstoss zur Arbeit von einer Galicierin selbst kam. Wie sich aber gezeigt hat, können gewisse Aspekte, wie beispielsweise die Hartnäckigkeit, mit der die meisten GalicierInnen darauf beharren, dass ihr Aufenthalt nur temporär sei, nicht auf alle MigrantInnen ausgeweitet werden. Es macht demzufolge Sinn, die galicischen MigrantInnen in Zürich isoliert zu betrachten und die Thematik der Geschlechterbeziehungen auf den galicischen Kontext zu begrenzen. Ein weiterer Grund für die Wahl dieser Fallstudie, waren meine Bekanntschaften, die mir rasch einen guten Zugang zur Gemeinschaft ermöglichen.

In einem ersten theoretischen Teil werde ich die aktuellen Debatten im Bereich der Migrationsforschung (Kapitel 2) und der Frauen- und Geschlechterforschung (Kapitel 3) darlegen. Die beiden Forschungsgebiete laufen auf weiten Strecken unabhängig voneinander. Erst in jüngster Zeit hat sich, wie in den meisten wissenschaftlichen Disziplinen, eine Schnittstelle herausgebildet. Gerade in diesem Bereich sind aber mittlerweile einige interessante Werke von Wissenschaftlerinnen, wie Sylvia CHANT, Parminder BHACHU, Gina BUIJS und Simone PRODOLLIET entstanden. Die Entwicklung in diesem Forschungszweig wird daher auch Gegenstand eines Kapitels (Kapitel 2.3) sein. Der Bereich der Migrationstheorien bietet unerschöpflich viel Stoff. Daher konzentriere ich mich auf die sozialen Auswirkungen, welche die Migration auf die MigrantInnen selbst

¹ Zum Gebrauch der weiblichen und männlichen Formen ist zu sagen, dass ich diese Formen nur verwendet habe, wenn die Aussage sich nur auf Frauen oder nur auf Männer bezieht. Ansonsten habe ich stets die „doppelte“ Form (z.B. MigrantInnen) oder eine neutrale Form (z.B. Migrierende) gewählt.

ausübt. Im Kapitel zur Frauen- und Geschlechterforschung geht es einerseits darum, aktuelle Debatten aufzuzeigen und andererseits eine Position im Kontext der Debatten zu beziehen. Ein kurzer Abschnitt (Kapitel 4) konkretisiert schliesslich die Fragestellung auf Grund der dargelegten theoretischen Abhandlung und bietet Platz für methodische Überlegungen. Ziel der Arbeit ist es, der Frage nachzugehen, ob und wie sich in der Migration die Geschlechterbeziehungen verändern. Weiter sollen die für die Veränderung relevanten Faktoren eruiert und analysiert werden.

Der empirische Teil der Arbeit ist dreigeteilt: er beinhaltet erstens eine Annäherung an Geschlechterdifferenzen im galicischen Umfeld, aus dem die MigrantInnen stammen (Kapitel 5). Die Ausführungen basieren zu einem kleineren Teil auf Berichten der MigrantInnen und zu einem grösseren Teil auf Literatur. Zweitens versuche ich an Hand der Daten aus den Interviews ein Bild der galicischen Gemeinschaft in Zürich zu zeichnen (Kapitel 6). Dabei werden die Gedanken, die den Anstoss zur Arbeit gaben, wieder aufgenommen. Zur zentralen Thematik gehören der Diskurs der Rückkehr und die Erwerbsarbeit, besonders das Putzen. In der Entwicklung der Analyse (Kapitel 7) ist die Differenzierung in gelebte und gedachte Geschlechterbeziehungen von Bedeutung. Geschlecht wird als eine diskrete Kategorie wahrgenommen, während in der täglichen Interaktion die Grenzen zu einem Kontinuum verschmelzen. Die Variable wird somit abhängig vom Kontext, vom sozialen Rahmen, in dem sie ihre momentane Definition findet. Die Analyse zeigt, wie der Prozess der Migration Veränderungen in den gelebten Geschlechterrollen ermöglicht.

2 Theoretische Zugänge zur Migration

Es gibt unzählige Definitionen von Migration, die sich teilweise ergänzen und teilweise auch widersprechen. Als gemeinsamer Nenner gilt aber für die meisten, dass drei Dimensionen – die räumliche, die zeitliche und die soziale² – jede menschliche Wanderungsbewegung charakterisieren. Bei Wanderungsbewegungen wird Raum in einer Weise durchschritten, dass auch eine demographisch relevante Veränderung auftritt. Es müssen also administrative Grenzen überschritten werden, von Gemeinde- bis Landesgrenzen, damit die Bewegung demographisch signifikant wird. Eine demographische Definition von Migration lautet demnach

„[migration is] a change in the place of residence involving movement across a political or administrative border. The only difference between internal and international migration is that the former involves movement across a border within a country while the latter requires movement across an international boundary.“³

Diese Definition ist jedoch unklar in der Bedeutung von „change of residence“ und wie dessen Veränderung erfasst werden soll. Auch wird die Unterscheidung durch den Faktor Zeit, ab wann eine Wohnadresse zur „residence“ wird, wichtig. Mit der zeitlichen Dimension kann Migration nur teilweise von Tourismus unterschieden werden; es bestehen auch temporäre Formen der Migration, welche nicht in einer Niederlassung in einem anderen Land enden, sondern wieder ins Ursprungsgebiet zurückführen.

Die Zielrichtung und zurückgelegte Distanz können auch der Klassifizierung dienen. Auf die nationalstaatliche Ebene bezogen, kann zwischen interner und externer Wanderung unterschieden werden. Die interne, sprich Binnenwanderung, findet innerhalb der Landesgrenzen statt. Meist handelt es sich dabei um eine demographische Bewegung vom ruralen in den urbanen Raum, wie das in den meisten Staaten des Südens beobachtet werden kann, wo die Megastädte als riesige Magnete die ländliche Bevölkerung in ihre Slums ziehen. Entsprechend versteht man unter externer Wanderung eine migratorische Bewegung über die Landesgrenzen hinaus. Als Zielregion figuriert hier meist ein urbaner Raum, die Herkunft kann jedoch rural oder urban sein.⁴ Oft stellt die externe Migration eine Fortsetzung oder Folge einer internen Migration vom ruralen in

2 JACKSON 1986:4.

3 INSTRAW 1994:1.

4 TREIBEL 1990:19.

den urbanen Kontext dar. Die Wanderung vom Land in die Stadt bedeutet eine erste Umstellung, die den Weg ebnet, um den Schritt über die Landesgrenze zu wagen.⁵

Von der temporalen Dimension her betrachtet kann nur als Migration gelten, was nicht als vorübergehend, im Sinne beispielsweise einer Geschäftsreise oder eines touristischen Aufenthalts, bezeichnet werden kann. Migration muss aber nicht in jedem Fall permanent sein. Gerade das Beispiel der Arbeitsmigration, vor allem der kurze Aufenthalt der Saisoniers, zeigt deutlich, dass auch ein temporärer Aufenthalt als Migration bezeichnet werden kann und muss. Die Übergänge sind fließend, und oft ist es Ermessensfrage, ob im spezifischen Falle von Migration gesprochen werden kann.

Gerade die soziale Dimension unterscheidet temporal sich überlappende Fälle noch einmal deutlich. Es kann hier von einem sozialen Wandel, von einem Übergang eines sozialen Zustandes in einen anderen gesprochen werden, der durch das Moment der Migration stattfindet. Migration könnte in diesem Sinne sozusagen als ein Übergangsritual (*rite de passage*) verstanden werden, das zu Statusänderung und zu einer veränderten Beziehung zur sozialen und physischen Umwelt führt. Die räumliche Bewegung wird somit zu einem Zeiger für eine Bewegung im sozialen Raum, oder wie John A. JACKSON⁶ es formuliert: „all such movements are pre-eminently social in character. They are indicators of a change in status that is manifested by a change in spatial relationships“.

Neben der demographischen Definition, die mit dem temporalen und dem sozialen Aspekt verfeinert wird, ist oft der politische Status, gerade im Hinblick auf statistische Untersuchungen, eine wichtige definitorische Grösse. Aus dieser Perspektive werden meist vier Typen unterschieden.⁷ Einmal gibt es den Status der permanent niedergelassenen ImmigrantInnen. Diese haben das Recht auf zeitlich unbeschränkten Aufenthalt und geniessen je nach Aufnahmeland ähnliche oder gleiche Rechte wie die naturalisierte Bevölkerung. Mit einer temporären Aufenthaltsbewilligung ausgestattet sind die GastarbeiterInnen. Oft ist ihre Aufenthaltsbewilligung an die ökonomische Aktivität in einer bestimmten Branche, die sogenannten Arbeitskontingente, gebunden, so dass neben der zeitlichen Beschränkung auch eine Einschränkung gemäss Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt besteht. GastarbeiterInnen sind demzufolge auch meist „ausländische Arbeitnehmer [sic!] aus in der Regel industriell unterentwickelten, nur über unzureichende Beschäftigungsmöglichkeiten und Arbeitsbedingungen verfügenden Gesellschaften, die sich für absehbare Zeiträume in Industrieländern aufhalten, in denen ein Überangebot an zumeist niedrig bewerteten freien Arbeitsplätzen besteht“.⁸ Es ist hierbei anzumerken,

⁵ Beispiele für rural-urbane Migration in Ländern des Südens: RADCLIFFE 1992 (Peru), NELSON 1992 (Kenia).

⁶ JACKSON 1986:1.

⁷ INSTRAW 1994:67, SIMON & CORONA DE LEY 1986.

⁸ HILLMANN 1994:256.

dass der Status des Gastarbeiters (oder der Gastarbeiterin, die es in der Literatur kaum zu geben scheint) nicht unbedingt mit all jenen korreliert, deren Migration in der Suche nach Arbeit motiviert ist. Diese können eine permanente Niederlassung erhalten oder auch ohne Dokumente (*undocumented*) migrieren. Diese Kategorie ist vor allem in Makrountersuchungen schwer zu analysieren, da die Statistiken zumeist auf nationalen Daten der Einwanderungsbehörden beruhen, die sich auf Aufenthalts- und Einwanderungsanträge von ImmigrantInnen beziehen. Als vierter Status sind die AsylbewerberInnen zu erwähnen. Wie ein Status gehandhabt wird, ist je nach Staat unterschiedlich geregelt; oft existieren Zwischenlösungen, die beispielsweise eine Übergangsstufe zwischen temporärer Arbeitsbewilligung und permanenter Niederlassung bilden. In der Schweiz entspräche dies dem B Statut: eine einjährige Aufenthaltsbewilligung zwischen dem Saisonier-Statut und der C-Niederlassung.

Tabelle 1: Ausländische Wohnbevölkerung in der Stadt Zürich (1998)

Aufenthaltskategorie	
64 %	Niederlassung C
24 %	Jahresaufenthaltsbewilligung B
7,6 %	Asylsuchende oder Flüchtlinge
4,4 %	Übrige (Saisoniers u.a.)

Quelle: Stadtrat von Zürich 1999

Migration als räumliche Bewegung mit sozialen Konsequenzen ist so alt, wie die Menschheit überhaupt. Von der biblischen Wanderung des Volkes Israel aus Ägypten, über die Völkerwanderungen des Altertums und die Emigration von der alten in die neue Welt bis zu den heutigen Migrationsströmen haben sich Menschen in Gruppen oder einzeln auf den Weg gemacht, ihre Bleibe an einem neuen Ort aufzuschlagen. Vor allem die heutige Arbeitsmigration hat im Umfeld von Globalisierung und Tertiärisierung eine neue Dynamik entwickelt. Die ArbeitsmigrantInnen, die im grossen Stil in den Jahren des wirtschaftlichen Wachstums nach den beiden Weltkriegen von den westeuropäischen Staaten angeworben wurden – Paradebeispiel hier die Verträge zwischen der BRD und der Türkei – fanden vor allem im sekundären Sektor Arbeit. Die Migration war vorerst auf das männliche Geschlecht beschränkt. Im Zuge von Familienzusammenführungen und einer Ausweitung der Beschäftigungsmöglichkeiten für Migrantinnen, zählten auch immer mehr Frauen zu den Migrierenden. Die heutige Ausweitung des Sektors durch eine „high-income gentrification“, wie Saskia SASSEN-KOOB⁹ es nennt, schuf eine Vielzahl von Arbeitsplätzen, die für migrierte Frauen wie geschaffen scheinen. Einerseits sind es gemäss der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung *per definitionem* weibliche Arbeiten, welche vor allem Haushaltsarbeiten, Verkauf, Service und persönliche Dienste wie Kinderhüten und Alterspflege beinhalten.

9 SASSEN-KOOB 1984:1154.

Andererseits ist ein arbeitsintensiver Sektor, wie der Dienstleistungssektor, auf billige Arbeitskräfte angewiesen. Immigrierte Frauen füllen mit ihrer doppelten Eigenschaft als Immigrantinnen und als Frauen diese Lücke, indem sie zu doppelt benachteiligten Arbeiterinnen werden, welchen ein entsprechend tiefer Lohn bezahlt werden kann. Wo diesen Frauen der Zugang zum formalen Arbeitsmarkt verunmöglicht wird, finden sie in einem informellen Sektorservicearbeit – wiederum in sogenannten „weiblichen“ Berufen. Eine solche Arbeitsmarktstruktur begünstigt die beidgeschlechtliche Arbeitsmigration, im Gegensatz zur vorwiegend männlichen Migration der Nachkriegsjahre.

2.1 Ansätze zur Erklärung von Migration

In der Migrationsforschung kann nicht von einem theoretischen Konzept gesprochen werden, das dem Phänomen in allumfassender Weise gerecht würde und das sich gegen andere Ansätze durchgesetzt hätte. Die Vielzahl von Ansätzen und Erklärungsversuchen beleuchten einzelne Teilaspekte und geben zusammen ein vielschichtiges Bild der Migration. Die meisten Ansätze können in drei Hauptrichtungen zusammengefasst werden: einer strukturalistischen, einer handlungs- und einer strukturtheoretischen. Letztere sucht die beiden anderen, sich konkurrierenden Richtungen zu vereinen.¹⁰

2.1.1 Strukturalistische Konzepte

Wenn von Arbeitsmigration die Rede ist, so wird davon ausgegangen, dass Erwerbsarbeit der Grund für die Migration sei. Aus dem Gros der Wissenschaften hat sich vor allem die Soziologie den Gründen struktureller sowie individueller Art für den Entschluss zur Migration gewidmet. Die strukturelle Sicht betrachtet Migration als einen demographischen Austausch von zwei Systemen, einem Geber- und einem Nehmersystem. Spannungen jeglicher Art, seien sie ökonomischer oder sozialer Natur, werden durch den Austausch ausgeglichen; es entsteht ein eigentliches Gleichgewicht durch das Verschieben von Elementen der Systeme, sprich Menschen. Migration kann somit als „kollektive Reaktionsform auf Systemprobleme, Ungleichgewichte oder strukturelle Spannungen, die durch die räumliche Allokation von sozialen Positionen und Positionsinhabern entstehen“¹¹ verstanden werden. Die Individuen sind aus dieser Sichtweise den strukturellen Umständen der Kombination von Systemen ausgeliefert und ihr Handeln wird dadurch determiniert.

Zu den wichtigsten Ansätzen gehören:

¹⁰ JOHNSTON, GREGORY, SMITH 1986:297.

¹¹ WAGNER 1989:21.

Gleichgewichtstheorie (SAUNDERS)

SAUNDERS überträgt die Gleichgewichtstheorie auf soziale Systeme, um damit Wanderungsbewegungen zu erklären. Gemäss SAUNDERS kann in einem sozialen System ein Ungleichgewicht zwischen dem Anspruchsniveau der Bevölkerung in Bezug auf den Lebensstandard und dem tatsächlich vorhandenen Lebensniveau entstehen. Der dadurch entstehende Bevölkerungsdruck führt zu einer Spannung, die ihre Lösung in einer Herabsetzung des Standards der Erwartungen, einer Erhöhung des tatsächlichen Niveaus oder einer Kombination der beiden Strategien findet. Die Erhöhung des Niveaus kommt durch Migration zustande, bei der ein höheres Niveau in einem neuen Kontext gesucht wird.¹²

Duale Arbeitsmärkte (PIORE)

Das Wirtschaftssystem der Industriestädte benötigt eine grosse Zahl billiger Arbeitskräfte für einfache Tätigkeiten. Der zunehmende Wohlstand ermöglicht den einheimischen ArbeiterInnen den Aufstieg in der Hierarchie der Erwerbstätigkeiten. Dadurch entsteht ein Mangel an Arbeitskräften in den unteren Lohnklassen. Dieser Bedarf wird mit AusländerInnen gedeckt. Die Angebots- und Nachfragefaktoren auf dem Arbeitsmarkt sind demzufolge determinierend für die Migration. Das Gleichgewicht bleibt dadurch erhalten, dass Migration als ausgleichende Kraft wirkt und die Differenzen verschiedener nationaler Arbeitsmärkte eibebnet.¹³

Sozio-strukturelle Theorie (HOFFMANN-NOWOTNY)

Hans-Joachim HOFFMANN-NOWOTNY erweitert die Gleichgewichtstheorie, indem er Macht und Prestige als zentrale Dimensionen sozialer Ungleichheit miteinbezieht. Macht entspricht dem „Grad, zu dem ein Anspruch des Akteurs auf Teilhabe an zentralen sozialen Werten durchgesetzt werden kann“, während Prestige für den „Grad, zu dem der Anspruch von Akteuren [und Akteurinnen] auf Teilhabe an sozialen Werten als legitim angesehen wird“¹⁴ steht. Wenn Macht und Prestige nicht im Einklang sind, entsteht Statusinkonsistenz. Diese sozialen Spannungen finden ihre Lösung im Sinne der Gleichgewichtstheorie in einer Erhöhung des Prestiges oder einer Ermächtigung der Akteure in der Migration.¹⁵

12 HOFFMANN-NOWOTNY 1970:85ff., WAGNER 1989:20ff.

13 JACKSON 1986:13.

14 WAGNER 1989:35.

15 vgl. WAGNER 1989:35ff. und HOFFMANN-NOWOTNY 1970.

2.1.2 Handlungstheoretische Konzepte

Die individuelle Perspektive, die als Ausgangspunkt handlungstheoretische Überlegungen wählt und so von der Mikroebene ausgeht, sieht jeden migrierenden Menschen als ein rationales Wesen. Dieser Mensch wägt Vor- und Nachteile seiner Situation gegeneinander ab und gelangt so zum optimalen Entscheid. Diese Vision des Menschen erinnert stark an den *homo oeconomicus* neoklassischer Wirtschaftstheorien, der absolute Rationalität und vollkommene Information als Grundsteine für menschliches Entscheiden voraussetzt.

Unter dem Begriff der handlungstheoretischen Konzepte oder neoklassischen Ansätze, wie sie manchmal auch genannt werden, gehören folgende wohl zu den bedeutendsten.

Klassische Migrationstheorie (RAVENSTEIN)

Mitte des 19. Jahrhunderts präsentierte RAVENSTEIN vor der britischen *Royal Statistical Society* seinen Artikel *The Laws of Migration*. Er stellt den ersten theoretischen Versuch dar, das Phänomen der Migration analytisch zu betrachten. RAVENSTEIN ging vom *homo oeconomicus* als Akteur aus.¹⁶ Dies setzt freien Willen und eine uneingeschränkte Perception der Umwelt voraus. Der *homo oeconomicus* handelt nach der Strategie des maximalen Profits.

Push-pull-Modell (LEE)

Das von LEE erarbeitete Push-pull-Modell fügt dem Ansatz von RAVENSTEIN die Anziehungsfaktoren der Nehmergesellschaft (*pull*) und die Abstossfaktoren der Gebergesellschaft (*push*) hinzu. Aus der ökonomischen Sicht stellen die Push-Faktoren u.a. fehlenden Zugang zu Ressourcen wie Land, fehlende Arbeitsmöglichkeiten, tiefe Löhne, unfruchtbares Land und Naturkatastrophen dar. Die Pull-Faktoren sind entsprechend attraktive Alternativen.¹⁷ In einer Erweiterung des Ansatzes können die Faktoren, welche mit dem Zielgebiet und mit dem Ursprungsgebiet verbunden sind, bewertet werden. Bei überwiegend positiver Bewertung des Zielgebiets fällt der Entscheid zur Migration, – sofern Hindernisse sowie individuelle Faktoren nicht zu stark ins Gewicht fallen.¹⁸

Humankapital

Wenn durch einen Ortswechsel die eigenen Humanressourcen besser eingesetzt und besser ausgenützt werden können, so kann in diesem Sinne Migration als eine Investition gesehen werden, die mit Kosten sowie Nutzen verbunden ist.¹⁹ Menschen migrieren

16 JACKSON 1986:13.

17 TREIBEL 1990:29.

18 HOFFMANN-NOWOTNY 1970:88.

19 WAGNER 1989:31.

dorthin, wo sie ihre bestehenden Humanressourcen – gemäss einer Kosten-Nutzen-Rechnung – am gewinnträchtigsten einsetzen können.

Household approach / new economy of migration

In einer Weiterentwicklung handlungstheoretischer Ansätze wird der Ort der Entscheidungsfindung auf die Ebene des Haushalts verlegt. Viele Studien zeigen, dass Migration nicht nur eine Entscheidung des migrierenden Individuums, sondern oft eine Strategie der Familie ist. „In these approaches, the household is viewed as a key socioeconomic unit that organizes resources, including labour, in order to accomplish a combination of productive and reproductive tasks.“²⁰

2.1.3 Strukturations-Konzepte

Die bis anhin diskutierten Ansätze werden dem systemischen Charakter der Migration kaum gerecht. Strukturalistische Konzepte konzentrieren sich einseitig auf strukturelle Aspekte, während handlungstheoretische Ansätze die Akteursperspektive einnehmen. Dagegen ziehen neuere Arbeiten, in Anlehnung an GIDDENS' Theorie der Strukturierung, eine systemische Sichtweise vor. Diese beinhaltet individuelle Entscheidungsfällung, MigrantInnennetzwerke und Flüsse von Kapital und Gütern. Wichtig wird hierbei, die Verbindungen zwischen den einzelnen Komponenten aufzuzeigen und zu analysieren. Doch wie Peter STALKER zu recht bemerkt, hat diese Sichtweise nicht zur Einfachheit beigetragen, auch wenn sie der Realität näher kommt.²¹

Mehrere Ansätze können auf diese Art in ein Gesamtkonzept eingebunden werden, in dem jeder Ansatz einen Teilaspekt beleuchtet. Zusammen ergeben sie eine sinnvolle Analyse eines so komplexen Systems. Einige Ansätze seien hier exemplarisch dargestellt:

Netzwerktheorien

Netzwerktheorien befassen sich mit dem Phänomen der Kettenwanderung. Untersucht werden dabei die Netzwerke zwischen Ursprungs- und Zielregion, die den nachziehenden MigrantInnen die Wanderung erleichtern. Von Bedeutung sind auch Netzwerke im Gastland, die unabhängig von der Ursprungsgesellschaft eine kulturelle Gemeinschaft bilden, deren Mitglieder sich gegenseitig unterstützen.²²

20 LAWSON 1988:41.

21 STALKER 1994:22.

22 PRODOLLET 1999:25.

Kumulative Verursachung

Die Theorie der kumulativen Verursachung besagt, dass jede Abwanderung die Ursprungsgesellschaft verändert und so weitere Wanderungen wahrscheinlich werden auf Grund etwa gestiegener Einkommensansprüche. Diese Theorie macht deutlich, dass Migration nicht als eine einmalige Bewegung von Menschen verstanden werden kann. Vielmehr tritt der systemische Aspekt in den Vordergrund, wenn die Migration auf unterschiedliche Weise, Veränderungen in der Herkunftsgesellschaft bewirkt.

Soziale Differenzen

Aktuelle systemtheoretische Arbeiten beginnen die Individuen entlang der asymmetrischen Verteilung von Ressourcen zu differenzieren. Dabei sind Kategorien wie Klasse, Geschlecht, Ethnizität und Alter von Bedeutung.²³ Die Masse der MigrantInnen wird dadurch in verschiedene soziale Gruppen unterschieden. Als Beispiel seien genannt: die Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte (*brain drain*), die Einwanderung von Menschen aus ehemaligen Kolonien (etwa MaghrebenerInnen in Frankreich), Gastarbeiter sowie Stripteasetänzerinnen.

2.2 Migration: eine Sache der Männer?

In den meisten klassischen Texten zur Migration scheint es tatsächlich, als ob Migration eine Angelegenheit der Männer sei. Global gesehen entspricht der Anteil migrierender Frauen, gemäss INSTRAW²⁴ 48%, jedoch praktisch dem der Männer. In den Industrienationen liegt der Prozentanteil der Migrantinnen etwas tiefer, für die 1980er Jahre bei 43% bis 45%. Global gesehen überwiegt in den Flüchtlingsströmen der Anteil der Frauen den der Männer.²⁵ Dennoch hat sich bis vor kurzem die Wissenschaft kaum mit der Geschlechterdimension in der Migration beschäftigt.

Ein typisches Beispiel, wie Forschung betrieben wurde, – auch von Frauen – ohne den Mythos des Mannes als „einzigen“ Migranten zu hinterfragen, stellt ein Zitat aus einer Studie zur Integration von Fremdarbeitern in der Schweiz und in der Bundesrepublik Deutschland von Maria Cintia MEIER-MESQUITA dar: „Bei den Fremdarbeitern in der Schweiz handelt es sich um verheiratete Männer, die mit ihren Ehefrauen in der Schweiz wohnen.“²⁶ Es bleibt in der Studie unerwähnt, dass viele Frauen ebenso alleine

²³ WRIGHT 1995:787.

²⁴ INSTRAW 1994:66, basierend auf den Zahlen im Ausland geborener Menschen in einem Land, Daten entstammen statistischen Erhebungen zwischen 1970 und 1986. Die Daten sind also nicht repräsentativ für ein bestimmtes Jahr, aber sie genügen für die Grössenordnung.

²⁵ FIBBI 1995:27. PRODOLLIET (1999:25) gibt noch etwas höhere Zahlen an: Anteil der Frauen an der Arbeitsmigration liegt bei 50%, Tendenz steigend, bei Wanderungen, die auf Flucht zurückzuführen sind beläuft sich der Anteil auf 70% bis 80%.

²⁶ MEIER-MESQUITA 1989:4.

migrierten und ihren Mann erst in der Schweiz kennenlernten. Ganz abgesehen davon sind auch verheiratete Frauen Migrantinnen und sie gehören zumeist ebenso zur erwerbstätigen Bevölkerung.

Doch worin liegen die Gründe für die Unsichtbarkeit der Frauen in der Migrationsliteratur? Gemäss Kathie FRIEDMAN-KASABA²⁷ sind die meisten Forschungsarbeiten in dreierlei Hinsicht problematisch. Einerseits unterliegen sie der stereotypen Annahme, dass der Prototyp einer migrierenden Person ein Mann sei, der als Familienoberhaupt eine verantwortungsvolle Ernährerfunktion einnehme. Die Rolle von Frauen in der Migration blieb somit zu einem grossen Teil unsichtbar. Dies wird auch von der in den Industriestaaten praktizierten Anwerbungs- und Arbeitsmarktpolitik unterstützt. Es wurden zumeist männliche Arbeitskräfte rekrutiert, und der Familiennachzug wurde auf unterschiedlichste Weise erschwert.²⁸ Die Ankunft der Frauen kann demzufolge als unbeabsichtigte Folge der Migrationspolitik bezeichnet werden.²⁹

Zweitens werden Frauen als unproduktiv (aus der ökonomischen Perspektive) und als abhängig (im sozialen Sinne) gesehen. Aus dieser Perspektive, welche die Frau im Zusammenhang des Familiennetzwerks betrachtet, wird sie zu einem Anhängsel des Migranten, sprich des männlichen Familienoberhaupt, reduziert. Dieser Aspekt steht in direkter Verbindung zur stereotypen Annahme, eine migrierende Person sei männlichen Geschlechts, da Männer (im Gegensatz zu Frauen) ökonomisch aktiv seien und Migration aus ökonomischen Gründen erfolge.

Und letztlich erscheint die Frau aus einer ökonomischen Perspektive losgelöst von sozialen und familiären Netzwerken als simple, quantifizierbare Arbeitskraft. Dadurch wird die Dimension Geschlecht vermieden und jede soziale Differenzierung in der ökonomische Einheit der Arbeitskraft aufgelöst.

Zu diesen Gründen, die spezifisch auf die Thematik der Migration zutreffen, kommen Aspekte wie die generelle Konzentration der Sozialwissenschaften auf Männer,³⁰ weil den Frauen auf Grund ihres untergeordneten Status meist eine passivere Rolle zugeschrieben wird. Dazu kommt, dass die meiste Forschung von Männern betrieben wurde. Wie das Beispiel von MEIER-MESQUITA zeigt, setzen auch viele Frauen diese wissenschaftliche „mainstream / malestream“-Brille auf.

27 FRIEDMAN-KASABA 1996:15.

28 Beispielsweise waren die befragten GalicierInnen gezwungen, mindestens zwei Zimmer zu mieten, sobald sie als Paar zusammenlebten.

29 FIBBI 1995:28ff.

30 INSTRAW 1994:4.

2.3 Die Kategorie Geschlecht in der Migration

2.3.1 Sichtbarmachung der Frau

Erste Ansätze, um diesem Missstand in der Forschung beizukommen, konzentrierten sich auf die Frau als solche in der Migration. Was mit einer „Sichtbarmachung“ der Frau umschrieben werden kann, äussert sich beispielsweise in Studien zur emanzipatorischen oder nicht-emanzipatorischen Wirkung von Migration auf jüdische und italienische Frauen in den USA³¹; eine weitere Studie betrachtet die spezifische Arbeitssituation von Migrantinnen am Beispiel von Irinnen in Leicester;³² Migration ist auch gekoppelt an Veränderung des Status von Frauen in, beispielsweise, der Türkei.³³ Die Thematik der Arbeit, insbesondere der Arbeitsteilung, und die Geschlechtlichkeit von Arbeit beschäftigt viele ForscherInnen. Die internationale Arbeitsteilung und die vermehrte Nachfrage nach „typisch“ weiblichen Dienstleistungen in Industrieländern bietet migrierenden Frauen einen Arbeitsmarkt. Gerade die Emanzipation der Frauen in Industrieländern – in entsprechenden sozioökonomischen Positionen – drängt die migrierenden Frauen in Aktivitäten, wie Haushaltsarbeit, die sich oft im informellen Sektor abspielen. Damit wird deutlich, dass Frauen nicht nur im Zuge individueller Entscheide wie Heirat und Familiennachzug migrieren, sondern auch von strukturellen Faktoren, wie einem entsprechenden Arbeitsmarkt, angezogen werden.³⁴

Diesen Studien ist es ein Anliegen zu zeigen, dass im Bereich der Migrationsforschung ein Nachholbedarf an geschlechterbezogener Forschung vorhanden ist. Dadurch, dass sich die Migrationsforschung lange auf den Migranten konzentrierte, sind viele Bereiche dieses Prozesses im Dunkeln geblieben.

2.3.2 Übergang zu einer analytischen Perspektive

Der Schritt von der „Sichtbarmachung“ der Frau hin zu einer Betrachtung der Kategorie Geschlecht als Beziehung, als soziale Interaktion im Rahmen und in der spezifischen Problematik der Migration, hat erst seinen Anfang genommen. Wie Caroline WRIGHT³⁵ argumentiert, hat eine analytische und konzeptuelle Forschung jene Arbeiten abgelöst, welche die Rolle der Frauen ins rechte Licht rücken sollten: „writing women back into migration history“, wie sie es treffend nennt. Die Arbeiten neueren Datums stellen demzufolge nicht einen Nachtrag zur bestehenden Forschung dar, sondern tragen integral dazu bei, dass sich Migrationsforschung weiterentwickelt.

31 FRIEDMAN-KASABA 1996.

32 KING & O'CONNOR 1996.

33 DAY & İÇDUYGU 1997.

34 PRODOLLIET 1999:25.

35 WRIGHT 1995:772.

Monica BOYD³⁶ differenziert in einer Studie zu Immigrantinnen in Kanada das Bild der migrierenden Frauen. Je nach Sprachkenntnissen in Französisch und Englisch und der sozioökonomischen Stellung der Migrantinnen bei ihrer Ankunft, nehmen diese sozial wie auch ökonomisch eine unterschiedliche Stellung in der kanadischen Gesellschaft ein. Während Migrantinnen aus westeuropäischen Nationen und aus den USA von ihren Kenntnissen profitieren, müssen sich Migrantinnen aus anderen Herkunftsländern oft mit einer niedrigeren sozioökonomischen Stellung begnügen. Bei dieser Studie sind Migrantinnen ihres Geschlechts wegen das Zentrum der Analyse.

Gleiches gilt für die Studie von Laura OSO und Christine CATARINO³⁷, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Haushalt, sowie geschlechtsspezifische Aneignung von öffentlichem und/oder privatem Raum untersuchen. Die Eingliederung der Migrantinnen in Spanien und Portugal erfolgt zumeist in wenig qualifizierten Berufen des Dienstleistungssektors unter prekären Bedingungen. Für eine Bestimmung und Neudefinition des Status der Migrantinnen beziehen die Autorinnen den Ehemann und die Familie als soziale Referenzen mit ein.

Frauen solle eine vermehrte Forschung gewidmet werden, da die Determinanten weiblicher Migration weitaus komplexer seien als jene der männlichen Migration. Die Autorinnen einer entsprechenden Studie³⁸ führen dies auf die „multidimensionalen Rollen“ zurück, die Frauen innehaben: sie sind für die Kinder verantwortlich, ihnen obliegt die Ernährung der Familie; oft sind sie es, die sich um eine funktionierende Ehe bemühen, und gleichzeitig spielen sie eine wichtige Rolle in der ökonomischen Produktion. Dem ist aber entgegenzuhalten, dass die Uniformität und Klarheit männlicher Rollenbilder ebenso konstruiert ist, wie die stereotype Passivität weiblicher Rollen.

Eine vielgenannte These ist die doppelte oder sogar dreifache Unterdrückung von Migrantinnen auf Grund von Geschlecht, Klasse und Ethnizität. Den Migrantinnen erwachsen daraus Nachteile in Bezug auf die Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt und die entsprechende Entlohnung.³⁹ Gerade Monica BOYD, die in ihrer Arbeit auf eine Differenzierung der Migrantinnen pocht, sieht für die Frauen als Gruppe einen doppelten Nachteil in Geschlecht und Klasse. Dass dieser Schluss viel mit der Position der betrachtenden Person zu tun hat, haben wenige ForscherInnen bis anhin hinterfragt. Aus einer Studie, die das eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann in Auftrag gegeben hat, wird dieser Trugschluss deutlich:

36 BOYD 1986.

37 OSO & CATARINO 1997.

38 INSTRAW 1994:3ff.

39 SASSEN-KOOB 1984:1148.

„Während die Schweizerischen Interviewpartnerinnen die Probleme von Frauenflüchtlingen vorwiegend als ‚kulturbedingt‘ definieren, sprechen die ausländischen Interviewpartnerinnen eher von ‚exilbedingten‘ Schwierigkeiten.“⁴⁰

Parminder BHACHU bezeichnet das dreifache Modell der Unterdrückung als eine „ethnozentristische Perspektive“. „What is overlooked is that they may actually choose to accept the traditional forms of the societies to which they belong.“⁴¹ Solange Frauen die negativen Stereotype nicht internalisieren, können die Kategorien und Identitäten eine befreiende Wirkung haben. Frauen können sich einer ethnischen Gruppe oder einer Religionsgemeinschaft zugehörig fühlen und aus dieser Zugehörigkeit Vertrauen und Sicherheit schöpfen, um sich auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten. Ich werde in Kapitel 7 noch einmal auf dieses Argument zurückkommen und es auf die galicische Migration anwenden.

2.3.3 Geschlecht als Gegenstand der Migrationsforschung

Geschlecht als soziale Kategorie erfährt in der Migration Veränderungen und Neudefinitionen. Die Kategorie beeinflusst in ihrer normativen Kraft aber auch den Prozess der Migration, wie Victoria LAWSON aus verschiedenen Studien zu Migration und Geschlechteraspekten in Lateinamerika schliesst.

„[G]ender identities and ideologies are fluid systems that interact with the migration in complex and contextual ways. To understand gendered migration fully, then research needs to take seriously the ways in which systems of gender transform, and are transformed by, mobility.“⁴²

Oft beruht die Entscheidung, wer aus einer Familie migrieren soll, um die Familie finanziell zu unterstützen, auf geschlechtsspezifischen Argumenten. Gleichzeitig ist aber auch von Bedeutung, in welchem Moment des Familienzyklus sich die Frage der Migration stellt.

Wenn im Verlauf der Migration eine Redefinition der Geschlechterbeziehungen möglich ist, so stellt sich die Frage, von welchen Faktoren ein solcher Wandel abhängt. Marta TIENDA und Karen BOOTH⁴³ haben sich dieser Frage angenommen und einen Ansatz erarbeitet. Sie halten folgende Faktoren für wichtig: Zunächst ist von Bedeutung, welche familiären und ehelichen Verpflichtungen eine Migrantin mitbringt, ob sie also alleine, mit dem Mann oder mit den Kindern migriert. Dann ist der Vergleich zwischen den produktiven Tätigkeiten in der Heimat und in der Migration wichtig, um eine Veränderung festzustellen und um die Bedeutung von Erwerbsarbeit richtig einzuschätzen. Weiter sind die Gründe für die Migration nicht zu unterschätzen, denn mit ihnen sind

40 Frauenflüchtlinge in der Schweiz, ein Handbuch. Hrsg. vom Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann, Bern, 1993. Zitiert in FIBBI 1995:26.

41 BHACHU 1986:238ff.

42 LAWSON 1998:50.

43 TIENDA & BOOTH 1991:54ff.

Erwartungen und die Bereitschaft verbunden, diese Erwartungen auch zu erreichen. Viertens fallen Aspekte des Migrationsprozesses an sich ins Gewicht, wie die zeitliche und geographische Dimension, der politische Status und Aspekte sozialer Kontraste wie rural-urbane Migration oder Migration zwischen sozial stark unterschiedlichen Gesellschaften. Letztlich ist von Interesse, welche soziale Bedeutung das von den MigrantInnen Erreichte in der Ursprungs-, in der Gast-, sowie in der Diasporagesellschaft der MigrantInnen selbst innehat.

2.4 Auswirkungen der Migration

Wenn ich eingangs Migration als eine Bewegung in Raum, Zeit und Gesellschaft beschrieben habe, so haben auch deren Auswirkungen unter anderem sozialen Charakter. Für die Herkunftsgesellschaft ist es von Bedeutung, wer, aus welcher Region und in welchem Masse migriert. Sind es die produktiven Arbeitskräfte oder SeniorInnen im Pensionsalter? Profitiert die Bevölkerung der Herkunftsregion von Geldtransfers der MigrantInnen? Inwiefern werden die Herkunftsregionen dadurch zu Orten der Konsumption anstatt der Produktion? Für die Zielgesellschaft bilden ArbeitsmigrantInnen einen billigen Puffer für schwankende Arbeitsmärkte in Sektoren die stark konjunktur- oder witterungsabhängig sind. ImmigrantInnen sind gleichzeitig aber auch Fremde, deren Anwesenheit die ganze Thematik von Fremdenfeindlichkeit bis Integration aufwirft.

Was bedeutet der Zustand aber für die Migrierten selbst? In welchem Mass kann Migration tatsächlich als eine soziale Transition gesehen werden? Folgende Faktoren können gemäss der Literatur als wichtig erachtet werden:

1. Trennung von der Familie und vom Freundeskreis⁴⁴

Wenn ein (Ehe-)Paar oder eine Kernfamilie, die in einem Haushalt gemeinsam lebt, sich trennt, so fallen zwei Haushalte an. Gezwungenermassen müssen in beiden Haushalten die einzelnen Mitglieder andere Aufgaben und Rollen übernehmen, die vorher ausserhalb ihres Zuständigkeitsbereichs lagen. Das kann zum Erlernen neuer Fähigkeiten führen. Wenn diese neuen Rollen nicht nur als notwendiges und vorübergehendes Übel akzeptiert werden, sondern den Beteiligten neue Perspektiven eröffnen, so kann sich die neue Aufgabenteilung in einem veränderten Rollenbild, in modifizierten Normen und Erwartungen niederschlagen. Da zwei Haushalte teuer zu unterhalten sind, wird oft auch einer der geteilten Haushalte mit einem dritten zusammengelegt. Beispielsweise nehmen die Grosseltern ihre Enkel bei sich auf, während die Eltern migrieren.

44 BUECHLER & BUECHLER 1978:235; DAY & IÇDUYGU 1997:347.

Die Trennung geht aber auch über den Rahmen der familiären Beziehungen hinaus. Die Trennung vom Freundes- und Bekanntenkreis schafft eine Situation sozialer Entwurzelung. Beziehungen müssen neu geschaffen werden, und es besteht daher auch die Möglichkeit, zumindest theoretisch, diese neu zu definieren. Dieser Schritt aus einem bestehenden sozialen Beziehungsnetz hinaus kann eine Chance darstellen; er kann aber auch zu einer Belastung werden.

2. Erhöhter ökonomischer Status der MigrantInnen und deren Familien⁴⁵

Der Kapitaltransfer, der von den MigrantInnen zurück ins Heimatland stattfindet, kommt dort entweder den Zurückgebliebenen direkt zugute oder wird investiert, um bei der Rückkehr der MigrantInnen gesichert und vermehrt vorzuliegen. Oft wird in ein Haus investiert, das die spätere Bleibe garantiert, oder in Wohnungen, die gewinnbringend vermietet werden können. Das erhöhte Vermögen hebt in den allermeisten Fällen den sozialen Status der MigrantInnen, wie auch deren Familien. Dies wird oft durch den Erwerb gewisser Konsumgüter, wie Autos oder teure Fernseher, demonstriert. Der Statusgewinn der MigrantInnen wird jedoch von den Zurückgebliebenen oft mit Neid betrachtet und die MigrantInnen kehren dann als „Neureiche“ in ihre alte Heimat zurück.

3. Kontakt mit anderen Personen oder Lebensstilen⁴⁶

MigrantInnen leben im Gastland oft spartanisch, weil der grösste Teil des Verdienstes gespart wird. Sie kommen aber mit Lebensstilen in Kontakt, die jenseits ihrer ökonomischen Möglichkeiten liegen. Dadurch verändern sich die Vorstellungen, welche Infrastruktur vorhanden sein sollte und was das soziale Umfeld bieten sollte. Die Migration wird dann als ein Opfer empfunden, um später einen idealisierten Lebensstil realisieren zu können. Die zehrende, von Arbeit geprägte Zeitspanne der Migration ist oft nur mit der Perspektive der Endlichkeit zu ertragen. Ein bequemerer, sichereres Leben nach der Rückkehr winkt als Belohnung und Ziel zugleich für die durchzustehenden Mühen. Diesen Erwartungen bei der Rückkehr kann das Umfeld, aus dem die MigrantInnen stammen, meist nicht gerecht werden.

4. Geschlechtsspezifische Faktoren

Wie und in welcher Weise sich Migration auf die Kategorie „Geschlecht“ auswirkt, welche Möglichkeiten zur neuen Aushandlung der Beziehungen sich MigrantInnen bieten, soll im Verlauf dieser Arbeit diskutiert werden. Die Frage nach den Faktoren, die in der Aushandlung von Geschlechterbeziehungen von Bedeutung sind, wird Aspekte wie den Zugang zum Arbeitsmarkt, veränderte Aufteilung der Aufgaben inner-

⁴⁵ BUECHLER & BUECHLER 1978:133; DAY & İÇDUYGU 1997:347.

⁴⁶ DAY & İÇDUYGU 1997:347;

halb der Familie und die Bedeutung von sozialen Netzen analysieren. Grundlegend dafür ist ein Konzept von Geschlecht, das ich im nächsten Kapitel ausführen möchte.

3 Theoretische Facetten der Kategorie Geschlecht

Das Bewusstsein für Geschlechterfragen hat in den letzten Jahrzehnten in der Wissenschaft stark zugenommen. Eine wachsende Zahl von Arbeiten befasst sich mit Themen der Frauen- und Geschlechterforschung. Die Entwicklungen, die in der Theoriebildung vollzogen wurden, sind vielfältig und oft auch kontrovers. Ich möchte hier nicht im Detail darauf eingehen, sondern die für meine Arbeit wichtige Vielschichtigkeit des Begriffs darlegen.

Ich sehe im wesentlichen drei Ebenen, für die der Begriff des Geschlechts von Bedeutung ist: einmal die analytische Ebene, wenn Geschlecht als eine Variable der sozialen Differenz verstanden wird; dann ist Geschlecht fundamental für die Bildung von Identität; und schliesslich geht es auch um die Frage ob und wie Geschlecht eine Konstruktion darstellt. Wie kommt es zur Bedeutung und Bewertung, die der Femininität und Maskulinität inhärent scheinen. In einem letzten Abschnitt werde ich die verschiedenen Aspekte noch einmal aufgreifen, welche für die Arbeit von Bedeutung sind und zu einem theoretischen Konzept zusammenfassen.

3.1 Geschlecht als Variable

Die Trennung von sozialem (*gender*) und biologischen Geschlecht (*sex*) ermöglicht es, Geschlecht als sozial konstruierte Differenz aufzufassen. Gleichzeitig wird die soziale Konstruktion aber an eine vermeintlich eindeutige biologische Zweigeschlechtlichkeit geknüpft. Diese Gedanken basieren zu einem grossen Teil auf den Überlegungen Simone DE BEAUVOIRS, die in ihrem Buch „Das andere Geschlecht“ (*Le deuxième sexe*) treffend beschreibt, dass eine Person nicht als Frau auf die Welt kommt, sondern auf der Welt erst zur Frau (gemacht) wird. Die Gesellschaft ist es, gemäss DE BEAUVOIR, die die Grenze zwischen dem Mann und dem Nicht-Mann, also der Frau, zieht. Durch diese Trennung wird die soziale Dimension von Geschlecht analysiert und hinterfragt, die körperliche Geschlechtlichkeit wird damit aber akzeptiert.

Arbeiten aus dem Feld der Ethnologie haben gezeigt, dass biologisches und soziales Geschlecht nicht immer eindeutig miteinander verknüpft sind und dass körperliche Merkmale der Geschlechtlichkeit keineswegs unbedingt als solche wahrgenommen

werden. Die Soziologin Bettina HEINTZ⁴⁷ argumentiert in diesem Zusammenhang, dass wir unserem Körper geschlechtsspezifische Merkmale und Ausdrucksformen einschreiben, um ihn als männlich oder weiblich darzustellen. In der sozialen Interaktion lernend, schreiben wir die Zeichen (Blicke, Bewegungen, Stimme, Gestik, Sprache etc.), die Geschlecht für andere sichtbar machen in unseren Körper ein. Es ist daher nur eine logische Folgerung, das biologische Geschlecht als ebenso konstruiert anzusehen, wie das soziale. Ich möchte diese Diskussion nicht weiter verfolgen, werde im Folgenden aber nicht zwischen biologischem und sozialem Geschlecht unterscheiden, da beide konstruiert sind.

In der Diskussion um Geschlecht als analytische Kategorie stehen einander zwei Sichtweisen gegenüber: Geschlecht als Dichotomie und als Kontinuum.⁴⁸

3.1.1 Geschlecht als Dichotomie

Eine radikal feministische Sichtweise, welche die Unterdrückung der Frau als eine universelle Gegebenheit betrachtet, findet die Begründung des Machtgefälles zwischen Mann und Frau in Dichotomien. Die Dichotomien beinhalten in ihrer Gegensätzlichkeit immer auch eine Wertung, indem einer der beiden Werte als erstrebenswert und stark, der andere als schwach betrachtet wird. Die Differenz der Geschlechter wird so zu einem hierarchischen Gegensatz stilisiert.

Die Basis für eine solche Interpretation der Geschlechterdifferenz liefert ein hierarchisiertes dichotomes Denken. Neben der Kategorie Geschlecht werden auch andere Kategorien dergestalt interpretiert: Arbeit wird aufgeteilt in Produktion, die ökonomisch produktive Arbeit, und Reproduktion, die ökonomisch unproduktive Arbeit, die aber für den Erhalt der Arbeiterklasse nötig ist; eine räumliche Aufteilung findet in der Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit statt. Shirley ORTNER ging in den 1970er Jahren der Dichotomie von Natur und Kultur nach und verband sie mit der Geschlechterdichotomie. Der Diskurs kann verkürzt zusammengefasst werden: Männer unterwerfen Frauen dadurch, dass sie letztere durch die Hausarbeit von der Öffentlichkeit ausschließen und dies mit der Parallele von Weiblichkeit und Natur begründen. Frauen sind in dieser Argumentation genauso unberechenbar wie die Natur. Sie stellen durch ihre Körperlichkeit eine Gefahr dar für die Männer und müssen deshalb bezwungen werden.

Diese Argumentationen verwenden Stereotype für Weiblichkeit und Männlichkeit und erklären somit die ökonomische oder soziale Stellung der Frau mit der Vorstellung, die diese Stellung gleichzeitig repräsentiert. Eine solche Argumentation ist nicht nur tauto-

47 HEINTZ et al. 1997:59.

48 MORGAN 1999.

logisch, sie formuliert Kategorien wie Mann - Frau und Produktion - Reproduktion geradezu als gegensätzlich und dichotom und trägt dazu bei, sie zu perpetuieren.

„Dabei ist der Inhalt des Gegensatzes durchaus beliebig, zumindest ist er historisch veränderbar, nicht aber die Tatsache, dass er als binärer Gegensatz, als System von Über- und Unterordnung hierarchisch gefasst ist. Mit den binären geschlechtsspezifischen Zuordnungen werden gleichzeitig Wertigkeiten transportiert.“⁴⁹

Jane COLLIER und Sylvia YANAGISAKO⁵⁰ kritisieren diese Erklärungsmuster und vor allem deren Ausdehnung auf andere Gesellschaften. Sie bemerken zu Recht, dass der Griff zu dichotomen Kategorien und Wertesystemen in der Sozialforschung letztere zu einem Teil erst so geschaffen hat, wie wir sie heute kennen. In ihren Worten:

„[the] claim that the domestic/public and nature/culture oppositions are transformations of each other is valid, although not because these oppositions summarize, each in a way more suited to the theoretical interests of a particular analyst or the cultural idiom of a particular society, a universal structure of gender relations. Rather domestic/public and nature/culture, like the reproduction/production distinction [...], are variations of an analytical dichotomy that takes for granted what we think should be explained.“

Dieses „taking for granted what should be explained“ bestärkte die dichotomen Differenzen, wenn es sie nicht zum Teil in dieser Klarheit erst schuf.

3.1.2 Geschlecht als Kontinuum

Die dichotomen Kategorien beruhen auf dem Prinzip der Identitätskonstruktion, wie sie Edward SAÏD⁵¹ an der Konstruktion des Orients als Identifikationsgegenpol zum Okzident beschreibt. Analog werden Mann und Frau als Gegensätze verstanden, die nur dadurch Bestand haben, dass der Gegenpol auch existiert. Der Mann ist nur solange Mann, als er in der Beziehung zur Frau sich als männlich manifestiert und umgekehrt.

Inhärent ist diesen Dichotomien⁵² der Gegensatz von wir – sie, ich – die anderen; ein Ausgrenzungsverfahren, das im Englischen als *othering* bezeichnet wird. Die sozial mächtigere Gruppe definiert sich als das Zentrum und verdrängt alle anderen in die Peripherie. Räumlich können sich solche Dichotomien in den Unterscheidungen von privatem und öffentlichem Raum manifestieren. Im sozialen Raum kann eine Position als zentral oder marginal angesehen werden. Die amerikanische Feministin bell HOOKS hat, als Wissenschaftlerin, mit Arbeitsort an einer Universität und entsprechendem Gehalt, teil am Zentrum. Andererseits ist ihre Position auch marginal, da sie in einem der ärme-

49 WECKER 1996:8.

50 YANAGISAKO & COLLIER 1987:20.

51 SAÏD [1978] 1995: Er zeigt, wie in den Texten europäischer Schriftsteller wie Hugo, Goethe, Nerval, Flaubert und Fitzgerald eine Vision des Orients entstand, wie der Orient als Einheit überhaupt erst eine Fiktion europäischer, okzidentaler Vorstellung ist. Die Orientalistik, die sich wissenschaftlich mit dem "Orient" befasst, lieferte das "fundierte" Wissen, indem sie sich meist auf die "klassischen" Perioden kulturellen Schaffens konzentrierte und kaum Interesse für die Gegenwart zeigte.

52 Zur historischen „Entdeckung der Differenz“ siehe HEINTZ (1993:30ff). Sie beschreibt, wie die Anatomie erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts weibliche und männliche Körper unterschied. Früher wurden Körper als menschlich betrachtet, da die meisten Organe und Funktionen für beide Geschlechter gleich sind.

ren Viertel mit schwarzer Bevölkerung aufgewachsen ist. Wenn sie in ihr Viertel zurückkehrt, überquert sie die Grenze, die Zentrum und Rand trennt, oder sie ist zugleich zentral und marginal.

Bell HOOKS demonstriert hier exemplarisch, was geschieht, wenn ein solcher Diskurs im Raum, über menschliche Körper und in einem sozialen Umfeld stattfindet. Durch unsere Mobilität sind wir nur bedingt an Orte und Räume gebunden, und haben daher auch die Fähigkeit, die Grenzen, die zwischen den dichotomen Räumen konstruiert werden, zu überschreiten. Grenzen, die als Afroamerikanerin vielleicht nicht überschritten werden können, sind als Akademikerin passierbar. Die Grenzen sind in diesem Sinne, genauso wie auch die sozialen Kategorien der Differenz, veränderbar. Sie können in der Interaktion verwischt und wieder errichtet werden.⁵³

Wir sind also eher durch das Überschreiten von Grenzen gekennzeichnet, als durch das Verweilen innerhalb definierter Kategorien. Das Überschreiten führt uns aber nicht von einem Extrem ins andere. Bildlich gesprochen steht zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum nicht nur eine Tür als Trennung, sondern auch eine Schwelle als Verbindung. Eine Schwelle auf der man sich gleichzeitig innen und aussen aufhalten kann.

Tamsin LORRAINE⁵⁴ argumentiert in ähnlicher Weise, wenn sie darauf hinweist, dass die Idealbilder von Weiblichkeit und Männlichkeit, die sie skizziert, als solche nicht lebbar sind. Wenn Geschlecht aber nicht als Dichotomie, sondern als Kontinuum betrachtet wird, so verharren die Menschen nicht auf zwei entgegengesetzten Positionen, sondern können eine Position auf dem Kontinuum einnehmen. Die Menschen sind also nicht Mann oder Frau, sondern etwas Mann und etwas Frau, oder weniger provokativ formuliert: etwas männlich und etwas weiblich, vereint in der gleichen Person.

3.2 Geschlecht als Identität

Die Frauen- und Geschlechterforschung hat gezeigt, dass die Kategorie Geschlecht – zumindest in der westlichen Welt – stark mit der Identität jeder Person verwachsen ist. Wenn es anfangs um Gleichstellungsfragen ging, so werden heute immer mehr Fragen diskutiert, die fundamental sind für das Selbstverständnis jeder einzelnen Person. Deshalb, denke ich, ist Frauen- und Geschlechterforschung auch immer ein Feld starken Engagements gewesen und hat damit innerhalb der Disziplin zu kontroversen Diskussionen geführt.

⁵³ Zur Verwischung der Grenzen zwischen Dichotomien siehe auch: HANSON & PRATT 1995, SMITH 1997, BROWNHILL & HALFORD 1990.

⁵⁴ LORRAINE 1990:187, 196ff.

Die wissenschaftliche Dimension von Geschlecht hat sehr davon profitiert, dass (nicht-westliche) Wissenschaftlerinnen wie bell HOOKS, Parminder BHACHU, Vandana SHIVA u.v.a. sich nicht mit der Version von Geschlecht identifizieren konnten, wie sie die Wissenschaft verwendete. Aber auch westliche Wissenschaftlerinnen fühlten bald ein Unbehagen, wenn es um *die* Frau ging.⁵⁵ Die Diskussionen, die entstanden, brachten ein differenziertes Bild von Geschlecht hervor, das Geschlecht kontextspezifisch von anderen Variablen abhängig sieht. Henrietta MOORE fordert, dass stärker innerhalb des Geschlechts unterschieden werden soll, als nur zwischen den Geschlechtern: „the pressing task for [...] the future is that we must begin to acknowledge the differences within rather than simply the differences between“.⁵⁶

Es ist somit wichtig zu sehen, dass Geschlecht auch eine abhängige Variable sein kann, eine Kategorie, der je nach Kontext eine andere Bedeutung zukommt. Nicht nur in geographischer und historischer Sicht variiert die Kategorie, sondern auch in unterschiedlichen sozialen Kontexten des täglichen Lebens.

„[G]endered characteristics vary not only between countries and over historical time but also in everyday spaces and interactions. So, for example, in bars, clubs, parliamentary buildings, student hotels and offices the use of gender symbols and expectations of gender-appropriate behaviour vary.“⁵⁷

Die verschiedenen Kontexte stehen nicht als Alternativen nebeneinander, sondern sind in ihrer sozialen Bedeutung meistens auch hierarchisch geordnet.

3.2.1 Achsen der Differenz

Kontext ist nur eine mögliche Abhängigkeit der Variable Geschlecht. Das Konzept der Achsen der Differenz⁵⁸ bietet die Möglichkeit alle relevanten Kategorien sozialer Differenz in die Analyse miteinzubeziehen. Jede Kategorie kann als Achse verstanden werden, der Schnittpunkt aller relevanten Achsen ist bezeichnend für eine Person oder Gruppe. Mit anderen Worten:

55 MÉNDEZ 1991.

56 MOORE 1993:204. Sie unterstützt ihre Aussage mit vielfältigem Material aus der ethnologischen Forschung. Interessant hierbei ist die Analyse von Serge TCHERKEZOFF, im selben Band (*Gendered Anthropology*, Teresa DEL VALLE (ed.)), der im indonesischen Kontext, die Mann-Frau-Beziehung nicht in der üblicherweise angenommenen Dyade Ehefrau-Ehemann, sondern durch das Paar Bruder-Schwester analysiert.

57 MCDOWELL & SHARP 1999:105.

58 Vgl. HERZIG (1999). Pascale HERZIG erläutert das Konzept der Achsen der Differenz und verwendet es in ihrer Diplomarbeit als theoretischen Ansatz.

„[the concept is] to use these different divisions as primary colours which can be mixed in all kinds of shades. The act of mixing might be as important as the individual colours which are mixed.“⁵⁹

Lebenszyklus (life course)

Das Stadium des Lebenszyklus, in dem sich ein Individuum gerade befindet, wird von der Sozialforschung meist ausser Betracht gelassen. Wenn von Menschen gesprochen wird, so sind damit meist nicht einfach nur Männer, sondern Männer mittleren Alters gemeint. Dass die Bedürfnisse und Fähigkeiten, die Einschränkungen und Wünsche je nach Lebensstadium variieren, ist zwar einleuchtend, doch wird diesem Faktum kaum Rechnung getragen. Gerade für die Kategorie Geschlecht findet der Lebenszyklus kaum Beachtung, wenn Frauen auf die Rollen von Müttern und Ehefrauen reduziert werden.

Cindi KATZ und Janice MONK⁶⁰ hinterfragen die Kategorie Frau in der feministischen Forschung. Die Beziehung zu den Kindern und die soziale Rolle als Mutter werden meist als prägende Ereignisse im Leben einer Frau bezeichnet. Cindi KATZ und Janice MONK wehren sich gegen eine Definition des Frauseins über die Erfahrung der Geburt und des Grossziehens von Kindern. Sie postulieren, dass es im Leben einer Frau verschiedene Stadien gibt und verschiedene prägende Momente, welche die Identität einer Frau mitkonstituieren.

Ort (place)

Eine weitere Dimension, wie innergeschlechtliche Differenzen thematisiert werden können, ist der Ort. Der Begriff bezeichnet nicht den räumlichen Rahmen, in dem sich die sozialen Beziehungen eines Individuums abspielen. Es geht vielmehr um das gemeinsame historische Wissen, um kollektive Erfahrungen und Wertschätzungen, wie sie die Bevölkerung einer Nation oder einer Region haben. Janet MOMSEN und Viv KINNAIRD⁶¹ beschreiben eine Vielzahl weiblicher Erfahrungen, die durch Kategorien geprägt und definiert sind, welche an spezifische räumliche Kontexte gebunden sind. Ein Ort wird definiert durch die Kreuzung der verschiedenen Trajektorien, der Menschen in ihrer Bewegung durch den Raum.⁶² Diese Charakteristika prägen wiederum auch die sozialen Interaktionen, die an einem Ort stattfinden.

Die heutige Stellung der Frau in Argentinien und die Art, in der der Diskurs über Geschlechteridentität geführt wird, kann nur aus einer Sicht verstanden werden, die die spezifischen Qualitäten dieses Ortes mitberücksichtigt. Während der Jahre der Diktatur versammelten sich die *Madres de la Plaza de Mayo* (Mütter von Verschwundenen), um

⁵⁹ MORGAN 1999:26.

⁶⁰ KATZ & MONK 1993.

⁶¹ MOMSEN & KINNAIRD 1993.

⁶² Zum Konzept von dynamischen Orten (*progressive sense of place*) siehe Doreen MASSEY (1994).

sich gegen das Vergessen zu wehren. Auf ihrem langen, gefährlichen Protestweg sind sie zu Identifikationsfiguren geworden. Die Verbindung von politischem Kampf und Aushandlung von Geschlechterbeziehungen ist, wie Sarah RADCLIFFE⁶³ zeigt, spezifisch für den argentinischen Kontext.

Soziale Schichtung (social stratification)

Eine vertikale soziale Schichtung kann sich auf unterschiedliche Ideologien zur Erklärung und Legitimation der Gegensätze berufen. Zum einen ist die Klassenideologie zu nennen, die auf ökonomischen Prinzipien beruht. Die Stellung im Arbeitsmarkt äussert sich in einem entsprechenden Lohngefälle. Soziale Schichtung kann auch auf religiösen Kriterien, wie sie sich im indischen Kastensystem äussern, beruhen.

Das Verständnis von Weiblichkeit, wie Beverly SKEGGS an einem englischen Beispiel zeigt, ist stark abhängig von der sozialen Schicht. SKEGGS leitet die Entstehung dieser Vorstellung von Weiblichkeit aus dem Bedürfnis des Kleinbürgertums ab, sich gegen die Arbeiterklasse abzugrenzen.

„By the end of the nineteenth century femininity had become established as a (middle-) classed sign, a sign of a particular form of womanhood. It was to be the *property* of middle-class women who could *prove* themselves to be respectable through their appearance and conduct.“⁶⁴

Aus den Interviews, die sie mit jungen Frauen der Arbeiterklasse in England führte, wird deutlich, dass diese Weiblichkeit als eine Art Hülle überstülpen; Auch wenn es ihnen Spass bereitet, eine solche Weiblichkeit abends in der Disco zur Schau zu stellen, ist es aber nicht ihre Art von Weiblichkeit.

„It is more difficult for working-class women to make a bodily submission to ideas about herself, for herself and her body is of a different class, within a different cultural and material economy. This is why when they do try on femininity they often feel it is the wrong size.“⁶⁵

Race – Ethnizität (ethnicity)

Dass Ethnizität und *race*⁶⁶ eine Rolle spielen, hat die Diskussion zwischen weissen und farbigen Frauen gezeigt. Es wurde deutlich dass, „[...] to be white and female is to occupy a social category that is inescapably racialised as well as gendered“.⁶⁷ Dies nutzten Frauen aus dem viktorianischen England, um andere Kontinente zu bereisen. Ein Beispiel hierfür ist Mary Kingsley, eine Engländerin, die sich der hierarchischen

63 RADCLIFFE 1993.

64 SKEGGS 1997:99.

65 SKEGGS 1997:100.

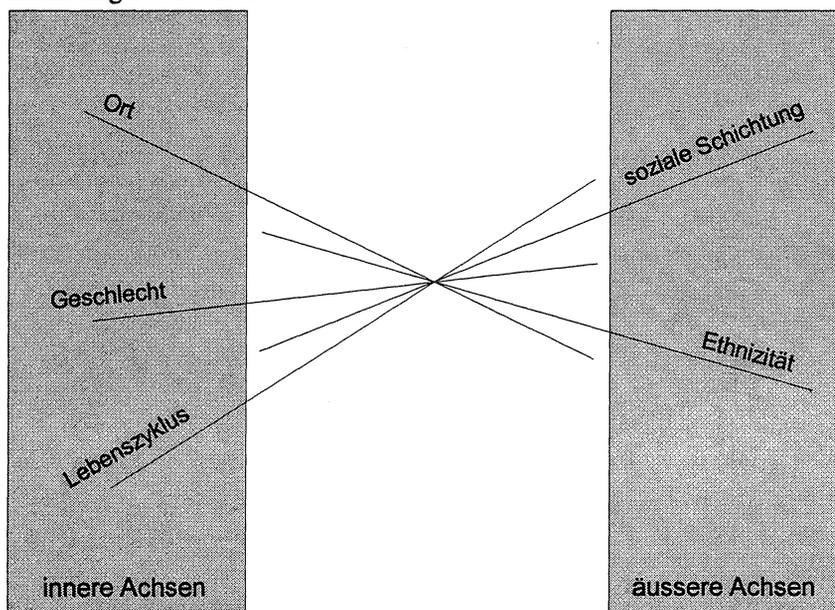
66 Ich verwende den englischen Begriff *race*, weil Rasse im deutschen seit der Kolonialzeit und besonders im Kontext des Nationalsozialismus diskriminierend verwendet wird.

67 Vron WARE (1992) *Beyond the Pale*: xii, in: WGSG 1997:77.

Position bewusst war, die ihre weisse Hautfarbe ihr in Afrika sicherte. Als Frau in England gehörte sie in der Statushierarchie zu einer tieferen Ebene, während sie sich auf ihren Reisen das koloniale Machtgefälle, das auf Hautfarbe baut, zu Nutzen machte.⁶⁸

Ethnizität und *race* sind zwei ähnliche und doch wieder unterschiedliche Konzepte von kollektiver Identität. Die Identität einer ethnischen Gruppe beruft sich auf soziale Werte wie eine gemeinsame (konstruierte) Abstammung, eine gemeinsame Geschichte oder andere Symbole der Zusammengehörigkeit. Die Zuschreibung kann von aussen aber auch von der Gruppe selbst erfolgen und muss nicht zwingend mit einer Auf- oder Abwertung der Gruppe gegenüber anderen einhergehen. Der Begriff *race* beruht dagegen auf physischen Unterschieden von denen die Hautfarbe nur ein Beispiel darstellt. Die Zuschreibung erfolgt von aussen, von einer anderen, dominierenden Gruppe und widerspiegelt somit eine Machthierarchie. Die Identität wird zumeist von aussen konstruiert und beinhaltet eine Wertung.⁶⁹

Abbildung 1: Achsen der Differenz



Quelle: eigene Darstellung

Die Achsen der Differenz sind bis zur postmodernen Beliebigkeit erweiterbar. Die hier vorgestellten Achsen sollen in diesem Sinne nicht als komplette Liste verstanden werden. Sie stellen vielmehr diejenigen Achsen dar, die für die vorliegende Arbeit von Bedeutung sind.

⁶⁸ BLUNT 1994.

⁶⁹ Nach HARTMANN 1998:35, in: HERZIG 1999:23. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit den beiden Begriffen findet sich bei HERZIG 1999:19-25.

Die vier Achsen Ort, Lebenszyklus, soziale Schichtung und Ethnizität sind bezeichnend für die Gemeinschaft der galicischen MigrantInnen. Geschlecht kann als eine fünfte Achse verstanden werden. Die äusseren Achsen stellen Kategorien dar, die die galicische Gemeinschaft gegen aussen, etwa gegen die Zürcher Gesellschaft, abgrenzen. Die Achsen, die ich als innere Achsen bezeichnet habe, zu denen auch die Achse Geschlecht gehört, strukturieren die Gemeinschaft selbst. Der Achse „Ort“ kommt in dieser Arbeit besondere Bedeutung zu, da Migration einen Ortswechsel impliziert.

3.2.2 Zwischen Essentialismus und Nominalismus⁷⁰

Die Differenzierung der Kategorie Geschlecht führte zu einem Prozess, der mit dem englischen Begriff *destabilizing gender* beschrieben werden kann. Verschiedene feministische Forscherinnen vertreten unterschiedliche Positionen: für einige hat *gender* das Primat behalten, während andere Geschlecht weiterhin als eine wichtige soziale Differenz betrachten, sie aber in Verbindung bringen mit anderen sozialen Diskursen, die Differenz erzeugen. Für andere hat Geschlecht aber in dem Sinne seine Stabilität verloren, als die Kategorie von jeglichem Essentialismus befreit wurde und als eine differenzierende Kategorie in einem hierarchischen System im Zusammenspiel mit anderen Kategorien Macht und Unterdrückung legitimiert. Teresa DE LAURETIS⁷¹ versteht feministische Theorie als

„a developing theory of the female-sexed or female-embodied social subject, whose constitution and whose modes of social and subjective existence include most obviously sex and *gender*, but also race, class, and any other significant socio-cultural divisions and representations.“

Feministische Theorie wird somit zu „a theory of the essence of difference“.⁷²

Die Kategorie Geschlecht wird gemäss Teresa DE LAURETIS zu einer Position, die man bewusst oder unbewusst bezieht. Mit dem Beziehen einer Position trachtet sie danach, der Beliebigkeit, die durch eine Hypostasierung der Differenz entsteht, einen Gegenwert zu setzen. Sie grenzt sich damit auch gegen Judith BUTLER ab und wehrt sich gegen die Idee, dass man jeden Tag eine andere Hülle tragen könne, einmal männlich, einmal weiblich, ganz nach Belieben. Dabei löst sich in letzter Konsequenz das Subjekt auf und es wird zu einem beliebigen Träger von geschlechtlicher Information.⁷³ Geschlecht als

70 Essentialismus bezeichnet in der feministischen Wissenschaft die Position, die Unterschiede in der Kategorie Geschlecht auf essentialistische, biologische Unterschiede zwischen Männern und Frauen zurückzuführen. Dieses biologisch deterministische Argument findet sich in der Bewegung des Ökofeminismus: Es wird angenommen, dass Frauen ihres Wesens (Essenz) wegen, näher zur Natur stünden. Sie gelten daher als Beschützerinnen der Natur. (vgl. MCDOWELL & SHARP 1999:76-77). Der Nominalismus wird von post-strukturalistischen TheoretikerInnen vertreten. Kategorien wie Geschlecht werden dabei zu leeren Worthülsen, da nur der sinnlich wahrnehmbare Gegenstand real ist. Jede Person ist in ihrer Einzigartigkeit real, eine verbindende Gemeinsamkeit wie Geschlecht wird dabei aber verneint (vgl. DE LAURETIS 1993).

71 DE LAURETIS 1993:319.

72 DE LAURETIS 1993.

73 Vgl. BUTLER 1997. Hier macht Judith BUTLER die Macht der Sprache zum Thema des ganzen Buches. Sie postuliert, dass die Sprache vor dem Subjekt und damit vor der sozialen Realität steht. Ein Mensch beginnt gemäss BUTLER erst als soziales Wesen zu existieren, sobald er oder sie angesprochen wird und damit am Diskursiven teilhaben kann.

Position stellt eine Alternative dar zum unüberwindbaren Gegensatz des Essentialismus radikal feministischen Gedankenguts und des Nominalismus poststrukturalistischer Denkerinnen wie Judith BUTLER. DE LAURETIS hebt den Essentialismus auf, indem sie argumentiert, Geschlecht sei weder natürlich, biologisch, universell noch unentbehrlich. Der Auflösung des Subjekts stellt sie den Ansatz gegenüber, Geschlecht sei eine soziale Position, die ein Subjekt einnimmt und von der aus es handelt.

Einen anderen Ausweg aus dem Dilemma von Essentialismus und Nominalismus beschreibt der Begriff des *doing gender*. Er umfasst die Idee, dass man nicht ein Geschlecht hat, sondern eines darstellt,⁷⁴ und dass Tätigkeiten oder soziale Rollen erst vergeschlechtlicht werden müssen.⁷⁵ Gerade in neueren Untersuchungen, die die Trennung von biologischem und sozialem Geschlecht aufheben, wird deutlich, dass auch der Körper in dieses *doing gender* stark miteinbezogen ist. Viel stärker als durch die Genitalien, die in unserer Kultur nicht gezeigt werden, stellen wir Geschlecht mit dem Haarschnitt, der Betonung langer Beine, einem entsprechenden Gang etc. dar.

In Handlungen kommt das Geschlecht zum Ausdruck und diese werden dadurch – wie der Begriff *doing gender* suggeriert – vergeschlechtlicht. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen: Gemäss dem dichotomen Denken ist die Frau in der privaten Abgeschlossenheit alleine für die Hausarbeit zuständig. Wenn wir uns einen Tagesablauf in einem Haushalt vorstellen, so wird deutlich, dass dieser Schluss nicht ohne weiteres zutrifft. Eher ist es so, dass verschiedene Aufgaben im Haushalt vergeschlechtlicht sind und dass die von der Frau ausgeführten Aufgaben als reproduktiv angesehen werden. Ein Beispiel wäre das Kochen. Wenn die Frau jeden Tag kocht, so tut sie das, um die Familie zu ernähren. Ihre Aufgabe wird zur Pflicht. Wenn der Mann Sonntags kocht, so ist das nicht Reproduktion, sondern eher Rekreation, also Vergnügen. Die Grenzen zwischen geschlechtsspezifischen Aufgaben verwischen.

Es darf daraus aber nicht geschlossen werden, dass jede soziale Handlung oder Interaktion auch vergeschlechtlicht ist. Dem *doing gender* muss auch ein *undoing gender* entgegengesetzt werden.⁷⁶

3.2.3 Multiple Identitäten

Oft wird, von der Einheit des Körpers ausgehend, auf eine Einheit der Identität geschlossen. Henrietta MOORE argumentiert gegen diese Annahme, doch ist sie sich auch der Gefahr bewusst, die die Multiplizität mit sich bringt: die Gefahr der Auflösung des Subjekts. In ihrer Argumentation wird deutlich, dass Identität in der Differenz zu anderen aber auch in der Differenz zu sich selbst entsteht. Mit anderen Worten schliessen

74 MORGAN 1999:27.

75 HEINTZ et al. 1997:60.

76 HEINTZ et al. 1997:60.

unterschiedliche Tätigkeiten und soziale Rollen, sowie unterschiedliche Positionen in sozialen Interaktionen sich nicht aus. Im Gegenteil zeichnet sich eine Person durch diese Differenzen gerade aus.

„[I]n the face of the recognition of differences between women, [...] we can no longer proceed as if categories of difference were simply attached to persons. We have to begin to recognize how persons are constituted in and through difference.“⁷⁷

Die dichotomen sozialen Kategorien sind zum einen als Kontinuum zu verstehen. Zum anderen darf ein Individuum nicht auf eine einzige Position auf diesem Kontinuum reduziert werden. Wir bewegen uns nicht nur durch Raum und Zeit, sondern auch durch verschiedene soziale Kontexte. Eine Person kann Hausarbeit verrichten und einer Erwerbsarbeit nachgehen. Je nachdem ob in einer Gruppe von Freunden oder in Interaktion mit einem Vorgesetzten nimmt eine Person andere Positionen auf dem Kontinuum des Diskurses ein. Gerade in urbanen Räumen, wo gewisse Lebensbereiche durch (soziale) Anonymität und (räumliche) Distanz voneinander getrennt sind, kann eine Person gänzlich verschiedene Identitäten leben, ohne dass diese konfliktiv würden. Es darf somit nicht von einer einzigen Identität einer Person gesprochen werden, sondern es müssen multiple Identitäten angenommen werden.

3.3 Konstruktion von Geschlecht

Für viele Forschende ist es eine der Hauptfragen, wie eine hierarchische Differenzierung auf Grund von Geschlecht entstand und entsteht. Sylvia YANAGISAKO und Jane COLLIER⁷⁸ fordern, wie andere auch, dass der Fokus der Frauen- und Geschlechterforschung auf den Mechanismen der Übersetzung oder Umformulierung von Differenzen zu Ungleichheiten und Hierarchien liegen sollte. Das Aufspüren und Aufzeigen von Hierarchien an sich kann einer engagierten Forschung nicht genügen.

3.3.1 Verschiedene Ansätze

Handlungstheoretische Ansätze

Es gibt unterschiedliche Ansätze, die dieser Frage nachgehen. Sie können in strukturalistische, handlungstheoretische und systemische Ansätze eingeteilt werden. Janet SALTZMAN CHAFETZ⁷⁹ bezeichnet handlungstheoretische Ansätze als *voluntaristic*. Sie drückt damit aus, dass Frauen Entscheidungen fällen, die sich zu ihrem eigenen Nachteil entwickeln. Überspitzt formuliert könnte man also sagen, dass Frauen ihre Unterdrückung selbst gewählt haben. Trotz der Pointiertheit der Formulierung ist wichtig,

⁷⁷ MOORE 1993:204.

⁷⁸ In der Einleitung zu ihrem Band: *Gender and Kinship: Essays Toward a Unified Analysis* (1987).

⁷⁹ SALTZMAN CHAFETZ 1990:19.

dass den Frauen die Akteurinnenrolle zurückgegeben wird. Akteurzentrierte Ansätze kulminieren in konstruktivistischen Theorien (vgl. Judith BUTLER), die soweit gehen, alle Kategorien sozialer Differenz im Diskurs zu verorten. Den AkteurInnen wird damit die Subjekthaftigkeit genommen, der einzelne Mensch wird zum Träger des Diskurses, der sozial konstruiert ist und sich von real materiellen Aspekten (wie dem Körper) entkoppelt.

Handlungstheoretische Ansätze finden sich kaum in Metatheorien, da sie sich weniger dazu eignen, als die strukturalistischen Konzepte. Im Gegenteil fokussieren sie auf die einzelne, handelnde Person und begeben sich so auf eine Mikroebene der Untersuchung. Studien⁸⁰ mit einem solchen Ansatz zeigen, wie unterschiedlich sich einzelne Personen der Kategorie Geschlecht bedienen, sie artikulieren und in der Interaktion neu definieren.

Strukturalistische Ansätze

Im Gegensatz dazu stehen die Ansätze, die Janet CHAFETZ SALTZMAN als *coercive* bezeichnet. Geschlechterhierarchie wird als eine Struktur verstanden, die die Frauen regelrecht in ihre Rolle zwingt und sie zu passiven Opfern macht. Eine solche Geschlechterhierarchie wird als Patriarchat bezeichnet. Verschiedentlich haben Forschende den Begriff theoretisch durchleuchtet (als Beispiel: Exkurs: Sechs Strukturen des Patriarchats).⁸¹

Vertreterinnen⁸² einer feministisch-marxistischen Denkrichtung haben die Verknüpfung von geschlechtsspezifischer und ökonomischer Unterdrückung als *kapitalistisches Patriarchat* bezeichnet. Daraus lässt sich der Begriff der doppelten Vergesellschaftung⁸³ ableiten. Annette BERTRAMS sieht die doppelte Vergesellschaftung der Frauen darin, „dass Frauen, im Unterschied zu Männern, auch für die Familienarbeit sozialisiert werden, [und] nicht nur für die ausserhäusliche Arbeitswelt.“⁸⁴ Diese Benachteiligung ist nicht nur zweifach, sondern auch gegenseitig verstärkend.⁸⁵ Die Verpflichtungen im Haushalt und im Familienleben verunmöglichen es einer Frau, sich für eine gute Position in der Arbeitswelt zu qualifizieren, da Ressourcen sowie die nötige Begründung fehlen. Mit Blick auf die ethnischen Differenzen wird oft auch von einer dreifachen Vergesellschaftung (*triple subordination*) gesprochen.

80 ROSE 1994:505ff, MORGAN 1999:27.

81 FOORD & GREGSON 1986; WALBY 1986, 1993a, 1993b;

82 Vgl. Maria MIES 1996, Zilah EISENSTEIN 1981 in WALBY 1993:6.

83 Vergesellschaftung bezeichnet den Prozess der Eingliederung in die Gesellschaft mittels hierarchisierender Kategorien. Solche Kategorien können Ethnizität, soziale Schichtung oder eben Geschlecht sein. Die Vergesellschaftung führt zu einer Benachteiligung, weshalb im Englischen der Begriff *subordination* (Unterordnung) verwendet wird. Vgl. dazu GILBERT 1993:95.

84 BERTRAMS 1995:17.

85 SMITH 1997:1164.

„Demgemäss erfolgt die Vergesellschaftung beider Geschlechter zum einen in die Familie (verbunden mit geschlechtlicher Arbeitsteilung und Abwertung der Arbeit von Frauen im Haushalt unter ‚neopatriarchalischen Verhältnissen‘), zum anderen in das Kapitalverhältnis (die nur scheinbar geschlechtsunabhängig erfolgt, real jedoch mit patriarchalischer Arbeitsteilung, Unterordnung von Frauen und Segregation sich überkreuzt, wechselseitig beeinflusst und legitimiert). Hinzu kommt die Vergesellschaftung ‚in den Nationalstaat der Moderne‘, bei der ‚sich Geschlecht und nationale Mitgliedschaft‘ (überkreuzen).“⁸⁶

Exkurs: Sechs Strukturen des Patriarchats (Sylvia WALBY)

Eine Handhabung des Begriffs des Patriarchats, die dem Primat der Differenz als Essenz des Feminismus Rechnung trägt, stammt von Silvia WALBY. Patriarchat versteht sie als „a system of social structures and practices in which men dominate, oppress and exploit women“.⁸⁷ Das System der sozialen Strukturen kommt einem biologischen Determinismus zuvor, indem jegliche Kategorisierung und Normierung auf sozialen Definitionen fusst. Nicht jeder einzelne Mann befindet sich in einer dominanten Position und nicht jede Frau ist der Unterdrückung ausgesetzt. Das System ist als soziale Norm zu verstehen und nicht als biologisch deterministisches Faktum.

Das System sozialer Strukturen und Praktiken äussert sich in sozialen Beziehungen und kann in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft verfolgt und analysiert werden. Silvia WALBY unterscheidet deren sechs:

- patriarchale Verhältnisse in der Familie und in den privaten Haushalten
- patriarchale Beziehungen in der Erwerbsarbeit
- patriarchale Beziehungen im Staat
- Gewalt der Männer
- patriarchale Beziehungen in der Sexualität
- patriarchale Beziehungen in kulturellen Institutionen⁸⁸

Die sechs Substrukturen sind untereinander verbunden und variieren über Raum und Zeit. Zum Beispiel fand in Grossbritannien (und in den meisten Staaten, in denen mit der Industrialisierung die Frauen Eingang fanden in die öffentliche Sphäre der Erwerbsarbeit) vom 19. ins 20. Jahrhundert ein Übergang des Patriarchats von einer privaten in eine öffentliche Form statt.⁸⁹ Die private Form stützte sich als Machtmittel auf das Prinzip der Ausgrenzung der Frau vom öffentlichen Bereich und setzte dies durch die geschlechtliche Arbeitsteilung im Haushalt durch. Der Familienvater und Ehemann war der individuelle Patriarch, der die Hausfrau im Privaten⁹⁰ zurückhielt. In der öffentlichen Form äussert sich die patriarchale Macht in Segregation und Unterwerfung der Frau, die Strukturen, die dies ermöglichen befinden sich ausserhalb des Haushalts. Als Patriarch fungiert ein gesellschaftliches Kollektiv, das den Frauen zwar Zugang zu allen Institutionen gewährt aber in niedriger Stellung.

Silvia WALBY betont, dass die beiden Systeme eine wechselvolle Geschichte geprägt von Konkurrenz und Kooperation zueinander und miteinander haben und nicht als einziges, kohärentes System betrachtet werden können. Die Hauptspannung zwischen den beiden Systemen besteht in der, durch die Frau verrichteten Arbeit und der Frage, welchem System sie zu Gute kommt. Dies wird zum Teil durch die weibliche Doppelbelastung als Erwerbstätige und Hausfrau ausgeglichen; die Arbeitsleistung der Frau kann aber nicht ohne weiteres verdoppelt werden. Mit dem Eintritt der Frauen ins Erwerbsleben fand eine berufliche Emanzipation statt. Das Geschlechterverhältnis fiel in den Fabriken zu Gunsten der Frau aus, was den Männern ihre Stellung als Erwerbstätige streitig zu machen schien. Es kam zu einem Schulterchluss des männlichen Teils der Gesellschaft über die Klassengrenzen hinweg, um Kraft staatlicher Macht die Kontrolle über die Arbeit der Frauen zu erhalten.⁹¹

86 Vgl. Ilse LENZ 1995 zitiert in FRERICHS 1997:45.

87 WALBY 1993a:20.

88 WALBY 1993a:20. Dt. Übersetzung in: WALBY 1993b:57-58. Korrigierte Übersetzung in: HERZIG 1999.

89 WALBY 1993a:24, 178ff.

90 Zur Etymologie des Wortes privat: vom Lateinischen *privare*, berauben, wer im Privaten lebt, entbehrt der Qualitäten, die das nicht-private, d.h. das öffentliche Leben bietet. (vgl. ARENDT 1998 [1958])

91 WALBY 1986.

Kritik und Fazit

Den strukturalistischen Ansätzen ist entgegenzuhalten, dass sie statisch sind und somit den veränderten und sich verändernden Geschlechterbeziehungen nicht Rechnung tragen können. Ihnen fehlt die Fähigkeit Entwicklungen miteinzubeziehen. Es existiert eine Vielzahl von Ansätzen zur Erklärung der vorhandenen Geschlechterbeziehungen und zu ihrer Stabilität (vgl. Exkurs: Sechs Strukturen des Patriarchats). Theorien zu Mechanismen der Veränderung bestehender Geschlechterbeziehungen, wie sie Janet SALTZMAN CHAFETZ vorschlägt, sind jedoch rar. In einer strukturalistischen Denkart werden Frauen in die Opferrolle gedrängt. Sie bleiben in den Zwängen der Struktur gefangen, denen sie, ausser einer Abwanderung in ein anderes System, nichts entgegenhalten können.

Die akteurzentrierte Perspektive baut auf die Macht der Handlung. Im *doing gender* wird Geschlecht gelebt und definiert. Jede Handlung und soziale Interaktion kann aber erst in einem Kontext Bedeutung erlangen. Würden Handlungen im bedeutungsleeren Raum stehen, wären sie genauso sinnlos, wie ein Text in einer unbekanntem Sprache: Wir würden sie nicht verstehen. Judith BUTLER zeigt in diesem Zusammenhang, wie Transvestiten sich der Sprache der Geschlechtlichkeit bedienen um die Dichotomie von Weiblichkeit und Männlichkeit zu persiflieren. Sie erlernen die Gestik und Mimik, den Tonfall und die Ausdrucksweise des anderen Geschlechts bis zur täuschend echten Imitation.⁹²

Im Kontext wird die Bedeutung und die soziale Wertung einer Handlung artikuliert. Geschlecht ist in diesem Sinne real und fiktiv, ist gleichzeitig „Erfindung und Realität“⁹³. Einerseits wird es in der Interaktion gelebt und definiert, andererseits gibt es einen Begriff des Geschlechts, der historisch und sozial gewachsen ist und auf den unsere Handlungen Bezug nehmen. Einer Verbindung dieser beiden Aspekte versuchen systemischen Ansätze gerecht zu werden.

In Anlehnung an den Ansatz der Strukturation von GIDDENS haben unterschiedliche AutorInnen den Versuch unternommen, eine Verbindung von Struktur und Handlung in Bezug auf die Geschlechterbeziehungen vorzunehmen. Ich möchte im Folgenden die Theorie des Geschlechter-Arrangements von Birgit PFAU-EFFINGER genauer erläutern, da ich mich dieser Theorie im Laufe meiner Untersuchung bedienen werde.

⁹² BUTLER 1990.

⁹³ MAIHOFFER 1994 zitiert in FRERICHS 1997:53.

3.3.2 Die Theorie des Geschlechter-Arrangements von PFAU-EFFINGER

Birgit PFAU-EFFINGER sucht in ihren Untersuchungen dem „Verhältnis von Kultur, Geschlecht und gesellschaftlicher Praxis“⁹⁴ auf die Spur zu kommen. Im Geschlechter-Arrangement, wie sie es vorschlägt,⁹⁵ wird ein Modell ausgehandelt, das die Beziehung der Geschlechter zueinander definiert. Wichtig ist, dass aus der Akteursperspektive mit der eigenen Handlung am Aushandlungsprozess teilgenommen wird und somit eine

Exkurs: Geschlechterordnung (gender order)

Bob CONNELL geht von einer systemischen Sicht aus, die die Geschlechterordnung bedingt. Sein Modell beinhaltet drei Beziehungsstrukturen, die der Macht, der Produktion und die der Kathexis. Er definiert diese drei Beziehungen folgendermassen:

Machtverhältnisse: Die Hauptachse von Macht in der gegenwärtigen europäischen-amerikanischen Geschlechterordnung ist die allgemeine Unterordnung von Frauen und die Vorherrschaft von Männern – die Struktur, die die Frauenbefreiungsbewegung ‚Patriarchat‘ nannte. Die allgemeine Struktur hat trotz lokaler Umkehrungen (z.B. Haushalte mit weiblichen Haushaltsvorständen, weibliches Lehrpersonal für männliche Studierende) weiterhin Bestand.

Produktionsverhältnisse: Geschlechtliche Arbeitsteilungen sind uns in Gestalt einer Aufgabenverteilung bekannt, die manchmal ausserordentlich fein abgestuft ist. [...] Eine vergleichbare Aufmerksamkeit sollten die ökonomischen Konsequenzen geschlechtlicher Arbeitsteilung erfahren: Die Gewinne, welche aufgrund der ungleichen Verteilung der Produkte gesellschaftlicher Arbeit von Männern angesammelt werden. [...] Eine kapitalistische Ökonomie, die mit Hilfe einer geschlechtlichen Arbeitsteilung funktioniert, ist notwendigerweise ein vergeschlechtlichter Akkumulationsprozess. Deshalb ist es auch kein statistischer Zufall, sondern ein wesentlicher Bestandteil der sozialen Konstruktion von Männlichkeit, dass Männer und nicht Frauen die Kontrolle über die wichtigsten Unternehmen und die grossen Privatvermögen haben. So unwahrscheinlich es klingt, die Akkumulation von Wohlstand ist fest verbunden mit der Arena der Reproduktion durch die gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse.

Kathexis: Das [sexuelle] Begehren wird häufig als etwas Natürliches betrachtet, so dass es für gewöhnlich aus der Gesellschaftstheorie ausgeklammert bleibt. Wenn wir jedoch das Begehren mit Freudschen Begriffen als libidinöse Energie, die sich an ein Objekt heftet, verstehen, so wird seine vergeschlechtlichte Ausprägung deutlich. [...] Die Praktiken, in denen das Begehren Gestalt annimmt und sich verwirklicht, sind folglich ein Aspekt der Geschlechterordnung. Dementsprechend können wir zu der Art der entsprechenden Beziehungen auch politische Fragen stellen. Wir können fragen, ob sie einem Konsens oder einem Zwang folgen, und ob in der Lust ein Austausch von Geben und Nehmen stattfindet. In feministischen Analysen von Sexualität entwickelten sich aus solchen Fragestellungen scharfe Problematisierungen hinsichtlich der gesellschaftlichen Vormachtstellung von Männern in Verbindung mit einer heterosexuellen Matrix.⁹⁶

Diese drei Unterscheidungsebenen sind Teil des Geschlechterregimes und der Geschlechterordnung. Das Geschlechterregime steht für die Strukturierung von Geschlechterbeziehungen innerhalb von Institutionen wie beispielsweise Schule oder Unternehmen. Im Zusammenhang mit der „vergeschlechtlichten Strukturierung der Kultur sowie des Privatlebens“ spricht CONNELL von einer Geschlechterordnung.⁹⁷

Beeinflussung des Geschlechter-Arrangements vollzogen wird. Das Geschlechter-Arrangement bezeichnet das „Geschlechterprofil“ einer Gesellschaft. Die Handlung der Akteure stellt die Verbindung zwischen den kulturellen „Leitbildern“ von Geschlecht (Geschlechterkultur) und dem Geschlechterverhältnis, das die Institutionen ausdrücken (Geschlechterordnung), dar. Die Beziehung von Kultur und Handlung sieht sie analog zur Struktur-Handlungs-Relation als Dualität im GIDDENS‘sehen Sinne. Über die Handlung verbindet sie die beiden Begriffe von Kultur und Struktur (vgl. Abbildung 2).⁹⁸

94 PFAU-EFFINGER 1996:464.

95 Vgl. PFAU-EFFINGER 1996, 1998.

96 CONNELL 1995:66-67.

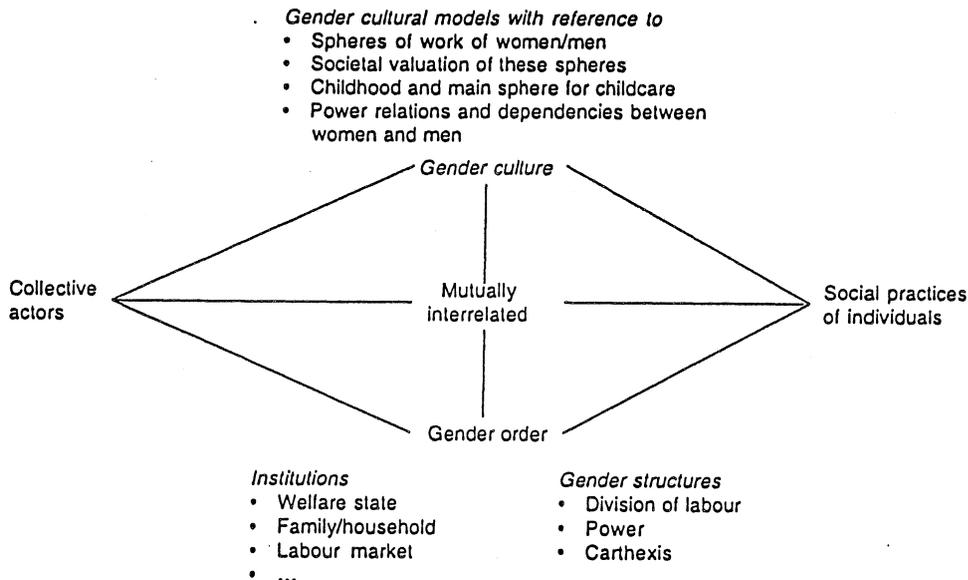
97 Vgl. CONNELL 1995:65-66.

98 PFAU-EFFINGER 1997:53, 63ff.

Geschlechterkultur:

„Sowohl die Politik auf der Ebene staatlicher Institutionen und auf der betrieblichen Ebene als auch das Verhalten von Männern und Frauen orientieren sich ... an bestimmten gemeinsamen Normen, Werten und Leitbildern. Eine zentrale Ursache für länderspezifische Differenzen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen besteht darin ... dass es unterschiedliche soziokulturelle Grundlagen für die Erwerbstätigkeit von Frauen gibt.“⁹⁹

Abbildung 2: Die Beziehungen zwischen Geschlechterkultur, Geschlechterordnung und sozialer Handlung



Quelle: PFAU-EFFINGER 1998:151

Geschlechterordnung: In Anlehnung an Bob CONNELL (siehe Exkurs: Geschlechterordnung) unterscheidet sie zwischen Macht und Arbeitsteilung als Strukturen des Geschlechterverhältnisses. Diese sind für die gesamtgesellschaftlichen Geschlechterbeziehungen, wie auch in Institutionen kennzeichnend. Beispielsweise hat die Diskussion über die Mutterschaftsversicherung in der Schweiz einen wesentlichen Beitrag zur Konstruktion von Geschlecht in der Sozialpolitik geleistet.¹⁰⁰ Gesellschaften können auf Grund der „Leitideen“ zu zentralen Aspekten des sozialen Gefüges klassifiziert werden:¹⁰¹

- auf der Grundlage der gesellschaftlichen Vorstellungen darüber, welche sozialen Sphären die zentralen Arbeitssphären von Frauen bzw. Männern darstellen und wie der Bezug dieser Sphären zueinander beschaffen sein soll (Symmetrie oder Komplementarität)

⁹⁹ PFAU-EFFINGER 1996:467.

¹⁰⁰ STUDER, SUTER, WECKER 1998.

¹⁰¹ PFAU-EFFINGER 1996:467.

- in Bezug darauf, welche gesellschaftliche Wertung diese gesellschaftlichen Sphären jeweils erfahren (Gleichwertigkeit oder Hierarchie der Sphären)
- auf der Grundlage der jeweiligen sozialen Konstruktion der Generationsbeziehungen, von Kindheit, Mutterschaft und Vaterschaft; besonders wichtig ist hier die Frage, welche gesellschaftliche Sphäre als zentral für das Aufziehen von Kindern angesehen wird (in modernen westlichen Gesellschaften: Familie, Staat, Markt oder intermediärer Sektor)
- und schliesslich aufgrund der Art und Weise, in der Abhängigkeiten zwischen Frauen und Männern konstruiert sind (Autonomie oder gegenseitige/einseitige Abhängigkeit).¹⁰²

Im europäischen Rahmen stellt PFAU-EFFINGER fünf Modelle (vgl. Tabelle 2) für Geschlechter-Arrangements vor.¹⁰³ Erstens, das familienökonomische Modell: ihm liegt die Idee zu Grunde, dass Männer und Frauen gemeinsam im landwirtschaftlichen oder handwerklichen Betrieb tätig sind. Somit sind beide für die Familienökonomie von Bedeutung. Zweitens, das Modell der männlichen Versorgerehe oder wie sie es auch nennt, des Hausfrauenmodells der Versorgerehe. Dieses Modell geht davon aus, dass die Dichotomie von Öffentlichkeit und Privatheit und die Verortung der beiden Geschlechter in den entsprechenden Sphären, in komplementärer Art, grundlegend ist. Eine kulturelle Konstruktion von Kindheit und Mutterschaft ist stark mit diesem Modell verbunden. Drittens postuliert sie das Vereinbarkeitsmodell, das die Versorgerfunktion weiterhin dem Mann zuschreibt. Die Frauen sind dabei auch erwerbstätig und sind nur temporär vom Mann finanziell abhängig, solange sie sich in einer Phase aktiver Elternschaft befinden. Viertens, das egalitär-individualistische Modell: beide Geschlechter sind vollständig in die Erwerbsarbeit eingebunden und die Betreuung der Kinder wird als Aufgabe des Wohlfahrtsstaates betrachtet. Schliesslich, das egalitär-familienbezogene Modell, in dem beide Geschlechter in symmetrischer Weise in die Gesellschaft integriert sind, die Kinderbetreuung aber im familiären Kontext stattfindet.

Birgit PFAU-EFFINGER betont, dass keine Gesellschaft auf nur ein Modell reduziert werden kann, und dass diese Modelle für westliche Gesellschaften gelten und nicht als universal betrachtet werden dürfen:

„Diese vier¹⁰⁴ geschlechterkulturellen Modelle bilden, einzeln oder in einer spezifischen Kombination, die zentrale Grundlage für die Geschlechter-Arrangements in westeuropäischen Gesellschaften. Eine Ausweitung des Untersuchungsansatzes auf zentral-, ost- und

102 PFAU-EFFINGER 1996:468.

103 PFAU-EFFINGER 1996:469-470, 1997:86-88.

104 Da es sich beim Vereinbarkeitsmodell der Versorgerehe um eine spätere Ergänzung (PFAU-EFFINGER 1997) des Modells der Versorgerehe handelt, werden hier (PFAU-EFFINGER 1996) nur vier Modelle erwähnt.

aussereuropäische Gesellschaften würde mit Sicherheit ergeben, dass noch weitere Modelle existieren.“¹⁰⁵

Tabelle 2: Geschlechterkulturelle Modelle in westeuropäischen Gesellschaften

	familien- ökonomisches Modell	männliche Ver- sorgerehe	Versorgerehe / Vereinbarkeits- modell	egalitär- individualistisches Modell	egalitär- familienbezoge- nes Modell
kulturelle Leitbilder ...					
... zu den zentra- len Arbeitssphä- ren					
- von Frauen	Familienökono- mie	Haushalt	Erwerbssystem / Haushalt	Erwerbssystem	Erwerbssystem / Haushalt
- von Männern	Familienökono- mie	Erwerbssystem	Erwerbssystem	Erwerbssystem	Erwerbssystem / Haushalt
... zum Verhältnis dieser Sphären zueinander	symmetrisch	komplementär	komplementär	symmetrisch	symmetrisch
... zur Bewertung dieser Sphären	variabel	hierarchisch	hierarchisch	gleichwertig	gleichwertig
... zum Typ der Abhängigkeitsbe- ziehungen zwis- chen Frauen und Männern (Ehe)	gegenseitig abhängig	einseitig abhängig	temporär abhängig	autonom	gegenseitig abhängig
... zur zentralen Sphäre für das Aufziehen von Kindern	Familienökono- mie	privater Haushalt	privater Haushalt und Staat	Staat	privater Haushalt und Staat

Quelle: PFAU-EFFINGER 1996, 1997

Der Vergleich, den sie mittels ihrer Theorie für ausgewählte Staaten der Europäischen Union zieht, zeigt eine interessante Entwicklung.¹⁰⁶ Seit den 1950er Jahren hat in den untersuchten Ländern (Deutschland, Niederlande und Finnland) ein „Modernisierungsschub“ stattgefunden. Stark verkürzt kann man sagen, dass dieser den Arbeitsmarkt vermehrt für Frauen öffnete. Die Entwicklung verlief für die drei Länder unterschiedlich. In Deutschland und den Niederlanden wurde die „Teilzeitarbeit [...] zu einem wesentlichen Element der Modernisierung des Geschlechter-Arrangements auf der Basis der Versorgerehe [...] und bildet eine zentrale Grundlage der neuen „Doppelorientierung“ der Frauen“.¹⁰⁷ Unter der „Doppelorientierung“ versteht sie die gleichzeitige Orientierung vieler Frauen auf Betreuungsaufgaben und den Wunsch nach Selbstbestätigung in der Erwerbsarbeit. In den Niederlanden wurde der Wandel von der männlichen Versorgerehe hin zu einem egalitär-individualistischen Modell einer Kulturrevolution gleich vollzogen. In der sozialen Praxis konnte sich dieser Wandel nicht gänzlich

¹⁰⁵ PFAU-EFFINGER 1996:470.

¹⁰⁶ Vgl. PFAU-EFFINGER 1996.

¹⁰⁷ Pfau-Effinger 1996:476.

durchsetzen, und es kam zu einer Zwischenform, die von Elisabeth BÜHLER¹⁰⁸ als „modernisierte männliche Versorgerehe“ bezeichnet wird. In diesem Modell verrichtet die Frau meist Teilzeitarbeit und ist weiterhin für die Kinderbetreuung zuständig, während es weiterhin als Rolle des Mannes betrachtet wird, die finanzielle Verantwortung für die Familie zu tragen.

Mit den Geschlechterkulturellen Modellen hat Birgit PFAU-EFFINGER die ländervergleichende Geschlechterforschung stark beeinflusst.¹⁰⁹ Der Begriff der „geschlechterkulturellen Leitbilder“ zieht neben den viel diskutierten Aspekten der Arbeitsteilung und des Wohlfahrtsstaats auch den kulturellen Rahmen zu einer Erklärung der Geschlechterbeziehungen bei. Eine Studie von Elisabeth BÜHLER¹¹⁰ wendet diese Gedanken auf die Analyse der regionalen Unterschiede in der vertikalen Geschlechtersegregation der Schweizer Arbeitsmärkte an.

Mir scheint, dass das Modell einen guten Rahmen bietet für Vergleiche von Geschlechterbeziehungen, sei es für länder- oder regionenvergleichende Studien oder in Bezug auf eine Veränderung über die Zeit. Die einzelnen kulturellen Leitbilder erlauben, ein Modell aufzustellen, das sich auf einige wenige, aber dennoch zentrale, Aspekte beschränkt. Der Rahmen ist gleichzeitig flexibel genug, sodass neben den fünf entwickelten Modellen auch andere Modelle möglich sind. Birgit PFAU-EFFINGER hat dies mit der Darstellung des Prozesses der Modernisierung und dessen Auswirkungen auf die Geschlechterbeziehungen selbst gezeigt.

Aus diesen Gründen werde ich mich für den Vergleich der Geschlechterbeziehungen vor und nach der Migration auf die Theorie von Birgit PFAU-EFFINGER stützen. Der theoretische Rahmen ermöglicht es, das Geschlechter-Arrangement in Galicien und dasjenige in Zürich zu modellieren und die beiden miteinander zu vergleichen.

3.4 Geschlecht in der Migration – ein theoretisches Konzept

Im Sinne einer Zusammenfassung möchte ich die wichtigsten Punkte der theoretischen Konzeption von Geschlecht noch einmal aufgreifen. In Verbindung mit einigen Aspekten aus dem theoretischen Kapitel zur Migration entsteht ein Konzept für Geschlechterbeziehungen im spezifischen Kontext der Migration.

108 BÜHLER 1998c.

109 BÜHLER 1998b:34.

110 BÜHLER 1998a.

Theoretische Konzeption von Geschlecht

Die Frauen- und Geschlechterforschung hat sich seit den Anfängen in den 1970er Jahren stark von der ursprünglichen Idee von Geschlecht entfernt. Die weiter oben aufgezeigte Debatte zu den Achsen der Differenz demonstriert, wie wichtig eine Differenzierung ist, und dass Geschlecht nicht als einheitliche Kategorie sozialer Differenz gesehen werden kann. Ich möchte aber in dieser Arbeit die Kategorie Geschlecht zentral behandeln. Autoren und Autorinnen wie Maurice BLOCH und Parminder BHACHU haben gezeigt, dass wir Geschlecht immer wieder kritisch hinterfragen müssen. Gerade die Debatten um Multiplizität in der Interpretation von Geschlecht im gleichen Subjekt machen es nötig, wieder auf die Kategorie selbst zurückzugehen.

Ich verstehe Geschlecht im weiteren als eine Variable, die als Kontinuum aufzufassen ist. Es gibt keine klare Trennung zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit. Diese Trennung ist nur in einem Diskurs anzutreffen. Sobald wir der Variable aber mit unseren Körpern und in unseren Handlungen Bedeutung und damit auch soziale Realität zukommen lassen, werden die Grenzen zwischen Dichotomien wie Mann – Frau verwischt. Um einen Gedanken von Willemijn DE JONG¹¹¹ anzufügen: Solche Bilder klar abgegrenzter Dichotomien entstehen aus einer Perspektive der Unterschiede. Wenn jedoch Gemeinsamkeiten betrachtet werden, gelangen die Grenzen zur Auflösung.

Die heftigen Debatten innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung haben in hohem Masse mit der Bedeutung von Geschlecht als Identität zu tun. Geschlecht wird, zumindest in westlichen Gesellschaften, als erste Grundvoraussetzung für eine Identität, gesehen. Interessant wird in diesem Zusammenhang, dass wir uns meistens eindeutig als Mann oder als Frau fühlen, deshalb aber nicht immer nur männlich oder nur weiblich handeln. Dieser Widersprüche sind wir uns nur teilweise bewusst, wenn wir mit der Kategorie Geschlecht „spielen“. Meistens können wir diese Gegensätze in der gleichen Situation und mit unserer eigenen Identität vereinbaren, weil wir die Gegensätzlichkeit nicht wahrnehmen. Ich möchte deshalb auch Identität und Geschlecht nicht in einen hegemonialen Diskurs einschliessen, sondern die Kategorie Geschlecht der multiplen Interpretation der einzelnen AkteurInnen öffnen.

Das Dilemma, dass Geschlecht gleichzeitig real und fiktiv ist, kann in Anlehnung an GIDDENS in einem systemischen Modell überwunden werden. Die Verbindung von Handeln und Struktur, wie GIDDENS sie exemplarisch vorgeführt hat, wird von Birgit PFAU-EFFINGER in ihrer Theorie des Geschlechter-Arrangements aufgegriffen und an die spezifischen Eigenheiten der Kategorie Geschlecht angepasst. Ich möchte mich im Folgenden auf dieses Modell berufen, und die angeschnittenen Aspekte der Kontinuität

¹¹¹ DE JONG 1999:64, sie bezieht sich dabei auf einen Artikel von Lila ABU-LUGHOD (1996: Gegen Kultur schreiben. In: Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive. Opladen. 14-46.), über die hierarchisierende und ausschliessende Wirkung der Betonung kultureller Differenzen in der Ethnographie.

von Geschlecht und der multiplen Interpretationen durch diese Arbeit mit dem Modell PFAU-EFFINGERS verknüpfen.

Zum Schluss noch eine Bemerkung, die beinahe untergegangen wäre, da sie für mich offensichtlich ist; wie die Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung aber gezeigt hat, trifft dies nicht auf alle Wissenschaftlerinnen zu. Wenn ich von Geschlecht spreche, so beziehe ich mich dabei nie nur auf Frauen. Geschlecht wird von allen Menschen gelebt und ausgehandelt. Die Bilder von Weiblichkeit werden auch von Männern mitgestaltet; umgekehrt gilt dies ebenso. Eigentlich haben sich bereits die radikalen Feministinnen, wie Maria MIES, auf den Mann oder die Männer berufen, ohne sich dessen bewusst zu sein. In den strukturellen Erklärungen der Unterdrückung der Frau wurde Struktur und Macht durch den Mann repräsentiert. Lange schien Geschlecht jedoch ein Synonym für Frau zu sein.¹¹² Neuere Arbeiten verstehen Geschlecht als ein menschliches Attribut und nicht nur ein weibliches.¹¹³

Auswirkungen der Migration auf die MigrantInnen

Von den theoretischen Ausführungen zur Migration möchte ich die Auswirkungen des Prozesses auf die Migrierenden in Erinnerung rufen. Diese stellen (gemäss Kapitel 2) erstens die Trennung vom Familien- und Freundeskreis („Trennung von Netzwerken“) dar. Durch den Ortswechsel verlassen die Migrierenden ihre sozialen Netzwerke in der Heimatgesellschaft und müssen sich in der Gastgesellschaft neue knüpfen. Als zweite Auswirkung ist der erhöhte ökonomische Status („ökonomischer Status“) der Migrierenden zu nennen. Drittens werden Migrierende mit neuen Lebensstilen („neue Lebensstile“) konfrontiert und nehmen u.U. auch andere Lebensstile an.

Geschlecht in der Migration

Migrierende bewegen sich gleichzeitig in der Gastgesellschaft und der Herkunftsgesellschaft. Sie bringen aus der Herkunftsgesellschaft Ideale sowie Praktiken der Geschlechterbeziehungen mit. Während des Aufenthalts in der Gastgesellschaft beeinflussen die neuen Werte die Migrierenden, während sie gleichzeitig den Kontakt mit der Herkunftsgesellschaft nie abbrechen lassen. Daraus entsteht eine neue Gemeinschaft in der Diaspora.

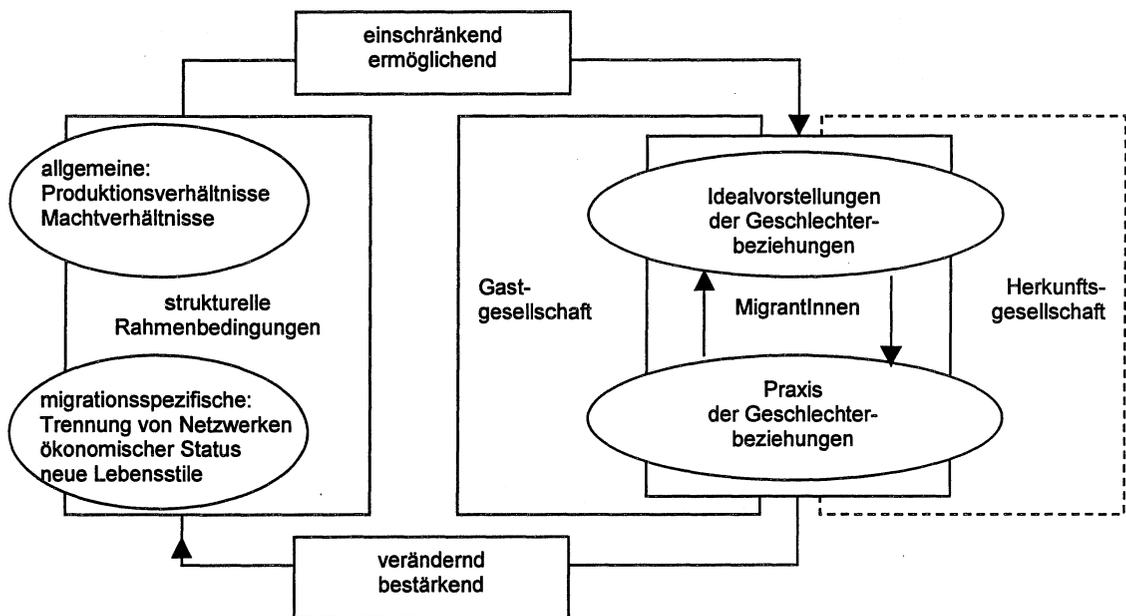
Die Migration bildet einen strukturellen Rahmen für die (Neu-)Aushandlung der Geschlechterbeziehungen. Im Allgemeinen besteht dieser Rahmen aus den Produktions-

112 Ausserhalb der Frauen- und Geschlechterforschung ist dies immer noch der Fall, wie Sandra HARDING treffend formuliert: „When a woman enters a room, sex comes in and when a black person enters a room, race comes in.“ (in: BRÜCKNER 1998:8).

113 Ein Band der diesem Gedanken nachkommt ist das Buch von Linda MCKIE, Sophia BOWLBY und Susan GREGORY (1990) zu Geschlecht, Haushalt und Arbeit. In eine Analyse der Arbeit im Haushalt beziehen sie auch den Ehemann mit ein und blenden seine Aufgaben nicht durch den Standpunkt aus, dass Hausarbeit Reproduktion bedeutet und dadurch der Frau zugeschrieben wird.

verhältnissen und den Machtverhältnissen (vgl. Exkurs: Geschlechter-Ordnung). Der Arbeitsmarkt und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung strukturieren mögliche Geschlechterrollen. In Institutionen werden die Machtverhältnisse festgeschrieben und reproduziert. Spezifisch für die Migration ist, dass die Migrierenden nicht auf ihr soziales Beziehungsnetz zurückgreifen können, dass sie einen höheren ökonomischen Status genießen und dass sie mit neuen Lebensstilen der Gastgesellschaft konfrontiert werden.

Abbildung 3: Geschlechterbeziehungen in der Migration



Quelle: eigene Darstellung

Diese Rahmenbedingungen schränken zu einem Teil die Geschlechterbeziehungen ein, denn sie geben geschlechtsspezifische Rollen vor (Putzfrau, Bauarbeiter). Andererseits eröffnen sie den Migrierenden die Möglichkeit neue Rollen zu experimentieren. Fügen sich MigrantInnen in die strukturellen Bedingungen ein, wenn sie beispielsweise der Nachfrage des Arbeitsmarkts entsprechende Berufe wählen, dann verstärken sie die Strukturen. Sie können sich den Strukturen aber auch widersetzen und diese dadurch verändern.

4 Zu Zielen und Methoden der Arbeit

4.1 Präzisierung des Ziels der Arbeit

Die vorliegende Arbeit bewegt sich auf der Schnittstelle von Migrations- und Geschlechterforschung. Anhand einer empirischen Untersuchung wird dargestellt, wie Geschlechterbeziehungen im Kontext der Migration neu formuliert und neu ausgehandelt werden. Erstens wird der Frage nachgegangen, ob im Laufe der Migration eine Veränderung in der Definition und der Praxis der Geschlechterbeziehungen festzustellen ist. Um einen Vergleich der Geschlechterbeziehungen vor und während der Migration ziehen zu können, ist es nötig, ein Modell für die Geschlechterbeziehungen in Galicien und im Kontext der galicischen MigrantInnen in der Schweiz aufzustellen. In einem zweiten Schritt wird nach den spezifischen Aspekten der Migration gefragt, die diese Umformulierung ermöglichen. Es soll gezeigt werden, dass *gender* als soziale Kategorie nicht fest definiert ist, sondern in der sozialen Interaktion, gemäss Theorie des Geschlechter-Arrangements von Birgit PFAU-EFFINGER, ausgehandelt wird. Der Diskurs und das Aushandeln der Geschlechterbeziehungen finden im täglichen Leben statt und beziehen Männer und Frauen mit ein. Es sollen daher beide, Männer sowie Frauen, in den Interviews zu Wort kommen.

4.2 Fragestellung

Die Fragestellung (Tabelle 3) bezieht sich in den ersten beiden Punkten auf das Ziel, den Kontext des galicischen Lebens in Zürich besser kennenzulernen, um Einblick in das Gebiet der Geschlechterbeziehungen zu erhalten. Es wird einmal nach der Motivation gefragt, die Migration anzutreten und mit welchen Zielen die MigrantInnen diesen Lebensabschnitt verbinden. Dann wird nach dem Lebenskontext der MigrantInnen in Zürich gefragt. Die Punkte drei und vier beziehen sich auf Veränderungen im Verständnis der Geschlechterbeziehungen. Die Daten, die mir für den Vergleich der Geschlechterbeziehungen in Galicien und in der Schweiz zur Verfügung standen, sind sehr unterschiedlich. Erstere stammen zum grössten Teil aus Literaturrecherchen und nur vereinzelt aus den Interviews. Die Daten für Zürich gewann ich praktisch gänzlich

durch Interviews. Durch die Verwendung der Theorie des Geschlechter-Arrangements wird ein Vergleich der in ihrer Qualität so unterschiedlichen Daten möglich.

Tabelle 3: Fragestellung

- Was ist die Motivation für die Migration?**
 Was waren die Gründe für den Entschluss zur Migration?
 Weshalb wurde Zürich als Ziel gewählt?
 Mit welchen Zielen kamen die MigrantInnen nach Zürich?
- Wie ist die Lebenssituation der MigrantInnen in Zürich?**
 Welchen Tätigkeiten gehen sie nach?
 Wie lang ist die Dauer ihres Aufenthaltes?
 Inwieweit sind sie in einen galicischen und/oder in einen schweizerischen kulturellen Kontext eingebunden?
 Was sind für sie die wichtigsten Unterschiede zum Leben in Galicien?
 Welches sind für sie die gravierendsten Probleme, mit denen sie sich konfrontiert sehen?
- Welche Möglichkeiten bietet der Kontext der Migration, andere soziale Rollen zu experimentieren?**
 Welche sozialen Rollen leben die MigrantInnen?
 Welche dieser Rollen werden als neu, als der Migration und dem neuen Kontext zuzuschreiben, perzipiert?
 Wie bewerten sie die verschiedenen Rollen?
- Wie hat sich die geschlechtsspezifische Identität verändert?**
 Welche Werte sind für die MigrantInnen von Bedeutung, wenn sie ihre sozialen Rollen und damit auch ihre geschlechtliche Identität bewerten?
 Ist es möglich verschiedene Rollen zu leben?
 Sind sich die MigrantInnen dieser Möglichkeit bewusst?

4.3 Methoden

Ich wählte bewusst nicht-repräsentative Methoden mit eher explorativem Charakter. Wie Robert GIRTLE¹¹⁴ argumentiert, ist eine explorative Forschung in den Sozialwissenschaften angemessen, denn „[s]oziale Phänomene sind nicht so ohne weiteres ‚objektiv‘ zu identifizieren“. Das heisst auch, dass vor einer ersten empirischen Untersuchung keine Hypothesen aufgestellt werden können. „Denn dies würde bedeuten, den Handelnden etwas aufzuzwingen, was sie vielleicht gar nicht ihrem Handeln zugrundegelegt haben.“

Tabelle 4: Befragte Personen

erste Interviewphase		zweite Interviewphase	
Familien (Eltern und Kinder anwesend)	2115		
Frauen	8	Frauen	5
Männer	2	Männer	4
Total (Erwachsene)	14	Total (Erwachsene)	9

Ich versuchte daher in einer ersten Phase anhand von Leitfadeninterviews¹¹⁶ die Perspektive und Lebensweise der galicischen MigrantInnen in Zürich kennen und verstehen

114 GIRTLE 1992:26.

115 Erste Familie: Ehepaar, erwachsene Tochter und ihr Freund; Zweite Familie: Ehepaar und 2 Kinder im Primarschulalter.

116 Fragebogen siehe Anhang 1: Leitfaden erste Interviewphase.

zu lernen. Gleichzeitig trachtete ich auch danach, einige Eckpunkte zu erfahren, von denen ich mir erhoffte, dass sie mir Schlüsselaspekte der Lebens- und Denkweise der galicischen MigrantInnen eröffnen würden. Diese Aspekte sind erstens die persönliche Geschichte der Migration; zweitens die Motivation, Galicien zu verlassen, und die Ziele, die mit Zürich verbunden werden; drittens die Arbeitstätigkeit in Zürich; viertens die sozialen Beziehungen in Zürich und in Galicien und schliesslich kulturelle Aspekte eines Lebens in zwei Kulturen. Die Protokolle zu den Interviews entstanden während der Gespräche und wurden anschliessend durch Gedächtnisprotokolle ergänzt.

In einer zweiten Phase führte ich mit dem Vorwissen aus den ersten Interviews erneut Gespräche mit den MigrantInnen. Aus den Erfahrungen der ersten Interviews bekräftigte sich meine Vermutung, dass es schwierig sei, über Geschlechterbeziehungen direkt zu sprechen. Einerseits fiel es mir schwer, das Thema so zu formulieren, dass es weder platt und banal noch akademisch und unverständlich wurde. Es war mir aber sehr wichtig, die richtige Sprache zu finden, damit auch ein Gespräch entstehen konnte. Andererseits schien mir das Thema zu persönlich, um direkt und offen darüber zu sprechen.

Tabelle 5: Daten zu den befragten Personen

Pseudonym	Geschlecht	Alter	Kinder	verheiratet	
Amparo	w	60	1 (E)	ja	erste Interviewphase
Ana	w	35	1 (CH) ²	Fernando	
Beatriz	w	35	2 (CH) ²	ja	
Elena	w	30	2 (CH) ²	Francisco	
Eva	w	70	1 (CH) ²	ja	
Lourdes	w	53	1 (CH) ²	ja	
Manolita	w	45	2 (CH) ³	ja	
Maria	w	46	2 (CH) ²	ja	
Pilar	w	40	1 (G)	ja	
Rosario	w	40	3 (G)	ja	
Fernando	m	37	1 (CH) ¹	Ana	
Francisco	m	35	2 (CH) ²	Elena	
José	m	55	1 (G)	ja	
Manuel	m	55	-	ja	
Carmen	w	54	3 (CH) ²	ja	zweite Interviewphase
Mari-Cruz	w	53	3 (CH) ²	ja	
Paloma	w	37	2 (CH) ¹	ja	
Paquita	w	48	1 (CH) ²	ja	
Antonio	m	37	2 (CH) ²	ja	
Eduardo	m	22	-	nein	
Pedro	m	47	2 (CH) ²	ja	

(E): Kind(er) in Spanien

(G): Kind(er) in Galicien

(CH)¹: Kind(er) ist (sind) den Eltern nachgezogen(CH)²: Kind(er) ist (sind) in der Schweiz geboren (zweite Generation)(CH)³: Kind(er) der dritten Generation

In der Vorbereitung zur Arbeit hatte ich geplant, für die zweite Phase einen Methodemix anzuwenden, der es mir erlauben würde, die Thematik nach verschiedenen Gesichtspunkten zu durchleuchten. Ich musste die Auswahl der Methoden auf zwei reduzieren, da ich in der ersten Phase die Erfahrung gemacht hatte, dass die Interviews oft

bis zu eineinhalb Stunden und mehr dauern. Es zeigte sich auch als vorteilhaft, genügend Zeit für „den Kaffee danach“ einzuplanen, weil in einer gelösten Atmosphäre viel Interessantes zur Sprache kommt. Ich beschränkte mich darauf, eine Time-Budget-Analyse eines Wochentags und eines Sonntags mit dem oder der GesprächspartnerIn anzufertigen. In einem zweiten Schritt diskutierten wir die aufgestellten Tagesabläufe. Es ging darum, zu erfahren, was die Migration in den Tagesabläufen verändert hatte und wie die MigrantInnen dies einschätzen. Anfangs hatte ich geplant, diese Interviews auf Band aufzunehmen, um sie dann auch mit der Methode der Textanalyse zu bearbeiten. Als mir aber die ersten drei InterviewpartnerInnen eine Aufnahme verweigerten, liess ich das Tonband der Gleichwertigkeit der Daten wegen auch für die folgenden Gespräche zu Hause.

Neben den Interviews, die als Methode von Beginn an geplant waren, ergaben sich im Laufe der Arbeit verschiedene Möglichkeiten, Zugang zur galicischen Gemeinschaft zu erhalten.

Eine Einladung an eine Tanzprobe eines galicischen Tanzvereins bot mir die Gelegenheit, durch teilnehmende Beobachtung einen Einblick in kulturelle Freizeitaktivitäten zu erhalten. Weiter ergaben sich Begegnungen mit GalicierInnen, die ich zu offenen und unvorbereiteten Gesprächen nutzte. So konnte ich einmal den Präsidenten des wichtigsten galicischen Kulturklubs (*Promoción Cultura Gallega*) für ein Gespräch gewinnen.

Wenn ich von *den* galicischen MigrantInnen schreibe, so muss ich einige Dinge anmerken. *Die* galicischen MigrantInnen gibt es nicht und ich habe auch keine repräsentative Stichprobe aus dieser Gemeinschaft ausgewählt. Ich konnte nur die Personen befragen, die mir durch meine Freunde und durch die Befragten selbst vermittelt wurden; dies als erste Einschränkung. Mir wurden nicht „wildfremde“ GalicierInnen vermittelt, nur der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft wegen. Meistens wurden mir Personen aus dem Verwandtschaftskreis angegeben, zu denen die Befragten selbst Vertrauen hatten und es sich auch „erlauben“ konnten, mit so etwas an ihre Verwandten heranzutreten. Als zweite Einschränkung ist auch zu beachten, dass ich nur GalicierInnen befragen konnte, die noch hier sind und keine oder nicht genügend Gründe hatten, nach Galicien zurückzukehren. Die Aussagen beziehen sich also nicht auf die galicischen Migranten und MigrantInnen im Allgemeinen in Zürich, sondern auf diejenigen, die sich mehrere Jahre bis Jahrzehnten hier aufhalten.

4.4 Das Interview als soziale Situation

Sozialwissenschaftliche Forschung beinhaltet die Interpretation und Erklärung des Handelns und der Intentionen von seinesgleichen: „we are of the same nature as the things we study“.¹¹⁷ Einerseits bedeutet dieser Umstand eine Nähe und eine erste Ebene der Verständigung, weil die Objekte der Forschung Menschen sind. Deren Wesen erscheint verständlicher, als das eines anderen Lebewesens oder eines physischen oder chemischen Vorgangs. Andererseits verführt die trügerische Gleichartigkeit von Forschenden und Beforschten zu voreiligen Schlüssen und verdunkelt die Tatsache, dass unsere Gleichartigkeit sehr verschieden sein kann.

Sprache: Nähe und Distanz

Sprache stellt einen wichtigen Faktor dar, der Vertrauen und Nähe schafft in der Situation des Interviews. Da ich spanischer Muttersprache bin, konnte ich die Interviews auch auf Spanisch führen. Dass dabei immer noch eine sprachliche Barriere zwischen uns lag, wurde mir erst richtig bewusst, als ich bei einer Tanzprobe einer galicischen Tanz- und Musikgruppe mit den Müttern vor der Türe wartete. Alle schienen sich zu kennen und sprachen miteinander. Doch obwohl ich das Galicische annäherungsweise verstehe, hatte ich doch Hemmungen mich auf spanisch ins Gespräch einzuschalten. Sobald die Frauen sich an mich wandten, schalteten sie sofort auf spanisch um. Aber trotz meiner Anwesenheit sprachen sie untereinander immer wieder auf galicisch weiter. In einem gewissen Sinne kam ich mir dabei ausgegrenzt vor. Andererseits stellte mein spanischer Hintergrund eine gemeinsame kulturelle Basis dar, die wir teilten. Gerade in den Interviews war dies stark zu spüren, wenn mein Gegenüber von der Schweiz und von Schweizer Gewohnheiten sprachen und mich dabei als Spanierin betrachtete, die sie bzw. ihn versteht.

Situation des Interviews

Das halbstrukturierte Interview scheint sich der Situation eines Alltagsgesprächs anzunähern, und viele AutorInnen sehen gerade dies als die Stärke dieser Interviewform an.¹¹⁸ Die befragte Person werde zu einem oder einer GesprächspartnerIn und äussere mit Offenheit ihre Meinung. Wie Robert DINGWALL in seiner Kritik des Interviews deutlich macht, ist das Interview als soziale Begegnung mit den entsprechenden Problematiken zu verstehen.¹¹⁹ Das heisst die Situation ist sozial situiert und definiert und nicht ein „offenes“ Gespräch. Die beiden Gesprächspartner, die interviewende und die

117 Marshall SAHLINS anlässlich eines Vortrags an der Universität Zürich, Mai 2000.

118 WESSEL 1996:132.

119 DINGWALL 1997:56.

interviewte Person, haben diese Rollen angenommen und versuchen sie möglichst gut zu spielen. Ich, als Interviewerin, versuche mit stimulierenden, aber nicht suggestiven Fragen das Gespräch anzuregen und dabei möglichst viele Nuancen der Antworten meines Gegenübers aufzunehmen. Mein Gegenüber sucht die Rolle des Informanten bzw. der Informantin überzeugend und vor allem kompetent zu spielen. Beiderseits versuchen wir in gewisser Weise gegenseitig zu beeindrucken und möglichst „die besten Seiten“ zu zeigen. Als Beispiel: eine Galicierin empfing mich besonders herzlich. Ihre Freundin, die mir ihre Adresse vermittelt hatte, hatte von mir erzählt und mich anscheinend in den höchsten Tönen gelobt: das Interview sei angenehm gewesen, ich sei eine nette und intelligente Person.

Ein Artikel von Isobel BOWLER¹²⁰ über ihre Erfahrungen mit asiatischen Frauen in England zeigt deutlich, dass ein Interview nicht einem Alltagsgespräch gleichkommt. Frauen, mit denen sie bereits Kontakt pflegte, verweigerten ihr das Interview, weil es eben genau nicht ein Gespräch ist, wie sie es sonst immer führten. Damit möchte ich nicht sagen, dass Interviews grundsätzlich zu kritisieren sind, wie es Robert DINGWALL vorschlägt und dabei die Beobachtung als Methode vorzieht. Aber es ist wichtig zu beachten, dass Interviews explizit zu diesem Zweck geschaffene Gelegenheiten sind, über ein Thema zu sprechen, das im Voraus von der einen Person definiert wird. Das Thema interessiert meist die interviewende Person mehr als die interviewte. Robert DINGWALL bringt diese Situation folgendermassen auf den Punkt:

„If the interviewer refuses to propose topics, the respondent is obliged to guess what might be relevant until the interviewer gives some indication that he or she is happy with the line being taken.“¹²¹

Eine wichtige Konsequenz, die ich aus diesen Überlegungen für die Auswertung meiner Daten ziehe, bezieht sich auf die Qualität oder die Ebene der Aussagen. Schnell gerät man in Versuchung, die Daten als Aussagen zur gelebten Realität der Befragten zu werten. Genaugenommen kann man sie aber nur als Erzählung *über* die Realität (oder das angesprochene Thema) betrachten. Sie stellen eine Mischung aus Realem und Fiktivem dar; es sind Aussagen, die eher die Einstellung der befragten Person zum Thema als objektive Information zum Thema selbst darstellen.

Rolle als Interviewerin

Aus der wissenschaftlichen Perspektive wird (zumeist) angestrebt, als Interviewerin möglichst eine unbeteiligte und objektive Position einzunehmen. Doch wenn ich sage „Position einnehmen“, so widerspricht dies bereits dem Postulat der Objektivität. Ich vertrete hier die Auffassung, dass es ehrlicher gegenüber der befragten Person, gegen-

120 BOWLER 1997.

121 DINGWALL 1997:59.

über sich selbst und auch gegenüber der kritischen Leserschaft ist, wenn ich diese Position nicht hinter einer falschen Objektivität kaschiere, sondern meine Position deklariere. Ich habe dies in den Interviews getan, indem ich mich vorstellte, und zwar nicht nur als Studentin, sondern auch als Mensch. Gleichzeitig war ich aber auch bemüht, meine Person eher in den Hintergrund zu stellen.

Ein Aspekt meiner Position, der sich in den Interviews stark auswirkte, ist die Dimension des Geschlechts. Die Frauen zeigten sich mir gegenüber sehr offen und gesprächig. Oft vergassen wir beinahe, dass wir ein Gespräch in der definierten Situation des Interviews führten. Mit den meisten Männern verliefen die Gespräche jedoch viel zähflüssiger. Einige berichteten bereitwillig und offen von ihren Erfahrungen, doch mit anderen war es oft schwierig, sie zu mehr als nur einsilbigen Antworten zu bewegen. Man kann daraus aber nicht schliessen, dass die galicischen Männer wortkarg seien. Ein Gespräch mit LuíS CALVO SALGADO, der ebenfalls Interviews mit GalicierInnen durchführt, bestätigte mir die Bedeutung des Geschlechts der befragenden Person.¹²² Er sieht sich in der Situation, dass die Frauen kaum sprechen, während er mit den Männern sehr gute Erfahrungen gemacht hat.

Es scheint mir auch von ethischer Bedeutung, dass ich meine Informanten nicht wie eine Zitrone auspresse und anschliessend „ausgetrocknet“ zurücklasse. Oft kamen sehr persönliche Themen zur Sprache, wie Ängste in Verbindung mit dem bevorstehenden Auszug der Kinder von zu Hause, oder die Trennung der Familie durch die Migration. Gerade in solchen Gesprächen wurde von mir auch erwartet, dass ich meine Meinung äusserte. Das Vertrauen, das mir meine PartnerInnen entgegenbrachten, beruhte zu einem Teil auch auf meiner Bereitschaft, etwas von mir bei ihnen zu lassen.

122 Vgl. hierzu auch BRÜCKNER 1998: Wenn Forschende und Beforschte ein Geschlecht haben.

5 „Ein Bein dort ...“

„Da und fort: Leben in zwei Welten“ lautete der Titel einer Ausstellung im Museum für Gestaltung in Zürich (Oktober 1999 – Januar 2000). In unterschiedlichster Weise wurde dargestellt, wie ImmigrantInnen und BinnenwanderInnen die Migration erlebten und wie sie mit ihrer heutigen Situation umgehen. Während einer Führung, organisiert durch das *Ateneo Popular* (Spanischer Kulturklub in Zürich), wurden die anwesenden SpanierInnen mit den Worten begrüsst: „Ihnen werde ich den Titel der Ausstellung bestimmt nicht erklären müssen. Sie alle wissen, was es heisst, da und fort zu leben.“ Die anwesenden Spanier und Spanierinnen nickten nur und lächelten. Das gleichzeitige Leben an zwei Orten ist für sie Alltag. Wenn sie in der Schweiz arbeiten, so sind sie doch gedanklich immer wieder in Spanien, telefonieren mit ihren Verwandten und lassen so die Beziehungen nicht abbrechen. In den Ferien in Spanien oder auch nach der Rückkehr müssen sie aber feststellen, dass sich ein grosser und gewichtiger Teil ihres Lebens nicht dort abspielt. Sie sind zwar „da“ in Spanien, aber gleichzeitig auch „fort“ von Zürich. Ob in der „Heimat“ in Spanien oder im „Gastland“ in der Schweiz, ein Teil von ihnen ist immer fern und erinnert sie daran, dass sie MigrantInnen sind. Ihr Leben spielt sich translokal zwischen der ursprünglichen und der neuen Heimat ab.

Um Menschen zu verstehen, die hier und dort ein Standbein haben, die eben „da und fort“ leben, muss man m. E. auch das „dort“ in die Analyse mit einbeziehen, wenn man das „hier“ verstehen will; denn keine der beiden Welten besteht für die Migrierenden isoliert von der anderen. Die ersten MigrantInnen ertrugen die harten Bedingungen in der Schweiz oft nur durch den Gedanken an die Heimat. In ihre Heimat brachten sie neben Koffern voller Geschenke auch neue Bekanntschaften oder andere Gewohnheiten. Sie verbanden so die beiden Welten, die zürcherische und die galicische, miteinander.

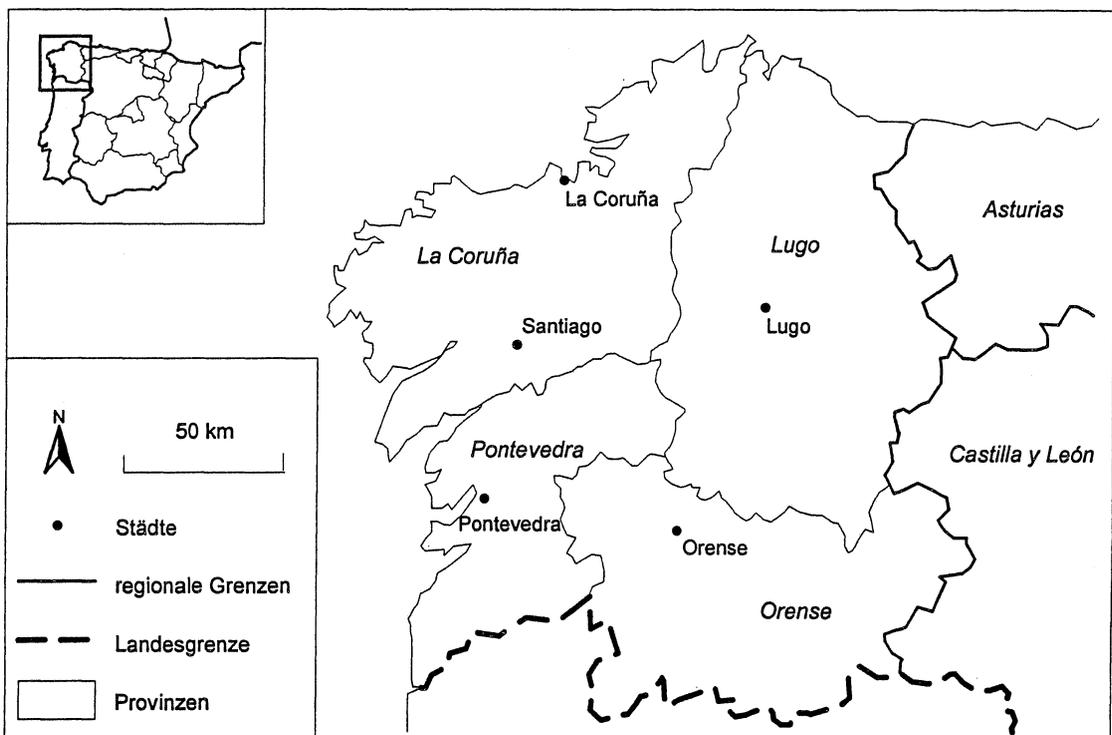
Ich will mich in diesem Kapitel der galicischen Heimat der MigrantInnen annähern. Es entsteht dabei nicht ein vollständiges Bild der gesamten galicischen Gesellschaft, aber eines, das helfen soll, die Migranten und Migrantinnen in Zürich besser zu verstehen. Es werden in einem ersten Überblick politische, kulturelle und wirtschaftliche Aspekte angesprochen. Ein zweiter Teil widmet sich der Bedeutung und der Struktur der Landwirtschaft. Ein kurzer Abriss der Geschichte der galicischen Migration führt in die spezifisch galicischen Aspekte der Migration ein. Zum Schluss soll ein Modell der Ge-

schlechterbeziehungen entworfen werden, um es dann später mit der Situation in der Migration zu vergleichen.

5.1 Galicien: eine erste Annäherung

Einst war Galicien das Ende der Welt, das *finis terrae* des römischen Reiches, wie es im Namen des Hafendörfchens Finisterre bis heute festgehalten ist. Im Mittelalter war es mit dem Pilgerort Santiago de Compostela Anziehungspunkt für Pilger aus der gesamten christlichen Welt. Seit den Schiffsfahrten des Kolumbus hat es diese enigmatische Randposition verloren, dabei aber doch seine Eigenart bewahrt.

Abbildung 4: Geographische Lage Galiciens



Quelle: eigene Darstellung

5.1.1 Politische Organisation

Politisch bildet das galicische Territorium, bestehend aus den vier Provinzen Orense, Lugo, La Coruña und Pontevedra eine der achtzehn *comunidades autónomas* der spanischen Administration. Das bedeutet weitreichende Kompetenzen in Bildungs-, Forschungs- und territorialen Aspekten. Dazu gehören politische Autoritäten der Legislative (Parlament) und der Exekutive (*Xunta*). Galicien hat seine Kompetenzen seit der

Restitution der Demokratie in Spanien 1978 dazu genutzt, die Ökonomie der Region zu fördern und der kulturellen Eigenständigkeit Nachdruck zu verleihen.¹²³

Während der Ära Franco (1939 – 1975) war eine Regionalpolitik nicht möglich. Regionalistische Bewegungen konzentrierten sich im Ausland, da die Zentralregierung in Madrid eine Politik nationaler Einheit mit stark zentralistischem Charakter verfolgte. So fanden auch immer wieder wichtige Stationen der galicischen Geschichte in Ländern mit zugewanderter galicischer Bevölkerung statt. In der kubanischen Hauptstadt La Habana wurde zum erstenmal die galicische Hymne angestimmt. Der Sitz der galicischen Regierung befand sich während der 1940er Jahre in Buenos Aires.¹²⁴ Sogar die MigrantenInnen im Ausland (z.B. in der Schweiz) wurden von Angestellten des spanischen Staates bespitzelt, um über galicisch-nationalistische Bewegungen informiert zu sein. Besondere Aufmerksamkeit erhielten dabei politisch links stehende Bewegungen, wie der *bloque nacional*.¹²⁵ Heute hat die galicisch-nationalistische Partei *bloque nacional*¹²⁶ Einzug ins Parlament und auch ins Europaparlament gehalten.

5.1.2 Kulturelle Aspekte

Wie die baskische und die katalanische Bevölkerung wächst auch ein Grossteil der galicischen zweisprachig auf. Die meisten GalicierInnen sind des Spanischen und Galicischen etwa in gleichem Masse mächtig. Beide Sprachen sind heute gleichwertige Amtssprachen, und es wird auch in beiden Sprachen unterrichtet. Auch wenn praktisch alle spanisch sprechen, so bleibt doch galicisch die „Sprache des Herzens“, der Gefühle. Dies widerspiegelt sich in einer breiten Literatur zu Begriffen, wie der *morrina* oder der *saudade*¹²⁷. *Morrina* bedeutet wörtlich übersetzt soviel wie „kleiner Tod“. Etwa das wehmütige Gefühl, etwas sterbe in einem, während *saudade* mit „Einsamkeit“ übersetzt werden kann. Fern von der Heimat verspüren viele die *morrina de la terrina* (in Annäherung etwa Heimweh), dieses Sehnen nach der Heimat, das dauernd im Innersten nagt und einem keine Ruhe lässt.

Galiciens Geschichte war lange mit der portugiesischen verbunden, bis es im frühen Mittelalter zu einer Abspaltung von der portugiesischen Krone kam und Galicien unter kastilisch-leonesische Herrschaft fiel. Auch in der kulturellen Isolierung von Portugal lebten Sprache und Kultur weiter. Im Gegensatz zu den Bestrebungen im Baskenland, vermehrt den Gebrauch des Baskischen zu forcieren und sich eine literarische Kultur zu

123 Die *Xunta de Galicia* unterstützt zahlreiche Publikationen und Projekte zu kulturellen Themen, wie Gastronomie, moderne regionale Musik, Geschichte, Literatur etc.

124 RIVAS 1999:II.

125 Mündliche Information von Luís CALVO SALGADO.

126 In den Anfängen (1970er Jahre) siedelte sich die Partei auf der extremen Linken an, nahm gegen Ende der 1980er Jahre eine moderatere Stellung ein. Neben der politischen Ausrichtung im linken Lager, vertritt die Partei auch gewisse nationalistiche Postulate und setzt sich für die galicische Sprache ein.

127 Siehe CHAO 1999:I.

erarbeiten,¹²⁸ kann die galicische Sprache und Kultur auf eine Tradition der Poesie und Prosa zurückgreifen.

Neben der sprachlichen Autonomie zwischen Spanien und Portugal steht das keltische Kulturgut, das historisch weiter zurückreicht.¹²⁹ Heutige folkloristische Tänze und Lieder werden mit keltischen Instrumenten gespielt, wie der *gaita*, vergleichbar dem schottischen Dudelsack. Das traditionelle Liedgut und die Tanzweisen finden auch Eingang in moderne Rock- und Popmusik. Zur Zeit findet ein eigentliches keltisches „Revival“ statt, das Aufnahmen auf den Markt bringt, die keltische Interpreten aus verschiedenen Ländern vereinen.¹³⁰ Der reiche Fundus an traditionellen Melodien, Tänzen und Themen bietet sich der heutigen Kultur förmlich an und die Sprache an sich stellt einen „kulturellen Vektor“¹³¹ dar. Seit 1916 der Journalist Anton VILAR PONTE einen Appell zu Gunsten der galicischen Sprache formulierte, hat die Sprache wesentlich dazu beigetragen, dass kulturelles Schaffen einen Aufschwung erlebte.

Die kulturelle Eigenständigkeit Galiciens, das neben Kastilien, Katalonien und dem Baskenland zu den vier historischen Nationen Spaniens zählt, hat nie zu einer separatistischen Politik geführt wie in Katalonien und im Baskenland. Der Frage nachzugehen, weshalb die Autonomiebestrebungen in den letzten zwei „Nationen“ virulenter waren und sind als in Galicien, würde hier zu weit gehen. Es drängt sich jedoch der Gedanke auf, dass Galicien immer über ein Ventil für soziale Spannungen verfügte: die Migration. Dies trifft auch für das Baskenland und zu einem beschränkten Grad für Katalonien zu, doch nie in derselben Größenordnung. Zur engen Verbindung zwischen der Geschichte und Gesellschaft Galiciens und der Migration komme ich jedoch später.

Ein wichtiger Unterschied zwischen dem Baskenland und den galicischen Territorien, wenn man Ursachen für die nationalistischen und separatistischen Strömungen sucht, ist der Aspekt der Immigration. Galicien war nie eine Immigrationsregion und sah sich daher auch nie mit den damit verbundenen Problemen konfrontiert. Gerade in der Abgrenzung zum Fremden, das die ImmigrantInnen in stereotyper Weise darstellen, bildet sich oft eine starke regionalistische oder nationalistische Identität heraus, wie dies im Baskenland geschehen ist. Erst als viele Galicier sich selbst in der Migration befanden, nahm die Bedeutung von nationaler kollektiver Identität zu, und es entstanden nationalistische Bewegungen.

128 Vgl. RICHTER 1999.

129 Was heute unter keltischer Musik und Kultur in Galicien verstanden wird, beruht mehr auf einer Mythologisierung des Keltischen, wie sie in der Romantik stattfand, denn auf überlieferten kulturellen Eigenheiten.

130 Beispielsweise Carlos Nuñez mit seiner neusten LP: A Irmandade das Estrelas.

131 LEDO 1999:I.

5.1.3 Wirtschaftliche Lage

Ein weiterer markanter Unterschied zwischen den drei Regionen Katalonien, Baskenland und Galicien ergibt sich durch die Struktur der Wirtschaft und deren Bedeutung im nationalen und internationalen Kontext. Trotz einiger Jahrzehnte Industrialisierung ist Galicien weiterhin von einer ruralen, bäuerlichen Ökonomie geprägt. Den markanten primären Sektor dominieren die Landwirtschaft und die Fischerei¹³²; daneben sind auch einige Produktionen anderer Primärgüter zu nennen, wie die Steingewinnung (Granit) oder der Weinbau. Die Bedeutung des primären Sektors ist aus untenstehender Tabelle (Tabelle 6) ersichtlich.

Tabelle 6: Erwerbstätige Bevölkerung in Galicien nach Provinzen

Provinz	Total	Landwirtschaft	Industrie	Baugewerbe	Tertiärer Sektor	Arbeitslose ¹³³
[1000 Personen]						
Lugo						
absolut	151,3	52,7	13,6	13,3	62,8	9,0
in Prozent	100,00	34,83	8,99	8,79	41,51	5,95
Orense						
absolut	137,4	15,7	23,9	14,2	68,3	15,3
in Prozent	100,00	11,43	17,39	10,33	49,71	11,14
Pontevedra						
absolut	384,0	53,2	76,8	38,2	179,2	36,6
in Prozent	100,00	13,85	20,00	9,95	46,67	9,53
La Coruña						
absolut	442,7	58,6	72,6	48,6	230,2	32,7
in Prozent	100,00	13,24	16,40	10,98	52,00	7,39
Spanien						
in Prozent	100,00	7,44	18,38	9,95	57,46	6,76

Quelle: INE 1999 und eigene Bearbeitung

Insgesamt kann man sagen, dass sich in Galicien im Vergleich zu Gesamtspanien die Tendenz der Beschäftigungsverschiebung vom primären in den sekundären und tertiären Sektor weniger stark vollzogen hat. Dies ist vor allem von Bedeutung, wenn man bedenkt, dass der erste Sektor einen tiefen Spezialisierungsgrad aufweist und kaum Vermarktungsmöglichkeiten bietet. Die Fischerei ist stark modernisierungsbedürftig¹³⁴ und leidet unter den Quoten der EU und dem Verbot, in den Gewässern anderer EU-Staaten zu fischen. Gerade die exponierte Lage Galiciens bringt die Fischer jedoch sofort in französische oder britische Gewässer.

Marktwirtschaftlich von Bedeutung sind weiterhin die vereinzelt Weinkellereien der Rias Baixas und des Albariño, sowie die Gemüsekulturen (v.a. Primeurgemüse) und die Blumenproduktion in den tiefen Lagen der Rias Baixas. Auch letztere bedürften einer forcierten Modernisierung und einer besseren Anbindung an Transportmittel und -wege. In den höher gelegenen Regionen, die sich traditionellerweise allein auf die Land-

132 CHAO 1999:I.

133 Als Arbeitslose gelten Personen, die ihre erste Stelle suchen oder die ihre letzte Stelle vor drei oder mehr Jahren verlassen haben.

134 TRICART 1993:618, CHAO 1999:III.

wirtschaft abstützen, ist die Fleisch- sowie Milchproduktion mittlerweile von nationaler Bedeutung.¹³⁵

Die Jahrzehnte der Industrialisierung haben den Schiffsbau in Ferrol, die Citroën-Werke in Vigo, die Zelluloseproduktion in Pontevedra und eine Modebranche mit dem prominenten Vertreter *Zara* hervorgebracht. Bezeichnend für diese Industrien ist aber, dass sie sich entweder der billigen Arbeitskräfte¹³⁶ bedienen (Citroën-Werke) oder nur Zwischenprodukte in der Produktionskette herstellen und nicht die gewinnbringenden Endprodukte. So wird z.B. die Zellulose nicht in Galicien zu Karton verarbeitet. Der bereits weiter oben erwähnte galicische Granit wird in Rohform nach Italien exportiert, dort fertig bearbeitet und schliesslich als italienischer Granit verkauft.¹³⁷

Tabelle 7: Erwerbstätige Bevölkerung nach Comunidades Autónomas und Geschlecht

Comunidades Autónomas	in 1000 Personen		in Prozent	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Andalucía	1731,1	1067,1	61,86	38,14
Aragón	302,9	177,7	63,01	36,97
Asturias (Principado de)	232,9	155,2	60,01	39,99
Balears (Illes)	191,2	132,0	59,16	40,84
Canarias	405,7	272,8	59,79	40,21
Cantabria	128,1	72,3	63,95	36,10
Castilla y León	609,6	379,2	61,66	38,35
Castilla - La Mancha	437,8	228,2	65,75	34,27
Cataluña	1562,0	1108,0	58,50	41,50
Comunidad Valenciana	995,9	666,6	59,90	40,10
Extremadura	262,5	150,5	63,56	36,44
Galicia	641,0	474,4	57,47	42,53
Madrid (Comunidad de)	1315	905,7	59,22	40,78
Murcia (Región de)	279,7	165,4	62,84	37,16
Navarra	137,2	86,4	61,36	38,64
País Vasco	518,5	374,8	58,04	41,96
Rioja (La)	64,8	36,9	63,72	36,28
Ceuta y Melilla	34,8	19,9	63,62	36,38
gesamtes Spanien	9850,5	6473,2	60,34	39,66

Quelle: INE 1999 und eigene Bearbeitung

Damit erwirtschaftet die galicische Ökonomie ein Pro-Kopf-Einkommen, das weit unter dem Landesdurchschnitt liegt. Von 14 statistisch erfassten Regionen liegt Galicien an viertletzter Stelle, vor den anderen vorab agrarisch geprägten Regionen: La Mancha, Andalusien und Extremadura.¹³⁸ Verbunden mit einer hohen Arbeitslosigkeit von über

¹³⁵ TRICART 1993:618.

¹³⁶ Arbeit wird meist als bezahlte Arbeit, sprich Erwerbsarbeit verstanden. In der Frauen- und Geschlechterforschung ist diese Definition kritisiert worden, weil sie unbezahlte, aber dennoch ökonomisch produktive Tätigkeiten ausschliesst (Bsp.: Hausarbeit). Aus dieser Sicht werden in der feministischen Wissenschaft „alle Tätigkeiten, die in irgendeiner Form für den Fortbestand einer Gesellschaft von Bedeutung sind, als Arbeit bezeichnet“ (BÄSCHLIN & WASTL-WALTER 1991:6). Diese Definition umfasst die Erwerbsarbeit, die Arbeit im informellen Sektor und die Subsistenzproduktion, sowie verschiedene Formen der Reproduktion. Der Klarheit halber werde ich zwischen Erwerbsarbeit und unbezahlter Arbeit unterscheiden. Vgl. auch BÄSCHLIN 1993.

¹³⁷ CHAO 1999:III.

¹³⁸ ALONSO ANTOLÍN 1984:64.

14 %¹³⁹ bietet die galicische Wirtschaft eine schlechte Lebensgrundlage für viele Familien und eine schwierige Arbeitsmarktsituation. In ländlichen Gebieten verschlechtert sich die Lage noch einmal markant im Vergleich zu den städtischen Zentren.

Ein weiterer wichtiger Aspekt der galicischen Wirtschaft ist die Aufteilung der wirtschaftlich aktiven Bevölkerung nach Geschlecht. Im nationalen Vergleich weist Galicien die höchste Arbeitsbeteiligung der Frauen auf (vgl. Tabelle 7). In der spanischen Wirtschaft sind 39,7 % der erwerbstätigen Bevölkerung Frauen und 60,3 % Männer. In Galicien machen die Frauen 42,4 % der Erwerbstätigen aus. Als Begründung hierfür kann die hohe Arbeitsbeteiligung der Frauen im landwirtschaftlichen Bereich gelten, wie ich im nächsten Kapitel zur Landwirtschaft ausführen werde.

5.1.4 Geographie

Die zerstückelte Topographie, die das Land von der Küste bis in bergige Höhen ansteigen lässt, stellt einen Hemmschuh für grossflächige Produktion industrieller oder agrarischer Art dar. TRICART¹⁴⁰ unternimmt einen Versuch der Klassifizierung und unterscheidet auf dem knapp 29'500 km² (entspricht etwa drei Viertel der Fläche der Schweiz) umfassenden Gebiet sechs verschiedene ökogeographische Zonen:

- Küstengebiete mit vorwiegend traditioneller Fischerei
- Weinbau in den Rias Baixas
- tiefgelegene Region der Rias Baixas mit Gemüseproduktion
- etwas höher gelegene Gebiete mit Fleisch- und Milchproduktion
- Bergregionen mit unwirtlichem, ozeanischem Klima, wo eine archaische Form der Weidewirtschaft existiert
- hoch gelegene Gebiete gegen das Landesinnere, eher trocken und vor allem für Forstwirtschaft und Zelluloseproduktion genutzt

Ökonomisch ist vor allen Dingen der Gegensatz zwischen den städtischen Zentren und dem hauptsächlich ruralen Rest von Bedeutung. Dies gilt auch für kulturelle und soziale Aspekte, da die Migranten und Migrantinnen in Zürich praktisch alle aus dem ländlichen Raum stammen. Daher werde ich des Weiteren auf die für ihre Ausgangslage relevanten Aspekte eingehen und den Fokus auf den ruralen Kontext richten.

139 CHAO 1999:III. Die Daten des spanischen statistischen Amtes (INE) geben für Galicien eine durchschnittliche Arbeitslosenquote von 8,4 % an. Diese niedrigere Zahl kann darauf zurückgeführt werden, dass nur Langzeitarbeitslose gezählt werden.

140 TRICART 1993:618.

5.2 Landwirtschaft

5.2.1 Traditionelle Ökonomie

Bis heute ist die Landwirtschaft prägend für die galicische Gesellschaft, insbesondere für den ruralen Raum. Traditionellerweise war die landwirtschaftliche Produktion auf die Subsistenz ausgerichtet, und es wurde nur in geringen Mengen für lokale Märkte produziert.

Eine solche Form der Agrarökonomie bedingt soziale Kooperation und Reziprozität. Ein gemischter Betrieb mit verschiedenen Pflanzen und Nutztieren bedeutet einen hohen Aufwand an Arbeit gemessen am Ertrag. Gerade in Zeiten, in denen das Arbeitsvolumen steigt, beispielsweise bei Aussaat, Ernte, oder Schlachten, ist Kooperation zwischen Nachbarn wichtig.¹⁴¹ Diese Kooperation wird unterstützt durch ein System der Reziprozität, indem Güter und Dienstleistungen auf unterschiedliche Art abgegolten werden. Joaquín RODRÍGUEZ CAMPOS¹⁴² unterscheidet drei Arten von Tauschhandlungen. Erstens die Bezahlung eines Gutes oder einer Dienstleistung mit Geld. Der Tausch ist somit ausgeglichen und zieht keine weiteren Verpflichtungen nach sich. Diese Art des Tausches ist aber selten. Zweitens besteht die Möglichkeit, ein Gut mit äquivalentem materiellem Wert zurückzugeben. Materiell gesehen führt auch dieser Vorgang zu einem ausgeglichenen Tausch, der aber nicht abgeschlossen ist wie die Bezahlung mit Geld. Diese Form des Ausgleichs findet vor allem innerhalb von Haushalten statt, wo es kaum nötig ist, die sozialen Beziehungen mit Tauschhandlungen zu pflegen. Schliesslich ist der meistverbreitete Tausch einer auf Reziprozität angewiesenen Gesellschaft derjenige gegen ein Gut mit symbolischem Wert. Dadurch wird eine soziale Beziehung geschaffen oder gefestigt. Denn der Tausch ist im Prinzip, materiell gesehen, nicht ausgeglichen und führt so zur weiteren Verpflichtung. Der Tausch findet seine Bedeutung dann nicht in der Tauschhandlung an sich, sondern in seiner Funktion als Ursprung, Besiegelung oder Pflege einer sozialen Beziehung.

Der Tausch gegen ein symbolisches Gut kann vom wirtschaftlichen Standpunkt aus als ineffizient betrachtet werden, da materiell gesehen immer jemand dabei zu kurz kommt. Es ist auf diese Art jedoch möglich, trotz einer Verteilung der Grundstücke, die nicht tragfähig wäre für die herrschende Bevölkerungsdichte, die Güter so umzuverteilen, dass die Dorfgemeinschaft überleben kann. Von aussen betrachtet erscheint diese Umverteilung als ein „ländliches Betteltum, das auf der ausgeprägten Abhängigkeit der einzelnen Höfe basiert“¹⁴³. Doch von innen gesehen bewirkt die Reziprozität eine

141 Beispiele hierzu finden sich bei: BUECHLER & BUECHLER 1981, MÉNDEZ 1987, ITURRA REDONDO 1991:492ff.

142 RODRÍGUEZ CAMPOS 1988:65.

143 RODRÍGUEZ CAMPOS 1988:66, eigene Übersetzung.

Umverteilung lebenswichtiger Güter (wie Getreide, Kartoffeln, Kleider) gegen Hilfeleistungen, die vielleicht aus strikt ökonomischer Sicht unnötig wären.

Dieses Überspielen der sozialen Unterschiede im Bereich der ökonomischen Mittel ist Teil einer „integrierten Gesellschaft“¹⁴⁴, einer Gesellschaft, die (im ländlichen Kontext) keine soziale Stratifikation im eigentlichen Sinne und keine Klassen kennt. Es gibt eine ländliche Bourgeoisie, die vor allem durch die Migration entstanden ist und dadurch auch weiter besteht. Doch steht die Bourgeoisie nicht im Gegensatz oder im Konflikt zu einer Klasse der Arbeiter oder der Bauern.¹⁴⁵ Der dominierende Gegensatz ist vielmehr jener von Stadt und Land.

5.2.2 Modernisierung der Landwirtschaft

Anfangs der 1970er Jahre setzte auch im ländlichen Raum eine Modernisierung der Landwirtschaft ein, die für die Gesellschaft grosse Veränderungen mit sich brachte. Der Schritt von einer Subsistenz- zu einer Marktproduktion manifestierte sich in einer vermehrten Milchproduktion, der Wahl neuer Sorten, der Zusammenlegung und teilweise auch Vergrösserung der Betriebe und in der zunehmenden Mechanisierung. Die Milch wurde zum wichtigsten nationalen Handelsgut der galicischen Landwirtschaft. 1993 stammten 1'800 Millionen Liter aus Galicien, was 26,4% der nationalen Produktion entspricht.¹⁴⁶

Die Produktion für den Markt veränderte die Produktpalette: Statt einer Varietät, die dem täglichen Gebrauch entspricht, wurden Sorten angebaut, die im Vergleich zur geleisteten Arbeit möglichst hohe Preise auf dem Markt erzielen. Um die Rentabilität eines Betriebs zu erhöhen, wurden Versuche gestartet, Betriebe zu vergrössern oder verstreute Parzellen zusammenzulegen. Dieser Schritt greift bei einem Hauptproblem der galicischen Landwirtschaft an: bei der Parzellierung des Landes und der geringen Grösse der Betriebe.

5.2.3 Heutige Situation

Die *minifundios* sind bis heute charakteristisch geblieben für die Landwirtschaft in dieser Region. Aus Gründen niedriger Rentabilität der Produkte auf dem Markt bilden die meisten Betriebe heutzutage den Subsistenzteil einer gemischten Familienökonomie. Die Landwirtschaft ist gemäss Joaquín RODRÍGUEZ CAMPOS¹⁴⁷ durch folgende Merkmale gekennzeichnet:

144 ALONSO ANTOLÍN 1984:58.

145 BUECHLER & BUECHLER (1978) beschreiben in ihrem Artikel, wie diese „petite bourgeoisie“ nicht im Gegensatz zu einer Klasse der Bauern steht, da durch die Aufstiegschancen der Individuen und durch (familiäre) Verbindungen zur Bourgeoisie nie eine Identifikation mit einer Bauernklasse zustande kommt.

146 BOUHIER 1998:45.

147 RODRÍGUEZ CAMPOS 1988:64.

- mangelhafte Ausnutzung der Produktionskapazität an verfügbarer Arbeitszeit, Arbeitskräften und bebaubarer Arbeitsfläche
- Bewahrung des Hauses als physische wie auch soziale Einheit hat Priorität gegenüber den Bedürfnissen der einzelnen Familienmitglieder
- übermässige Ausgaben für zeremonielle Anlässe wie Taufe, Heirat und andere Familienfeste
- Prinzip der Reziprozität wird auch in der marktwirtschaftlichen Produktion beibehalten, um Ressourcen zu sparen
- Investition eines guten Teils der Ersparnisse in Tauschbeziehungen mit anderen Haushalten, zur Schaffung sozialer Beziehungen

Das Problem der Aufteilung des Landes stellt ein grosses Hindernis für eine rationalisierte und mechanisierte Landwirtschaft dar. Die Betriebe sind von äusserst geringer Grösse, insgesamt sind mehr als 65% – und in einzelnen Gebieten sogar mehr als 80% der Betriebe – nur zwischen 0,1 und 5 ha gross.¹⁴⁸ Dazu kommt die Aufsplitterung der Betriebe in unzählige, nicht zusammenhängende Parzellen, die eine Bewirtschaftung unrentabel machen. Die Folge davon ist, dass ein Grossteil des Einkommens ausserhalb des agrarischen Sektors gesucht werden muss. An der Küste bietet sich die Fischerei geradezu an, während im Landesinnern ein Erwerb schwieriger zu finden ist. Hier bleibt den Bauern oft als einzige Lösung die Migration übrig. Carmen, eine Galicierin, die von Hans-Christian und Judith-Maria BUECHLER befragt wurde, geht soweit zu sagen, dass sie nur hoffen könne, dass die Migration nie abbräche, denn es sei unmöglich mit dem Land und der Erwerbsarbeit alleine auszukommen.¹⁴⁹ Das Überleben sei ohne die materielle Unterstützung der MigrantInnen aus dem Ausland nicht möglich. Für die meisten heutigen Bauern und Bäuerinnen ist es auch keine Zukunftsperspektive mehr, vom Land zu leben. Sie alle wünschen sich für ihre Kinder eine Ausbildung und einen Beruf, der sie vom Land wegführt, hin zu einer geregelten Arbeit und einem sicheren Lohn.¹⁵⁰

Die Berufe, in denen sich (zumeist) die Männer ansiedeln, sind aber oft unsicher. Sie können je nach Arbeitssituation im Umfang variieren, oder sind saisonal. Gerade in der Fischerei, die an der Küste eine der wichtigsten Einnahmequellen darstellt, ist die Saisonalität stark ausgeprägt. Oft sind die Männer bis zu neun Monate auf See, während sie den Winter ohne einen Erwerb verbringen, da dann das stürmische Meer zu gefährlich ist. In solch unsicheren Verhältnissen hat die landwirtschaftliche Produktion die Funktion eines Puffers, der auch in Zeiten niedrigerer Erwerbstätigkeit oder Arbeitslosigkeit, den Haushalt mit genügend Ressourcen zum Überleben versorgt. Dies betrifft in beson-

148 BOUHIER 1998:38-40.

149 BUECHLER & BUECHLER 1981:xxx.

150 BUECHLER & BUECHLER 1978:132.

derem Masse die Küste: „agricultural activity on the Galician coast is being carried out more as a buffer or an insurance policy in the face of uncertainties than as an income-generating activity itself.“¹⁵¹

Dies führt zu einer Pluriaktivität der Haushalte und der einzelnen Haushaltsmitglieder. In Galicien waren 1987, im Vergleich zu Katalonien weniger Haushaltsmitglieder aus landwirtschaftlichen Betrieben auch in der Landwirtschaft tätig. Es zeigt sich aber auch ein markanter Unterschied zwischen dem Landesinnern und den küstennahen Gebieten. In letzteren liegt der Anteil der Haushaltsmitglieder, welche in der Landwirtschaft tätig sind, bei 75%, während er im Landesinnern bei über 80% liegt. Markant ist auch die unterschiedliche Beteiligung der Geschlechter: an der Küste sind es 65,5% Frauen und 34,4% Männer, während im Landesinnern die Frauen 54% und die Männer 46% der erwerbstätigen Bevölkerung in der Landwirtschaft darstellen.¹⁵² Diese Unterschiede sind vor allem auf die vermehrte Lohnarbeit der Männer an der Küste und in Regionen um städtische Zentren zurückzuführen, während in ruralen Gebieten die Möglichkeiten für eine Anstellung spärlich sind und deshalb mehr Männer auf dem eigenen Hof arbeiten.

Die Landwirtschaft bleibt somit elementarer Bestandteil des ökonomischen Lebens, da sie neben der Pufferfunktion, wie oben beschrieben, auch dazu beiträgt, das Haushaltseinkommen teilweise zu verbessern und in der Subsistenzfunktion den Grundstock an Naturalien zu liefern, dessen ein Haushalt zur Reproduktion bedarf. Schliesslich hat der Hof neben der Bedeutung als Produktionseinheit auch eine Bedeutung als Wohnstätte für Haushaltsmitglieder, die in anderen Sektoren tätig sind. Der Betrieb hat somit seinen familiären Charakter behalten: „in Galicia the family farm seems rather to be either a residual form of sluggishly traditional agriculture or a survival strategy for the household economy in a period of profound instability.“¹⁵³

5.3 Symbolische Dimensionen

Im Kontext der galicischen Familienökonomie stösst man immer wieder auf Artefakte, die in ihrer symbolischen Dimension ein soziales Referenzsystem bilden. Der Besitz oder der Zugang zu gewissen Artefakten und Ressourcen sichert eine soziale Identität. Die wichtigsten Objekte in diesem Zusammenhang sind das Haus, d.h. der Hof, der als Ort der Produktion und der Konsumtion dient, sowie das Land, auf dem die landwirtschaftlichen Produkte angebaut werden. In der dörflichen Architektur sind Haus und

151 GARCÍA RAMÓN et al. 1993:8.

152 GARCÍA RAMÓN et al. 1995:77, die Daten wurden in einer Feldarbeit mittels Fragebogen erhoben. Der Anteil der in der Landwirtschaft tätigen Haushaltsmitglieder wurde an der Anzahl erwerbstätiger Haushaltsmitglieder gemessen.

153 GARCÍA RAMÓN et al. 1993:6.

Land die auffälligsten Landmarken. Doch auch weit von der Heimat entfernt, wenn sich GalicierInnen in der Migration befinden und keine direkte Beziehung mehr zur Landwirtschaft pflegen, behält die symbolische Kraft von Haus und Land ihre Bedeutung.

5.3.1 Land

Wenn GalicierInnen von Land sprechen, so sagen sie *tierra, mi tierra, las tierras, terreno*, übersetzt etwa Land oder Boden, mein Land (Heimat), die Ländereien oder die Parzellen, Grundstück oder Parzelle. Die Aufzählung deutet an, dass der Begriff Land mehrere Bedeutungen einschliesst. Aus dem Kontext wird die Bedeutung jeweils deutlich. Oft spricht man aber auch von *tierra* und alle Bedeutungen schwingen gleichzeitig mit und lassen die symbolische Kraft des Begriffs erahnen.

Der Begriff Land kann in zweierlei Hinsicht betrachtet werden: Einmal als die Substanz Erde oder Boden und dann auch als Dimension der Oberfläche. „The core strategy of the category is based [...] on the relationship between soil, as the stuff of the earth, and the territory it covers, as the surface to which human lives are anchored.“¹⁵⁴ Besonders in bäuerlichen Gesellschaften ist diese doppelte Dimension stark verwurzelt, da Land eine konkrete Bedeutung als Lebensquelle und Nahrungsgrundlage und nicht nur eine Bedeutung im metaphorischen Sinn hat. Durch den Menschen werden die beiden Dimensionen wieder verbunden: die eine Ebene des biologischen Lebens mit derjenigen der sozialen und kulturellen Verankerung. KEESING¹⁵⁵ betont, dass

„ [...] for cultivators, whether tribal or peasant, the soil/land is the medium of life. This metonymic linkage of soil as substance and land as territory is experientially deep and alien for much of the world's – the earth's – population. The soil from which humans derive their livelihood covers the land to which they are bound by history, by rights and obligations.“

Land als Grundstück, als Eigentum, steckt im Begriff *terreno*. Auf einem *terreno* kann Ackerbau betrieben werden, es kann aber auch ein Grundstück sein, das für den Hausbau freisteht. Es ist ein wichtiger Aspekt, dass die galicischen Bauern und Bäuerinnen zumeist EigentümerInnen ihres Landes sind. Im Gegensatz zu Gegenden wie Andalusien, wo das meiste Land einigen Grossgrundbesitzern gehört, ist in Galicien jeder sein eigener Herr und Meister und muss nicht als Tagelöhner arbeiten. Als Bauer oder Bäuerin auf dem eigenen Feld zu arbeiten heisst damit auch immer, unabhängig zu sein. Das Land wird selten verkauft, auch wenn es nicht bebaut wird. Nicht in der Landwirtschaft tätige Personen lassen das Land eher brach liegen oder von einem anderen Familienmitglied bebauen als es zu verkaufen. Sie bewahren sich damit die Sicherheit, jederzeit die Arbeit in der Landwirtschaft wieder aufnehmen zu können.

154 KEESING 1993:102.

155 KEESING 1993:102.

Es ist interessant, dass die Zerstückelung und Parzellierung der Betriebe sich in einem anderen Begriff spiegelt: *las tierras*. Die Mehrzahl drückt aus, dass verschiedene Parzellen zu einem Betrieb gehören. Dieses Land, in Verbindung mit dem Betrieb, mit dem Beruf des Bauern oder der Bäuerin, gibt eine starke Berufsidentität. Es ist eine Berufsidentität, die weiter geht als die eines Spenglers oder eines Fischers, denn Bauer ist man auf Lebenszeit. Auch wenn der Sohn oder die Tochter einmal den Hof übernimmt, bleiben die Eltern meist bis zum Tod auf dem Hof. Sie bleiben Eigentümer des wichtigsten Produktionsfaktors (des Landes) und verabschieden sich somit nie ganz vom Beruf.

Weiter als der Begriff der Berufsidentität geht *tierra*: auf diesem Boden wachsen neben den Ackerpflanzen auch in gewisser Weise die Menschen. Es ist das Land, in dem man verwurzelt ist; das Land, das bereits seit Generationen die eigene Familie bewirtschaftet. Zu diesem Land entsteht eine emotionale Bindung, denn es bildet im übertragenen Sinn den Schoss der Familie.

Einen Schritt weiter weg vom konkreten, lokalisierbaren Land steht die Bedeutung von Land als Heimat, als symbolischer Ort der kollektiven Identität, Galicier oder Galicierin zu sein. Zu diesem Landbegriff gehören Attribute wie das Essen, das man auf der Autofahrt von Zürich nach Vigo endlich ab der galicischen (und nicht der spanischen!) Grenze essen kann, die Tänze (*muñeiras*) oder die Musik. Es ist das Land, das die GalicierInnen Spanien nennen und damit immer Galicien meinen.

Das Land, vor allem im Sinn von Ackerland, Ressource des Bauers, ist ein wichtiger Teil des männlichen Referenzsystems. Einerseits als Berufsidentität, aber dann auch als Zeichen von Macht. In einer heute noch stark agrarisch geprägten Gesellschaft in dünn besiedeltem Gebiet ist der Besitz von Feldern und Weiden eine wichtige Machtdemonstration. Es ist eine Identität, die sich über die heutige karge Bedeutung der Landwirtschaft für die nationale Ökonomie hinaus erhalten hat.

5.3.2 Haus

Im Gegensatz zum Land, als Ort männlicher Macht, ist das Haus nicht unbedingt ein weibliches Pendant, sondern eher der Ort, wo Frauen Macht ausüben. Dabei handelt es sich um eine Macht, die gegen innen gerichtet ist. Man kann sagen, das Haus hat einen weiblichen Teil, das Innere, welcher im Spanischen mit *hogar* bezeichnet wird. *Hogar* heisst soviel wie Heim, Ort der Familie und im weiteren Sinn auch Familie an sich. Dagegen ist das Gebäude, vor allem die Aussenwand männlich oder zumindest nicht mehr zum Bereich der weiblichen Sphäre gehörend, die idealtypischerweise ihr Zentrum in der Küche findet. Janet CARSTEN und Stephen HUGH-JONES bezeichnen den Herd als Ort, wo sich das Haus kristallisiert, als den Ort, der das Haus definiert.

„The hearth is as much a defining feature of the house as eating together is a defining feature of kinship. But the hearth is not just a symbolic centre, it is also instrumental in processes of transformation. It is in the hearth that the different elements that enter the

house – meat and vegetable, kin and affine, the like and the unlike – may be said to be mixed and blended, veritably cooked together. Insofar as houses are continually transforming what passes through them, the hearth is both literally and figuratively the site where these transformations actually take place.“¹⁵⁶

In der Dualität von „innen“ und „aussen“ wird auch die Verbindung von Schutz- und Repräsentationsfunktionen,¹⁵⁷ denen ein Haus dient, deutlich.

Das Gebäude ist für alle Dorfbewohner sichtbar, an ihm kann der soziale Status einer Familie gemessen werden. Ein schönes, grosses Haus zu besitzen ist daher der Wunsch und öfter auch die Motivation vieler Migranten und Migrantinnen; meist erkennt man die Familien zurückgekehrter MigrantInnen an den Häusern. Das Haus wird damit zum Ausdruck sozialen Aufstiegs und wird zum Sinnbild einer ökonomischen Karriere. Mit dem Gebäude ist aber immer auch der *hogar* mitgemeint. Wer kein Haus besitzt, nicht in seinem eigenen Haus wohnt, ist ein Nomade, hat keine Wurzeln. Kein Haus zu haben ist im sozialen Sinn ein Zeichen von Armut. Denn wem der *hogar* fehlt, der hat die soziale Karriere nicht vollbracht, dem fehlen Familie und Wurzeln. In einem Haus vereint sich der Aspekt sozialen Prestiges gegen aussen und familiärer Tradition und Heimat gegen innen. Die Bedeutung, die dadurch dem Haus zukommt, wird aus den Reaktionen einiger Nachbarn eines Dorfes deutlich: „Haben sie ein Haus?“; „Zumindest haben sie ein Haus!“; „Sie sind arm, aber sie besitzen ein Haus.“; „Man hat mir gesagt, meine Söhne seien Vagabunden, aber alle wissen zur Genüge, dass jeder von ihnen sein Haus in [...] hat“.¹⁵⁸

Neben der Bedeutung des Hauses als Heim für die Familie steht es auch symbolisch für die Generationen der Familie, die waren, und für die, die sein werden. Es ist ein Ort, der die Zeit einer Generation überdauert, indem sich die Bewohner ablösen und der Name des Hauses von Generation zu Generation weiter gegeben wird, wie dies bereits LÉVY-STRAUSS formulierte.¹⁵⁹ Das Haus ist vergleichbar und in Beziehung zu setzen mit dem *panteón*, dem Familiengrab. Es sind die zwei Artefakte, in die als erstes investiert wird. Die Parallele zum *panteón* zeigt deutlich, dass neben der realen Bedeutung als „Dach über dem Kopf“ und der sozialen Bedeutung als Statussymbol dem Haus auch eine noch viel weiterreichende symbolische Bedeutung zukommt. Gleichzeitig entstammt diese symbolische Kraft, wie Janet CARSTEN und Stephen HUGH-JONES zu recht bemerken, nicht dem Haus als Einheit per se, sondern entsteht erst aus den vielfältigen Beziehungen zwischen dem Haus und seinen Bewohnern. Denn ein leeres Haus ist kein „richtiges“ Haus, es ist ein Haus ohne Geschichte; am Ende sind es die Menschen, welche Geschichte schreiben.

156 CARSTEN & HUGH-JONES 1995:42.

157 Vgl. CARSTEN & HUGH-JONES 1995:2.

158 MÉNDEZ 1987:82, eigene Übersetzung.

159 LÉVY-STRAUSS zitiert in CARSTEN & HUGH-JONES 1995:7ff.

5.4 Migration

Wenn im galicischen Kontext von Migration die Rede ist, werden in der Literatur oft die Erbschaftsmodelle der *partixa* und der *millora* als kausale Faktoren gesehen. Bei der *partixa* (Realerbteilung) wird das Land auf die Kinder in gleicher Weise aufgeteilt, jeder und jede erhält somit ein gleich grosses und gleich wertvolles Stück Land. Dies führt unweigerlich zu einer Zerstückelung der agrarisch nutzbaren Flächen und zu einer Zerkleinerung der Höfe, wie es für Galicien typisch ist. Wie im Abschnitt zur Landwirtschaft beschrieben stellt diese Zerstückelung ein Hindernis für Mechanisierung, Rationalisierung und damit die Realisierung einer wettbewerbsfähigen Produktion dar. Der Tatsache, dass die Betriebe nebst der geringen Fläche auch eine hinderliche Parzellierung aufweisen, wurde schon lange Rechnung getragen. Eine bäuerliche Strategie in diesem Zusammenhang stellt der Tausch von Parzellen dar. Lourdes MÉNDEZ untersuchte alte schriftliche Dokumente, die in den Haushalten aufbewahrt wurden. Sie stellte dabei fest, dass Dokumente, die den Tausch von Parzellen besiegeln, zu den häufigsten gehören. Der Verkauf von Land scheint dagegen keine übliche Strategie zu sein.¹⁶⁰

In der *millora* (Anerbenrecht) wird der Hauptteil, wenn nicht die gesamte Einheit von Hof und Land, einem Erben übergeben, während die anderen sich ohne Land ihren Lebensunterhalt finanzieren müssen. In der Debatte um die kausale Beziehung von *millora* und Migration stehen sich zwei Interpretationen gegenüber. Carmelo LISÓN TOLOSANA beschreibt die *millora* als Hauptachse der galicischen Kultur und sieht die Migration als eine Folge der Praxis des Erbrechts. Xosé RODRÍGUEZ CAMPOS vertritt dagegen die Ansicht, dass die Migration Ursache des Erbrechts sei.¹⁶¹ Es scheint erstaunlich, dass sich eine solch breite Literatur zum Thema der Erbschaftsmodelle in Galicien finden lässt. Die Praxis der Erbschaft kann aber sicher nicht als alleinige Ursache für die Migration gesehen werden. Die Höfe, die ganz oder geteilt vererbt werden, verfügen bereits über wenig und stark parzelliertes Land. Diese Tatsache wird vom Erbrecht eher verstärkt, doch besteht sie bereits zuvor. Wie bereits angesprochen, kommt zu den schwierigen ökonomischen Verhältnissen in der Landwirtschaft eine prekäre Situation auf dem Arbeitsmarkt hinzu. Es ist daher schwierig, auf andere Einkommensmöglichkeiten auszuweichen, und oft bleibt für viele nur der Weg der Migration.

5.4.1 Geschichte der Migration

Galicien wurde früh zu einer Region mit, im Vergleich zum Rest Spaniens, erhöhter Migration. Sie fand ihren Ursprung bereits im Mittelalter, als die GalicierInnen mass-

¹⁶⁰ MÉNDEZ 1987:97ff.

¹⁶¹ Vgl. GONZÁLEZ REBOREDO (1990), MÉNDEZ (1987:80) bezeichnet das Erbschaftssystem als wichtigen Aspekt der Eigenheit der galicischen Kultur.

geblich an der Wiederbevölkerung der in der *Reconquista* von den Arabern zurückeroberten Gebiete im Süden Spaniens beteiligt waren. Davon zeugen heute noch die galicischen Namen einiger Dörfer in den Bergen südlich Granadas. Seit 1850 gingen die Wanderungsbewegungen über die Landesgrenzen hinaus und waren vorab gegen den südamerikanischen Kontinent gerichtet. Bis 1960 hatten die GalicierInnen sich in einem Grossteil der südamerikanischen Länder niedergelassen und stellen dort bis heute die Mehrheit der ehemals spanischen Bevölkerung dar. In Argentinien werden Spanier generell als „Gallegos“, also als Galicier, bezeichnet, ohne Rücksicht auf regionale Unterschiede.

Als 1960 die Perspektiven in Südamerika weniger vorteilhaft wurden, wandten sich die Migrationsströme mehr gegen den europäischen Kontinent. Anstatt als Ziel die Anden im Visier zu haben, wanderte man jetzt in Richtung Alpen; die Daheimgebliebenen oder Zurückgekommenen trafen sich neben der *Bar Uruguay* jetzt auch in der *Bar Zürich*. Aber der im Volksmund gebräuchliche Ausdruck „hacer las Américas“, wörtlich „die Amerikas machen“, blieb auch für die Migration innerhalb Europas bestehen. Die wichtigsten Destinationen der kontinentalen Migration stellen Deutschland, Frankreich und die Schweiz dar. Zusammengenommen nehmen sie 91 % der kontinentalen Migranten und Migrantinnen auf. Alleine 57 % wählten die Schweiz als Ziel (28 % Deutschland und 6 % Frankreich).¹⁶²

Die erhöhte Bereitschaft, einen Teil des Lebens ausserhalb der Landesgrenze zu verbringen, oder wie Lourdes MÉNDEZ es in Abwandlung des Satzes von Descartes treffend betitelt „penso, logro emigro“¹⁶³ (ich denke, also emigriere ich) entsteht aus verschiedensten Motivationen. Angesprochen wurden bereits die schwierigen Erwerbsmöglichkeiten, die aus der Situation des Arbeitsmarktes und der beschränkten Möglichkeiten in der Landwirtschaft resultieren. Der überwiegende Anteil der Migrierenden ist auf der Suche nach Arbeit, da sie zu Hause kaum eine Möglichkeit des Überlebens sehen.

Zweitens ermöglicht Migration den sozialen Aufstieg, der in einem Dorf vor allem an den neu erbauten Häusern ersichtlich wird: „those that [sic!] go abroad are the ones with the beautiful houses“¹⁶⁴. Nachdem das Haus gebaut ist „they come back a second time and buy a car, and perhaps find a good job. [...] When they come back to visit the whole town admires them. They come in a good car, they're well-dressed. Everyone stares at

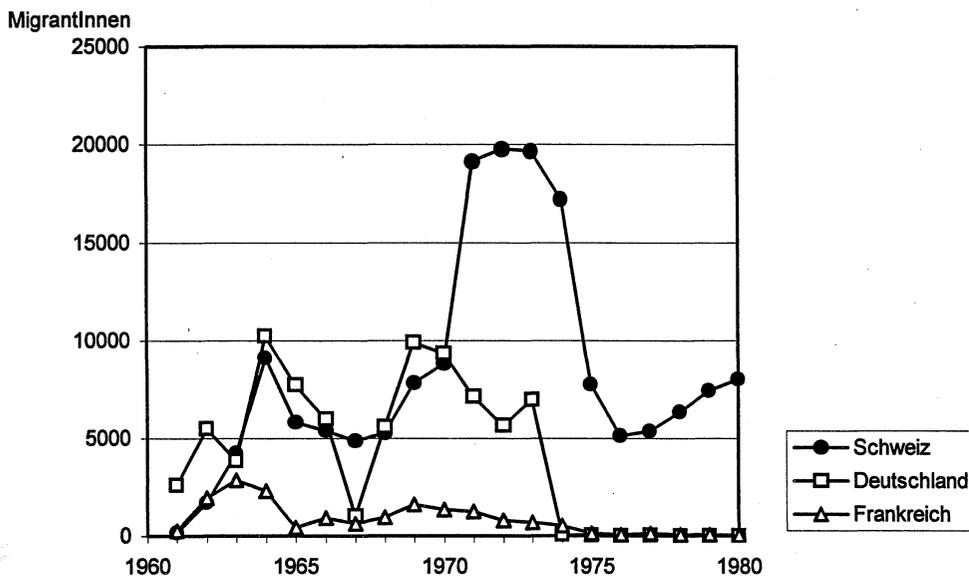
162 ALONSO ANTOLÍN 1984:12ff. Zu den Zahlen ist anzumerken, dass ALONSO ANTOLÍN sich auf die Zahlen der *migración asistida*, also auf die durch das Spanische Institut für Emigration in Zusammenarbeit mit den Rekrutierungsbehörden der Gastländer organisierten Wanderungen, bezieht. Die nicht-organisierten und die illegalen Bewegungen bleiben somit ausgeschlossen. Es kann aber davon ausgegangen werden, dass diese Zahlen dennoch repräsentativ sind, da die nicht-organisierte Migration meist eine Kettenmigration anschliessend an die organisierte darstellt (Interviews).

163 MÉNDEZ 1987:47.

164 BUECHLER & BUECHLER 1981:197.

them.“¹⁶⁵ Dabei ist der soziale Aufstieg nicht nur auf die MigrantInnen beschränkt, sondern dehnt sich meist auch auf deren Verwandte und vor allem auf deren Kinder aus. Viele MigrantInnen senden Geld und arbeiten lange und gern, damit ihre Kinder eine gute Ausbildung genießen können und mit einem Universitätsabschluss andere Berufsaussichten haben als ihre Eltern. Die meisten ziehen von der Landwirtschaft weg, um sich neue Perspektiven zu eröffnen, und erhoffen sich daher für ihre Kinder eine andere Zukunft.

Abbildung 5: Rekrutierte galicische Migration



Quelle: ALONSO ANTOLÍN 1984:99-137; eigene Bearbeitung und Darstellung

Neben den ökonomischen und sozioökonomischen Motiven sind auch Motive wie Abenteuerlust von Bedeutung. Viele Migrierende bringen bereits Erfahrungen mit von einem längeren Aufenthalt in einer spanischen Grossstadt wie Barcelona, oder haben in anderen Regionen der Halbinsel gearbeitet. Verbunden mit der Abenteuerlust wird Migration dann zu einem *rite de passage*, der es den jungen Menschen ermöglicht, aus ihrem gewohnten Umfeld auszubrechen und Erfahrungen zu sammeln.

Lange Jahre stellten die Migration als solche und die Destinationen eine Art Mythos dar. Die Migranten und Migrantinnen kamen mit „Koffern voller Geschenke“ angereist und in ihren Erzählungen waren die Gastländer paradiesisch. Der Journalist José FERNÁNDEZ FERREIRO bezeichnete die MigrantInnen einmal als die „wahren Heiligen Drei Könige“ von Galicien, in Anlehnung an den spanischen Brauch der weihnachtlichen Bescherung durch die Heiligen Drei Könige am sechsten Januar.¹⁶⁶ Der Kontrast

¹⁶⁵ BUECHLER & BUECHLER 1981:187.

¹⁶⁶ José FERNÁNDEZ FERREIRO (Voz de Galicia (galicische Tageszeitung): 18. Januar 1973) zitiert in BUECHLER 1991:294.

mit den realen Lebensumständen im Gastland war dagegen enorm. Heute hat dieser Mythos an Kraft verloren, da durch die verbesserte Information durch die Medien, einer vereinfachten Kommunikation und durch die Reisemöglichkeiten ein dauernder Austausch zwischen der Bevölkerung in der Heimat und den Ausgewanderten stattfinden kann.

5.4.2 Auswirkungen der Migration

Die Auswirkungen der Migration auf Galicien sind vielfältig. Einmal ist anzumerken, dass die Migration einen substantiellen Beitrag zur Ökonomie leistet. Einerseits wird der Druck, der auf dem Arbeitsmarkt herrscht, entschärft. Die Abwanderung eines Teils der verfügbaren Arbeitskräfte mindert die Nachfrage an freien Stellen. Andererseits lebt ein Teil der Ökonomie von der Migration, z.B. beim Hausbau und der anschließenden Ausstattung, bei der besseren Ausbildung der Kinder, oder wenn Migrierende in Lokalunternehmen investieren und die Rolle von lokalen Wirtschaftsförderern übernehmen.¹⁶⁷

Von einem *brain drain* kann im Falle der galicischen Migration aber nicht gesprochen werden. Die Migration führt nicht zu einem Manko an qualifizierten Arbeitskräften, sondern erleichtert im Gegenteil den Arbeitsmarkt von einem Überangebot an wenig qualifizierten Arbeitskräften.

Die ökonomische Position von zurückgekehrten Migranten und Migrantinnen und derer Familien hat ihnen den Status einer „petite bourgeoisie“, wie Hans-Christian BUECHLER und Judith-Maria BUECHLER¹⁶⁸ es nennen, verschafft. Dieses Bürgertum kann nur dank der Zahlungen der im Ausland weilenden Mitglieder wahren, denn auch für sie sind die Arbeitsmöglichkeiten beschränkt. Sie sind also darauf angewiesen, dass jede Generation wieder einige Jahre in der Migration verbringt.

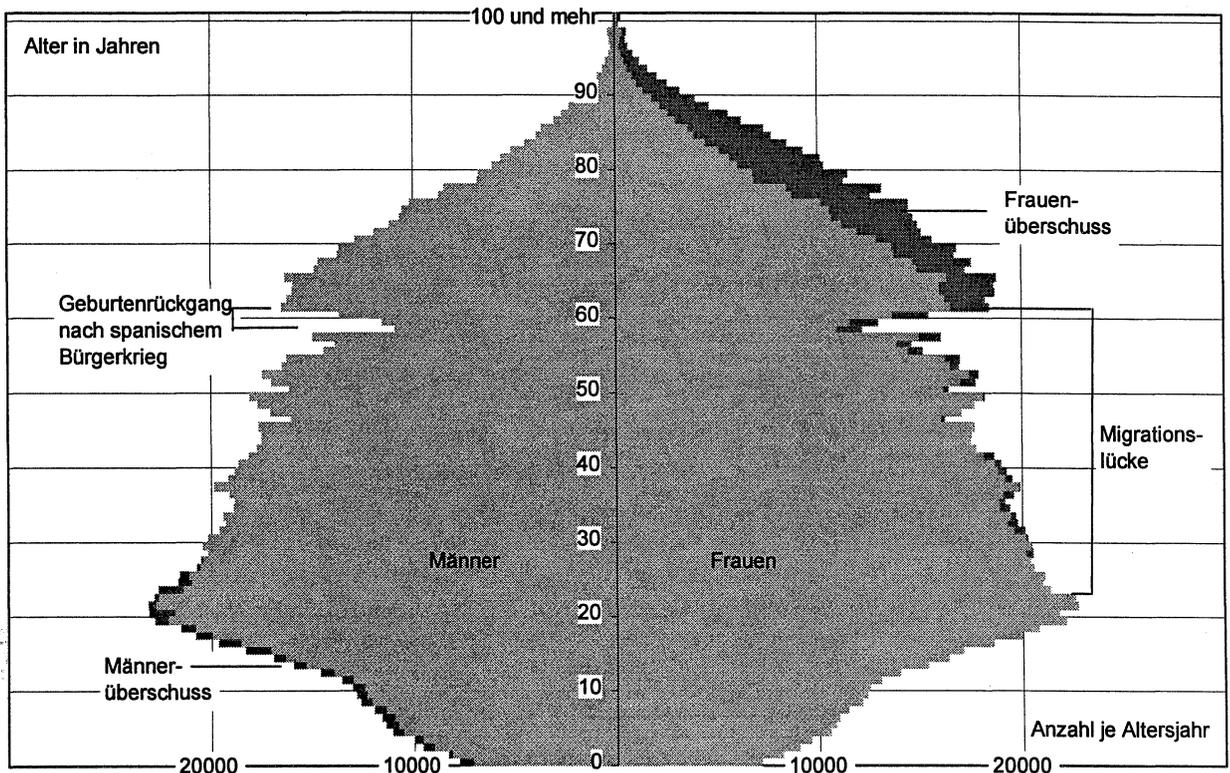
Bei der Rückkehr stehen viele einer neuen Situation gegenüber. Einerseits sind sie von der Zeit im Ausland einen hohen Lebensstandard gewohnt und haben sich teilweise an andere Normen angepasst und sie zu ihren eigenen gemacht. Die Ansprüche, die sie dann stellen, entsprechen oft nicht den Zuständen und Gewohnheiten in Galicien. Die Erfahrungen, die sie gemacht haben, geben ihnen – neben dem ökonomischen Status –

¹⁶⁷ ALONSO ANTOLÍN 1984:79, BERTRAND 1992:726.

¹⁶⁸ BUECHLER & BUECHLER 1978.

auch einen besonderen sozialen Status. Beispielsweise sagt man von Migrantinnen, sie hätten „mucho mundo“. Wörtlich heisst das „viel Welt“ haben, im übertragenen Sinn etwa: etwas davon verstehen, wie die Dinge laufen. Der Ausdruck wird im allgemeinen Sprachgebrauch nur für Männer verwendet.¹⁶⁹ Im Kontext der Migration verliert er aber seine geschlechtliche Konnotation.

Abbildung 6: Bevölkerungsstruktur in Galicien (1999)



Quelle: INE 2000; eigene Bearbeitung und Darstellung

Andererseits werden auch an die Rückkehrer Erwartungen gestellt, denen sie gerecht werden müssen. Man erwartet, dass sie ein schönes, grosses Haus gebaut haben, dass sie mit genügend Geld zurückkommen, dass sie sich weltgewandt geben. Ein solcher sozialer Druck, der in einem Dorf noch viel stärker spürbar ist als in einer grösseren Gemeinde, ist sicher auch mit ein Anlass, den neuen Wohnort in einem anonymen Umfeld wie La Coruña oder Santiago zu suchen.

5.5 Geschlechterbeziehungen

Im Mittelmeerraum geht oft ein starker Machismo Hand in Hand mit einer matrifokalen Familienstruktur, d.h. einer Familienstruktur, die auf die weiblichen Mitglieder und

¹⁶⁹ MÉNDEZ 1987:203.

speziell auf die Mutter als Zentrum der Familie ausgerichtet ist. In Portugal und in Galicien sind Abweichungen zu diesem Schema zu finden, indem die Matrifokalität nicht mit dem Machismo korreliert. Dies veranlasst LISÓN TOLOSANA, einen der bedeutendsten galicischen Ethnologen, von einer matriarchalen Struktur zu sprechen. „Not only do women dominate in social life and in social relations, but also the man's submission to his wife and/or mother in matters of economic, agricultural, and domestic decision-making is absolute.“¹⁷⁰

Der Begriff des Matriarchats ist mit Sicherheit nicht zutreffend, doch zeigt eine Untersuchung von Jan BRØGGER und David GILMORE,¹⁷¹ dass ein Vergleich von spanischen (andalusischen) und portugiesischen oder galicischen Geschlechterbeziehungen auf deutliche Unterschiede stösst. Kern ihrer Untersuchung ist der Begriff der Matrifokalität, den sie folgendermassen definieren: einerseits bezeichnet er eine familiäre Beziehung, in der die Mutter strukturell und affektiv das Zentrum bildet. Andererseits verstehen sie darunter auch eine Verteilung der Autorität, welche der Frau, relativ zum Mann, eine starke Position zuschreibt. Sie bezeichnen die Position der Frau als „stark“, aber nicht als stärker gegenüber der des Mannes. Die Position der Frau ist im Vergleich beispielsweise zur andalusischen Gesellschaft zwar höher gewertet, deshalb findet aber noch keine Umkehrung der geschlechtlichen Hierarchien statt.

„In such families, the husband/father has a reduced role, being physically and emotionally distant or entirely absent. Thus matrifocality often appears in association with heavy male emigration, seasonal unemployment, or (male) economic insecurity.“¹⁷²

Aus dem Vergleich geht hervor, dass durch die anfangs stark männlich geprägte Migration, die saisonbedingte Arbeitslosigkeit (vor allem in der Fischerei) und die Unsicherheit auf dem Arbeitsmarkt die Position der Männer geschwächt wird. Den Frauen in Portugal und in Galicien, kommt dadurch, ökonomisch wie auch von der Autorität her, eine stärkere Position zu als den Frauen in Andalusien.

5.5.1 Räumliche Aspekte

Stereotype Dualismen wie öffentlicher/privater Raum sind Ausdruck einer Differenzierung der Geschlechter und können auch ihre hierarchische Bewertung spiegeln. Wie in den meisten Kulturen wird auch in Galicien die Öffentlichkeit als physischer und als sozialer Raum dem Mann zugeschrieben, während die Frau ihre Macht und Autorität im Haus und typischerweise in der Küche entfaltet. Das heisst aber nicht, dass sie deswegen ganz vom öffentlichen Raum verbannt sei. Viel mehr übernimmt der Mann in der Öffentlichkeit die Vertretung des Haushalts und der Familie. Räume, die den Männern

170 LISÓN TOLOSANA 1979:249, zitiert in BRØGGER & GILMORE 1997:15.

171 BRØGGER & GILMORE 1997.

172 BRØGGER & GILMORE 1997:14.

vorbehalten sind, sind das Meer und die Bar. Eine Frau würde eine Bar nie alleine betreten und in Begleitung von Männern sind es letztere, die am Tresen bestellen und bezahlen.¹⁷³ BRØGGER und GILMORE bezeichnen die Bars als eine Art Refugium, denn die Männer hätten keinen anderen Ort, an dem sie bei schlechtem Wetter geschützt sein könnten, während den Frauen das Haus offenstehe. Männer treffen sich tagsüber nicht zu Hause, sondern suchen öffentliche Orte wie Plätze und Bars auf, denn tagsüber bestimmen die Frauen den Tagesablauf im Haus:

„[...] men are not tolerated in the houses during daytime unless they are in bed after a long night at sea. The usual routine is for the women to send their men to the taverns with some pocket money after a perfunctory breakfast. The woman sets the pace and makes the decisions.“¹⁷⁴

Im Gegensatz dazu stellt das Meer ein Privileg dar. Das Meer bedeutet Gefahr, bedeutet aber auch Arbeit und Lohn. Jedem, der zur See fährt, ist somit Respekt zu zollen. Andere öffentliche Räume sind geprägt durch eine hohe Präsenz der Frauen, so z.B. die Fischmärkte, die gänzlich Angelegenheit der Frauen sind.

5.5.2 Arbeitsteilung und Bewertung von Arbeit

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist stark abhängig von den Möglichkeiten der Beschäftigung. Die grössten Unterschiede liegen in Galicien zwischen dem Landesinnern, den Küstenregionen und den urbanen Zentren. Da die Migranten und Migrantinnen zumeist aus ruralen Gebieten stammen, können die Städte im Kontext der Migration vernachlässigt werden. Die beiden häufigsten Modelle, dass der Hof gemeinsam geführt wird oder dass die Frau den Grossteil der Aufgaben und der Verantwortung übernimmt, können für beide Regionen exemplarisch dargestellt werden.

Gemeinsam geführter Betrieb

In der traditionellen Landwirtschaft, die ganz auf Subsistenz ausgerichtet war, waren die Aufgaben den Geschlechtern entsprechend aufgeteilt. So z.B. gehörten zu den ausschliesslich männlichen Aktivitäten das Pflügen und das Schlachten der Schweine, während den Frauen vorbehalten war, die Kühe zu melken, die Arbeit im Gemüsegarten zu verrichten und der Hausarbeit nachzugehen. Weiter wurden auch einige Aufgaben in gemeinsamer Arbeit ausgeführt.¹⁷⁵

Im Zuge der Modernisierung, der technischen Neuerungen und der Einbindung der Betriebe in die Marktwirtschaft hat sich die traditionelle Aufgabenteilung verändert. In heute noch rentablen Betrieben übernimmt der Mann die Verantwortung. Er führt den

173 MÉNDEZ 1987:187.

174 BRØGGER & GILMORE 1997:24.

175 MÉNDEZ 1987:160; Lourdes MÉNDEZ beschreibt auch einen typischen Tagesablauf einer Bäuerin, wie er traditionellerweise abläuft (1987:161ff.).

Hof, während die Frau „mitarbeitet“. Die Mechanisierung hat aber auch hier zu einer Verschiebung gewisser Aufgaben geführt. Während der Mann früher das Melken lieber den Frauen überliess, haben die Frauen diesen Kompetenzbereich heute zu einem grossen Teil verloren. Mit der Mechanisierung und den Zahlungsmodalitäten der MilchabnehmerInnen wird diese Aufgabe zumeist vom Mann verrichtet. Er ist es dann auch, der das Geld erhält.

Subsistenzbetrieb

Wird der substantielle Teil des Haushaltseinkommens aber durch die Erwerbsarbeit erbracht, was in den meisten Fällen zutrifft, so verliert der Hof seine marktwirtschaftliche Bedeutung und übernimmt Subsistenz-Funktionen. Da es meist die männlichen Haushaltsmitglieder sind, die der Lohnarbeit nachgehen, führen die weiblichen Mitglieder den Hof. Galicien ist somit die einzige Region in Spanien, in der ein Grossteil der im landwirtschaftlichen Sektor aktiven Bevölkerung Frauen sind, nämlich über 53%.¹⁷⁶ Das führt auch dazu, dass in Galicien generell mehr Frauen zur wirtschaftlich aktiven Bevölkerung (42,9%) gezählt werden als im nationalen Durchschnitt von 28,1%. Diese Diskrepanz zwischen dem nationalen Durchschnitt und den Werten für Galicien beruht einerseits auf dem höheren Anteil der Männer an der migrierenden Bevölkerung. Andererseits entsteht diese Situation auch aus der ökonomischen Lage, die es nötig macht, dass mehrere Haushaltsmitglieder erwerbstätig sind.

Der Mann geht also einer Arbeit nach, die ausser Haus und meist auch ausserhalb des Dorfes stattfindet. Laut Lourdes MÉNDEZ¹⁷⁷ liegt der Schluss nahe, Arbeit durch den Ort zu definieren: „richtige“ Arbeit geschieht nur ausserhalb des Hauses und wird bezahlt. Dagegen beschränken sich die Aktivitäten der Frauen räumlich gesehen auf Haus und Hof. Sie umfassen reproduktive und produktive Aufgaben, da der Betrieb, wie bereits erklärt, Funktionen zur Stabilisierung der Familienökonomie innehat. Doch die gesamte weibliche Arbeit wird deshalb nicht aufgewertet:

„the reality, however, is that, although women undertake both productive and reproductive activities, they still assume their social role of just ‚family helpers‘ on the farm, and most of the time the man (even if he is away) is identified as the legal head of the farm.“¹⁷⁸

Diese Formulierung basiert z.T. auf dem gültigen Recht (*Derecho foral*), das die Bäuerin als Hilfskraft (*ayudante*) bezeichnet, während der Ehemann als Betriebschef (*jefe de explotación*) gilt.¹⁷⁹ Die Frauen selbst sehen sich zwar als unersetzbare Kraft in der Familienökonomie, bezeichnen sich aber doch immer wieder als „nur Hausfrau“.¹⁸⁰

176 GARCÍA RAMÓN et al. 1993:6/7.

177 MÉNDEZ 1987:176.

178 GARCÍA RAMÓN et al. 1993:14.

179 MÉNDEZ 1987:206.

180 GARCÍA RAMÓN et al. 1995:30.

Die Wertung der geschlechtsspezifischen Funktionen wird durch die Bedeutung der Landwirtschaft in der Ökonomie unterstützt. Eine Landwirtschaft, die der Subsistenz oder als Puffer dient, wertet die Arbeit der Bäuerin gegenüber der bezahlten Arbeit eines Erwerbstätigen ab. Die Frauen sind somit in einen Aufgabenbereich der Männer vorgestossen und haben ihn übernommen. Gleichzeitig fand eine Abwertung dieser Aufgaben statt, wie wir es auch von anderen Berufen wie PrimarschullehrerIn oder SekretärIn kennen, in denen Frauen Eingang fanden in eine Berufskategorie zur Zeit der Abwertung der Kategorie.¹⁸¹ Wie der kausale Zusammenhang ausfällt, ob die Berufe abgewertet wurden, weil sie von Frauen übernommen wurden, oder ob die Berufe für Frauen zugänglich wurden, weil sie abgewertet waren, sei dahingestellt. Wichtiger erscheint mir die Korrelation der beiden Phänomene und dass eine Bäuerin auf einem Subsistenzhof nicht den sozialen Status genießt wie ein Bauer auf einem marktwirtschaftlich gewinnorientierten Hof.

Durch die Erwerbsarbeit sind dem Mann klare räumliche und zeitliche Grenzen gesetzt, welche deutlich definieren, was als Arbeit gilt und was nicht. Im Tagesablauf der Frau dagegen wechseln reproduktive und produktive Tätigkeiten ab und überlagern sich. Viele Frauen kombinieren die Tätigkeiten so, dass sie mit einem Auge nach den Kühen und mit dem anderen nach den Kindern schauen können. Auch räumlich ist die Grenzziehung schwierig, da Haus und Hof eine Einheit bilden und beide für Produktion wie auch für Reproduktion verwendet werden. Diese schwierige Abgrenzung der weiblichen Tätigkeiten trägt dazu bei, ihre Arbeit unsichtbar zu machen und damit weiter abzuwerten. Ein weiblicher Arbeitstag dauert typischerweise von früh bis spät, da die klaren zeitlichen und räumlichen Grenzen fehlen.

5.5.3 Versuch einer modellhaften Darstellung

Um die Geschlechterbeziehungen, die in der Migration ausgehandelt werden, mit den Beziehungen in Galicien zu vergleichen, möchte ich die Ausführungen dieses Kapitels in einem Modell zusammenfassen. Dazu scheinen mir die geschlechterkulturellen Modelle von Birgit PFAU-EFFINGER¹⁸², wie ich in den theoretischen Ausführungen argumentiert habe, sinnvoll. Eine Übersetzung der Geschlechterbeziehungen im galicischen Kontext in die geschlechterkulturellen Modelle führt mich zuerst zur Auseinandersetzung mit dem Modell der „männlichen Versorgerehe“.

Betrachtet man den überwiegenden Fall des Hofes als Subsistenzbetrieb und der Haupteinnahmequelle aus der Erwerbsarbeit, so kann auf eine männliche Versorgerehe geschlossen werden. Der Mann ist als Erwerbstätiger für die Familie verantwortlich, während die Frau im Haushalt ihre Arbeitssphäre findet. Die beiden Arbeitssphären

181 WECKER 1996:9.

182 PFAU-EFFINGER 1996, 1997, 1998. Vgl. auch Kapitel 3.3.2.

ergänzen sich, stehen aber in hierarchischer Bewertung relativ zueinander. Die Frau ist abhängig vom Einkommen des Mannes und die Kinder werden primär im Haushalt aufgezogen.

Wenn man aber, wie ich es dargelegt habe, die Bedeutung der landwirtschaftlichen Kleinstbetriebe, die die Frauen führen, als substantiellen Teil der Familienökonomie betrachtet, die reproduktive wie auch produktive Aspekte enthält, so muss die modellhafte Einschätzung revidiert werden. Es bietet sich an, die Arbeitssphäre der Frau in der Familienökonomie zu sehen und nicht auf den Haushalt zu beschränken. An die Stelle der Abhängigkeit der Ehefrau vom Lohn ihres Mannes tritt eine gegenseitige Abhängigkeit, was den bisherigen Ausführungen sicher näher kommt und Aspekten wie der Saisonalität gewisser Branchen oder der unsicheren Lage des Arbeitsmarktes Rechnung trägt. Doch auch das familienökonomische Modell will nicht so richtig auf die galicische Situation passen.

Tabelle 8: Geschlechterkulturelles Modell in Galicien

	galicisches Modell	männliche Versorgerehe	familien-ökonomisches Modell
kulturelle Leitbilder ...			
... zu den zentralen Arbeitssphären - von Frauen - von Männern	Familienökonomie Erwerbssystem		
... zum Verhältnis dieser Sphären zueinander	komplementär		
... zur Bewertung dieser Sphären	hierarchisch		
... zum Typ der Abhän- gigkeitsbeziehungen zwischen Frauen und Männern (Ehe)	einseitig abhängig (mit Vorbehalt)		
... zur zentralen Sphäre für das Aufziehen von Kindern	Familienökonomie		

die grauen Felder bezeichnen die Übereinstimmung mit den beiden Modellen gemäss PFAU-EFFINGER.

Quelle: PFAU-EFFINGER 1996 und eigene Analyse

Ich habe festgehalten, dass die Tätigkeit der Frau der Sphäre der Familienökonomie zuzuschreiben, während der Mann im Erwerbssystem anzusiedeln ist. Dies trifft auf die beiden Fälle zu, in denen Landwirtschaft zur Subsistenz mit Pufferfunktion oder als marktwirtschaftliche Betrieb geführt wird. In beiden Fällen übernimmt, wie oben beschrieben, der Mann die Position der erwerbstätigen Person, während die Frau als Hilfskraft fungiert. Diese Sphären sind jedoch, im Gegensatz zum familienökonomischen Modell nicht symmetrisch, sondern komplementär. Beide produzieren Güter, die

der oder die andere braucht, aber selbst nicht oder nur in geringem Masse produziert. Dadurch ergänzen sie sich und führen zu einer materiellen gegenseitigen Abhängigkeit. In der sozialen Bewertung beider Sphären dominiert das Erwerbssystem aus den oben angeführten Gründen. Die Abhängigkeitsbeziehung zwischen Männern und Frauen ist schwer zu bestimmen, wenn es über materielle Belange hinausgeht. Bei Befragungen zur Entscheidungsfindung innerhalb der Familie, erhält man oft die Antwort „se decide en común“¹⁸³ (wir entscheiden gemeinsam), was schwer zu interpretieren ist. Viele Entscheidungen implizieren Kapital und in dieser Beziehung sind Frauen eingeschränkt, nicht dass sie gar keines hätten, aber sie haben zumeist nur in beschränktem Masse Zugang dazu. Die zentrale Sphäre für das Aufziehen der Kinder ist die Familienökonomie, da Hof und Haus eine Einheit bilden und zentrale Orte des kindlichen Lebens bilden.

183 GARCÍA RAMÓN et al. 1995:108.

6 „... ein Bein hier“

Angefangen bei den Lebensgeschichten der einzelnen MigrantInnen, bis hin zu Themen, die für alle MigrantInnen sich in ähnlicher Art präsentieren, wie der Umgang mit der Fremdenpolizei, kam in den Interviews eine Fülle an Datenmaterial zusammen. Viele Aspekte der galicischen Lebensweise sind einerseits einzigartig, können andererseits auch allgemein auf die Problematik von Gemeinschaften in der Diaspora übertragen werden. Die galicische Gemeinschaft in Zürich kann aber nicht als repräsentativ für alle galicischen Gemeinschaften in der Schweiz angesehen werden. Wie Hans-Christian und Judith-Maria BUECHLER in einem Vergleich der GalicierInnen in verschiedenen Schweizer Städten festgehalten haben, sind Aspekte, wie die Struktur der Netzwerke je nach sprachlicher Region unterschiedlich.¹⁸⁴ Ähnlich wie ich es im letzten Kapitel ausgeführt habe, möchte ich auch hier einen sozialen Rahmen stecken, in dem sich die gedachten Bilder und gelebten Beziehungen von Geschlecht abspielen. Die Darstellung ist in folgende Themen gegliedert: Ankunft, Motive der Migration, Netzwerke und soziale Sicherheit, Frauenalltag – Männeralltag, Erwerbsarbeit, galicische Kultur in der Diaspora, Ideale von Gast- und Heimatland und schliesslich Rückkehr.

6.1 Ankunft

Die meisten GalicierInnen erreichten die Schweiz im Laufe der 1960er, 1970er und 1980er Jahre.¹⁸⁵ Während dieser Zeit war die Tätigkeit des *Instituto Español de Emigración*, der spanischen Behörde für Emigration, für den Grossteil der Migrationsströme verantwortlich. Die Verträge mit den Schweizer Behörden garantierten im Rahmen von Arbeitskontingenten einen temporären Aufenthalt und eine für diese Zeit feste Anstellung in einer festgeschriebenen Branche. Zur Hauptsache waren die Migrationsströme in die Kantone Genf, Waadt, Zürich und Bern gerichtet. Die restlichen MigrantInnen verteilten sich auf die Kantone Basel, Luzern und Freiburg.¹⁸⁶ Dies entspricht der heutigen Verteilung der spanischen Bevölkerung (vgl. Abbildung 7). Die organisierte Form der Migration (*migración asistida*) stellte nur einen Anstoss für eine Wanderung dar, die mit der Zeit unabhängig wurde von staatlichen Organisationen. Es sind mir keine

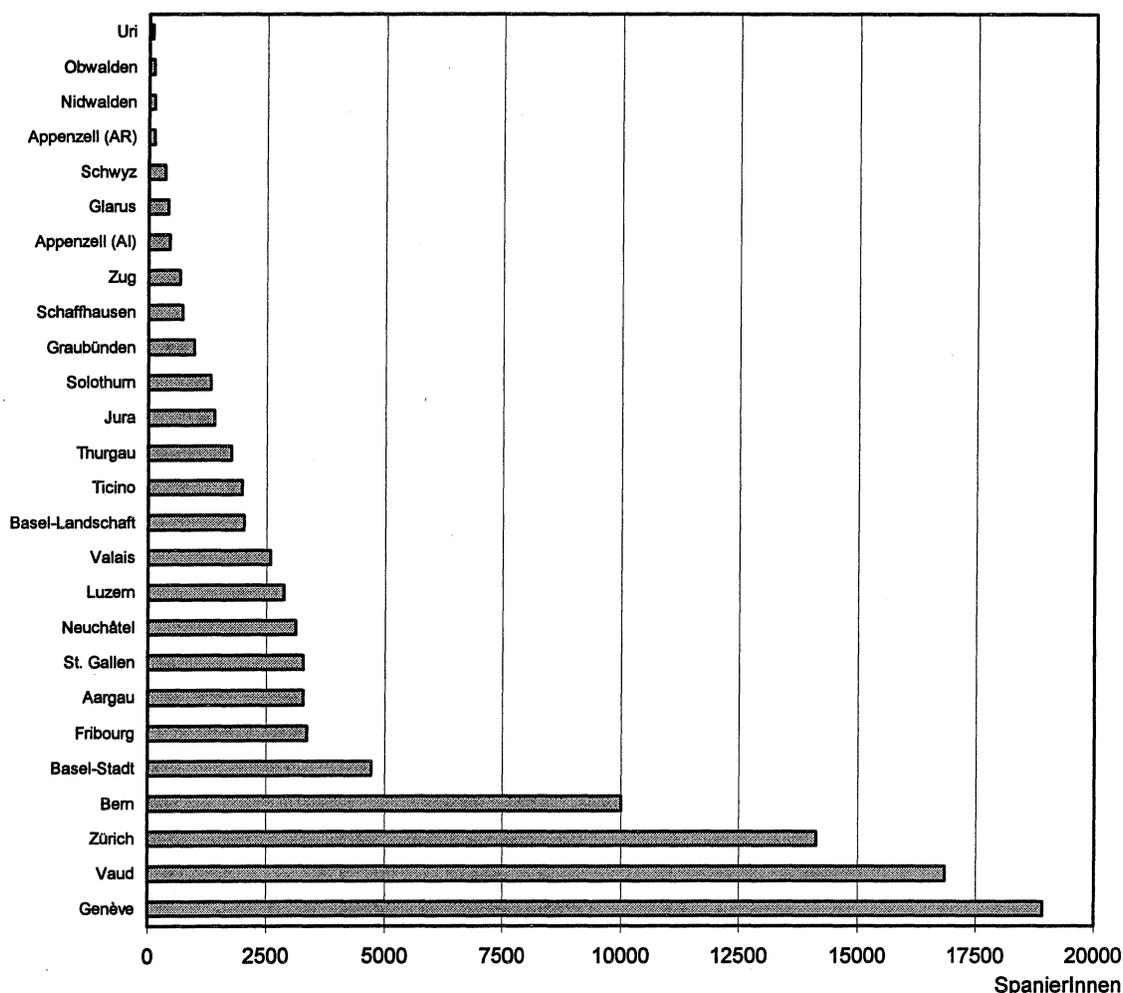
184 BUECHLER & BUECHLER 1979.

185 Vgl. Kapitel 5.4.1.

186 ALONSO ANTOLÍN 1984:138.

MigrantInnen bekannt, die in den 1980er Jahren oder später migrierten und die diese organisierte Form der Migration noch benutzt hätten. Gemäss einem Bericht des Stadtrates von Zürich werden heute die Arbeitskontingente mehrheitlich zur Deckung von hochqualifizierten Arbeitskräften eingesetzt.¹⁸⁷

Abbildung 7: Spanische Bevölkerung in der Schweiz nach Kantonen (1997)



Quelle: Bundesamt für Statistik; eigene Darstellung

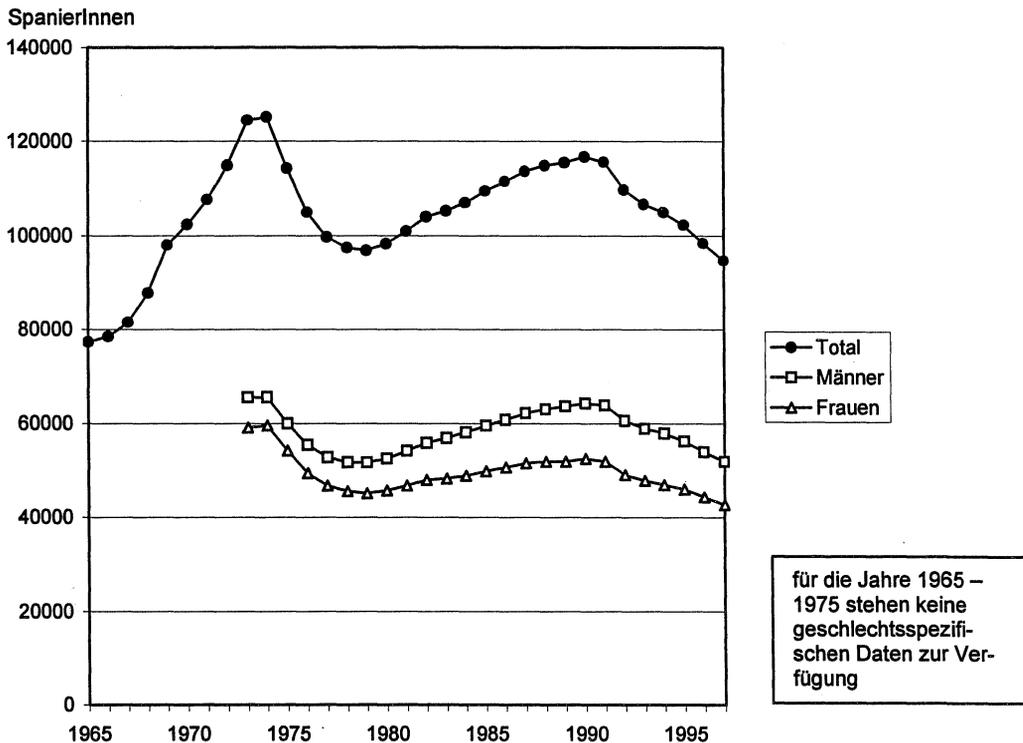
Seit den 1990er Jahren ist die Zahl der neuen MigrantInnen stark zurückgegangen (vgl. Abbildung 8 und Abbildung 9). Der erste markante Rückgang der spanischen Immigration fand um das Jahr 1975 statt. Vermutlich lässt sich dies auf das bevorstehende Ende der spanischen Diktatur zurückführen. Im Todesjahr Francos erreichte die Remigration ihren Höchstwert. Ein Zunahme der Migration, sprich eine positive Migrationsbilanz, ist erst wieder ab 1980 zu verzeichnen. Sie erreicht aber nie mehr die hohen Anfangswerte und ab 1991 fällt die Bilanz negativ aus. Der Trend zu einer negativen Migrationsbilanz

187 STADTRAT VON ZÜRICH 1999:9.

seit Mitte der 1970er Jahre entspricht der allgemeinen Arbeitsmarkt- und Einwanderungspolitik Westeuropas:

„In den sechziger Jahren wurde in Westeuropa die Spitze der Rekrutierung von Arbeitskräften erreicht. Mitte der siebziger Jahre führte der wirtschaftliche Abschwung nach der Ölkrise zu Einwanderungsbeschränkungen und zur Nichterneuerung von Arbeitsverträgen mit MigrantInnen. Trotzdem setzte sich in den achtziger Jahren wegen der Erleichterung des Familiennachzugs und der Zunahme von Asylsuchenden der Einwanderungstrend fort.“¹⁸⁸

Abbildung 8: In der Schweiz wohnhafte spanische Bevölkerung



Quelle: Bundesamt für Statistik; eigene Bearbeitung und Darstellung

Ein junger Galicier kommentierte die heutige Situation:

„Heute migriert niemand mehr ... ausser sie haben die Eltern in der Schweiz, dann vielleicht. Aber die meisten studieren [in Galicien ist in den letzten 20 Jahren der Anteil studierender Jugendlicher stark angestiegen] ... da muss man nicht mehr migrieren.“ (Eduardo)¹⁸⁹

Er selbst ist erst kürzlich in die Schweiz gekommen. Seine Eltern leben und arbeiten seit längerem in Zürich. Wenn er könnte, würde auch er in Galicien studieren, doch musste er die Schule verlassen und sucht jetzt hier eine Möglichkeit, eine gute Ausbildung zu

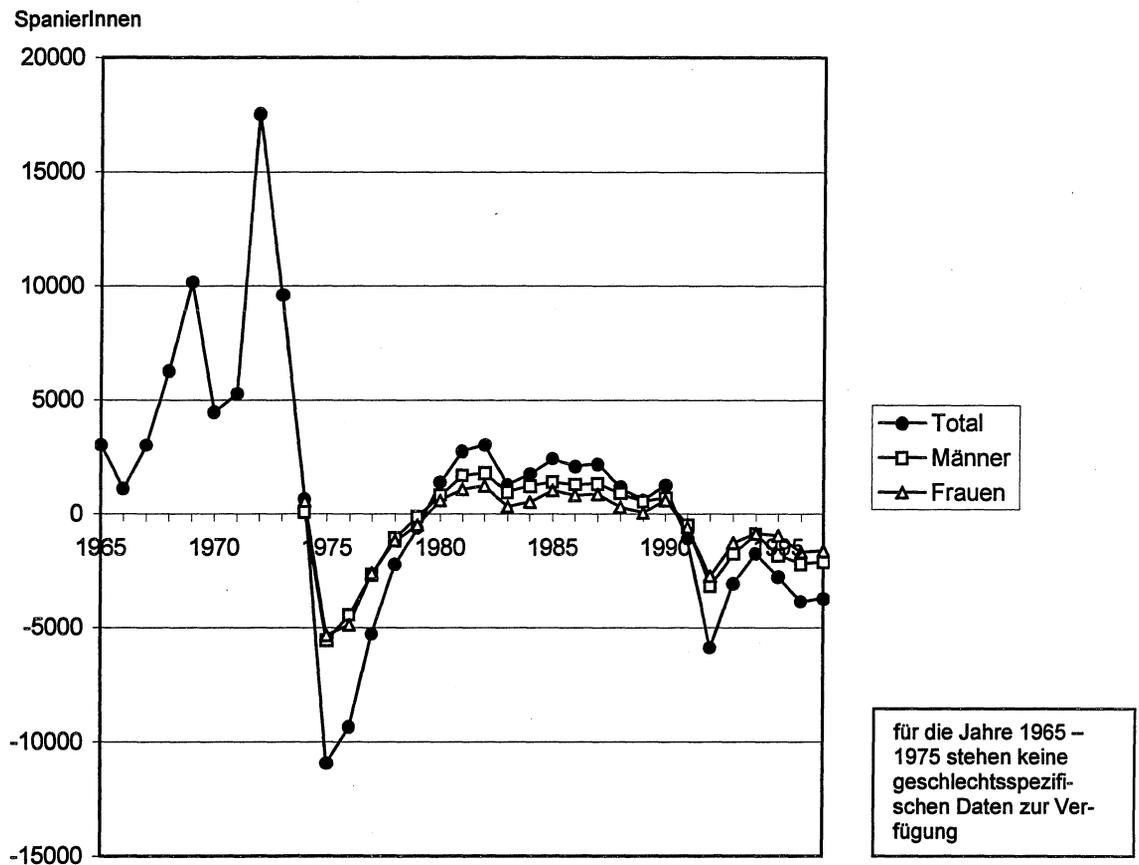
¹⁸⁸ NIGG 1999b:254.

¹⁸⁹ Da ich die Interviews nicht auf Tonband aufnehmen konnte, beruhen die Zitate auf meinen Notizen. Ich zitiere nur, was ich auch wirklich wörtlich während des Gesprächs notierte. Deshalb sind auch relativ viele Bemerkungen in Klammern nötig, um die Zitate in den Zusammenhang des Gesprächs zu stellen. Ich möchte aber, obwohl die Interviews nicht aufgezeichnet wurden, die Aussagen aus meinen Notizen verwenden. Denn die interviewten Personen haben aus ihrer Sicht ihrer Meinung so formuliert, dass ich es treffender nicht sagen könnte, da es eben nicht meine Worte sind. Darüber hinaus besteht hier auch das Problem der Übersetzung. Die Interviews wurden auf Spanisch geführt und deshalb sind alle Zitate Übersetzungen meiner Notizen.

absolvieren. Ein Schweizer Lehrabschluss ist in Spanien hoch angesehen und stellt eine Alternative dar, wenn in Spanien die Möglichkeit zum Studium nicht besteht. Aus seinen Ausführungen wird aber auch deutlich, dass er nicht gedenkt, lange zu bleiben:

„Ich habe vor zurückzukehren, in Theorie zumindest. Die Zukunft? Hier etwas studieren ... eine Lehre machen, vier bis fünf Jahre [insgesamt, er macht jetzt einen Sprach- und Angleichungskurs an den hiesigen Schulabschluss] ... ich nehme an, dass wenn ich zurückkehre, nach Spanien, dann werde ich hierher in die Ferien kommen: der Schnee, die schöne Landschaft, die Berge ...“ (Eduardo)

Abbildung 9: Bilanz der spanischen Migration in die Schweiz



Quelle: Bundesamt für Statistik; eigene Bearbeitung und Darstellung

Mit der Ankunft stark verbunden ist auch die Problematik der Rückkehr. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle Lebensgeschichten der Wunsch durch: es werde nur ein Jahr sein, bis das Haus gebaut sei. Und dann werden daraus zwanzig, dreissig Jahre. Aber der Gedanke an die Rückkehr bleibt über die ganze Zeit wach und ist ein wichtiger Bestandteil der Logik der Migration. Diejenigen, welche in den 1960er Jahren migrierten, mussten diese Problematik auf die eine oder andere Art lösen, während die anderen noch davon reden. Ich werde im Abschnitt zur Rückkehr darauf eingehen.

Die folgende Tabelle (Tabelle 9) zeigt Daten zur Herkunft der MigrantInnen und zur Herkunft ihrer PartnerInnen. Neben der zeitlichen Ankunft gibt es auch Unterschiede,

wie die Migration im Kontext der Familie und des Lebenszyklus organisiert wird. Ein wichtiger Meilenstein in diesem Zusammenhang ist der Moment der Ehe. Demzufolge kann unterschieden werden zwischen MigrantInnen, die vor, und anderen, die nach einer Heirat, also in einer bestehenden Partnerschaft, migrieren.

Tabelle 9: Ankunft und Herkunft der MigrantInnen und ihrer PartnerInnen

	Ankunft	Herkunft	Ankunft Partner	Herkunft Partner
Manolita	1962	Weiler (Orense)	in Zürich getroffen	Schweiz
Amparo	1962	Dorf (La Coruña)	1961	Galicien
Eva	1963	Dorf (?)	in Zürich getroffen	Schweiz
Lourdes	1969	Hafen (La Coruña)	in Zürich getroffen	Salamanca (Spanien)
Manuel	1969	Dorf (Orense)	in Zürich getroffen	Santo Domingo
José	1971	Weiler (Orense)	?	Galicien
Francisco	1976	Weiler (La Coruña)	1986	Galicien
Maria	1980	Dorf (Orense)	in Zürich getroffen	Málaga (Spanien)
Fernando	1981	Dorf (La Coruña)	1981	Galicien
Ana	1981	Dorf (La Coruña)	1981	Galicien
Elena	1986	Weiler (La Coruña)	1976	Galicien
Pilar	1989	Dorf (La Coruña)	1989	Galicien
Beatriz	1989	Weiler (La Coruña)	1982	Galicien
Rosario	1994	Dorf (La Coruña)	1990	Galicien

Quelle: Interviews (erste Phase)

Von denen, die alleine migrierten, haben später alle in der Schweiz einen Mann oder eine Frau gefunden und hier eine Familie gegründet. Ich habe niemanden befragt, der oder die vom Partner örtlich getrennt leben würde, dass also die Migration eine Trennung entlang der Kategorie Geschlecht bewirkt hätte. Es ist aber anzunehmen, dass diese Variante durchaus existiert, jedoch nicht für lange Zeit. Nach einigen Jahren würde die eine Person nachmigrieren oder die andere nach Galicien zurückkehren. Bezeichnend ist, dass diejenigen, welche alleine migrierten, nicht unbedingt eine Partnerschaft in ihrer Gemeinschaft suchten. Die von mir befragten Migranten und Migrantinnen haben PartnerInnen aus anderen Regionen Spaniens, aus Santo Domingo und aus der Schweiz kennengelernt.

Dagegen stammen von den Paaren, die mit gewissen zeitlichen Abständen migrierten, beide Partner meist erwartungsgemäss praktisch aus dem selben Dorf. In der Regel migriert der Mann zuerst und arbeitet in der Schweiz während einiger Jahre als Saisonnier. Die Frau zieht später nach oder kommt gleichzeitig und bleibt für einige Zeit ohne entsprechende Dokumente in der Schweiz. Wenn eineR der beiden PartnerInnen eine Aufenthaltserlaubnis besitzt, ist es für die zweite Person einfacher diese zu erhalten.

Zur Trennung zwischen Ehepaaren kommt auch die Trennung von Generationen hinzu. Während einige Familien getrennt leben, die Eltern in der Schweiz und die Kinder in Galicien bei Verwandten, leben andere gemeinsam in Zürich. Die meisten derjenigen Personen, die als Paar migrierten, die die Migration als Strategie der Familie und nicht als Individualentscheid wählten, leben getrennt von ihren Kindern. Zum Teil ziehen die Kinder, wenn sich für sie die Frage stellt, wo sie eine Arbeit finden können, den Eltern

nach und bilden eine neue erste Generation von MigrantInnen. Bis zu diesem Zeitpunkt bleiben die Kinder oft bei Verwandten in Galicien – meistens bei den Grosseltern – zurück.

Die Kinder, die gemeinsam mit ihren Eltern in der Schweiz leben, sind zum grössten Teil hier geboren und stellen eine „echte“ zweite Generation von MigrantInnen dar. Dies im Gegensatz zu den Kindern, die den Eltern nachmigrieren. Anlass zur Migration der Ersteren war nicht eine Familienstrategie, in der der Mann zuerst migriert und später u.U. Frau und Kinder nachzieht. Viel eher fiel die Entscheidung zur Migration auf der Ebene der Individuen, und die Familie wurde erst in der Schweiz gegründet. Migration kann also als eine Strategie der Familie oder des Paares angesehen werden oder sie wird auf der Ebene von Individuen gefällt, die in ihrem Lebenszyklus noch vor der Gründung einer Familie stehen. Dieser Unterschied manifestiert sich im höheren Grad der Integration in die Schweizer Gesellschaft.

Allesamt stammen die befragten Personen aus eher ländlichen Gegenden Galiciens. Die Heimatdörfer liegen zum Teil nahe der grossen Zentren wie Santiago de Compostela oder La Coruña. Aus den Städten selbst sind aber kaum Menschen migriert.

6.2 „Por el dinero“ – des Geldes wegen

Die Motivationen, die Heimat zu verlassen und sich für einen längeren Aufenthalt in einem fremden Land zu entschliessen, können mannigfaltig sein. Sie hängen sicherlich auch stark von den strukturellen Umständen des Ursprungslandes ab. Weshalb ein bestimmtes Land als Ziel gewählt wird, hängt wiederum mit anderen Kriterien zusammen. Meistens erhielt ich auf die Frage, weshalb sie denn gerade in die Schweiz und nach Zürich gekommen seien, eher eine, auf den ersten Blick, opportunistische Antwort denn eine eindeutige Begründung.

„Mein Bruder war hier.“ (Ana)

„Eigentlich hatte ich mich für Deutschland eingeschrieben, bei der Gesundheitskontrolle sagten sie mir aber ich müsse in die Schweiz. Ich bat dann, nach Zürich kommen zu dürfen: ein Nachbar wohnte hier.“ (Maria)

„Mein Cousin besorgte mir eine Arbeit und die Dokumente.“ (Manuel)

Hinter dieser scheinbaren Gleichgültigkeit dem Zielland gegenüber liegen aber Vorstellungen von diesem Land und den Möglichkeiten, die es gegenüber Galicien bietet. Auf die Hoffnungen und Bilder, die die MigrantInnen bei ihrer Ankunft von der Schweiz hatten, werde ich später eingehen (Kapitel 6.7). Die Motivationen Galicien überhaupt zu verlassen, können ökonomischer Art sein. Der Arbeitsmarkt bietet nicht

genügend Arbeitsplätze an. Gerade im ländlichen Raum, aus dem die meisten MigrantInnen stammen, wird die Situation als äusserst prekär wahrgenommen.¹⁹⁰

Aus dieser Situation auf dem Land waren viele mit Armut konfrontiert, der sie nur durch Migration entkommen konnten. Eine Frau (Lourdes) schilderte eindrücklich, wie ihre Eltern, bereits als sie ein Kind war, nicht für sie aufkommen konnten und sie deshalb in eine Klosterschule schickten. In die Schweiz zu migrieren, war für sie ein Entschluss, der sie weg von der Armut brachte. Es war die einzige Möglichkeit, eine Zukunft zu haben, denn als Frau war es schwierig eine Arbeit zu finden, wenn schon für Männer der Arbeitsmarkt wenig Aussichten auf eine Stelle bot.

„Als ich das Heim [Klosterschule] verliess, war es unmöglich, nach Hause zurückzukehren, unmöglich zu überleben mit dem, was meine Eltern verdienten. 1969 gab es gar keine Arbeit in Galicien, eine junge Frau konnte nichts machen, nur auf dem Feld helfen oder Fische und Meeresfrüchte verkaufen [die der Vater gefangen hatte].“ (Lourdes)

Die Möglichkeiten, in Galicien Arbeit und eine Zukunft zu haben, schienen gering. Für viele war die Migration der einzige Weg, dieser „Misere“ zu entkommen.

Das Alter und der Lebenszyklus spielen ebenfalls eine grosse Rolle. Das Argument, jung und frisch verheiratet gewesen zu sein, ist für viele ein wichtiges Motiv zu migrieren. Jung sein wird aber auch damit verbunden, dass man am Anfang des Arbeitslebens steht, dass man eine Familie gründen will und dazu finanzielle Mittel benötigt.

„Wir waren jung ... wenn man jung ist, dann will man Geld haben, zum Ausgehen und so.“ (Francisco)

Das Argument der Jugend hängt auch stark mit Gefühlen wie Neugierde und Abenteuerlust zusammen. Doch diese Motivation scheint nur für wenige zu gelten. Von den Befragten konnte sich nur eine Frau (Maria) wirklich ereifern und schien in ihre jungen Jahre zurückversetzt, wenn sie an ihr grosses „Abenteuer“ dachte.

Was die Schweiz den MigrantInnen bietet, sind vor allem finanzielle Aspekte. Der Arbeitsmarkt bietet genügend Arbeit. Die Arbeitsplätze sind relativ sicher, und man kann sich darauf verlassen, dass man seinen Lohn pünktlich und in voller Höhe ausbezahlt erhält. Die Löhne selbst sind hoch im Vergleich zu Galicien, so dass die MigrantInnen immer etwas sparen können. In der Schweiz ist es möglich vom Lohn zu leben und gleichzeitig etwas für die Familie nach Galicien zu überweisen.

Einige kommen auch mit konkreten Zielen: das Startkapital für ein kleines Lokal, die nötigen Mittel für den Bau des Hauses oder für die Anschaffung eines neuen Autos. Gerade die Ziele, für die ein längerer Aufenthalt nötig ist, wie die Mittel für den Hausbau zu beschaffen, führen oft auch dazu, dass MigrantInnen länger bleiben als ursprünglich geplant.

¹⁹⁰ Vgl. hierzu auch Kapitel 5.1.3.

Über die materiellen Aspekte hinaus bietet die Migration auch die Möglichkeit, „für eine bessere Zukunft zu kämpfen“ (Beatriz), „etwas aus sich zu machen“ (Manuel) oder „die Unabhängigkeit von der Familie“ (Lourdes) zu erlangen. Die materiellen Aspekte werden zum Teil nur als Mittel gesehen, sich eine Zukunft aufzubauen. Migration ist dann nicht nur Überlebensstrategie, sondern auch das einzige Mittel für soziale Mobilität.

„In den Ferien in Spanien [Galicien] ... natürlich merkt man, dass wir Migranten sind. Die Leute sagen: ‘Ihr seid reich, jetzt arbeitet ihr nicht mehr.’ ... Nein, das stört uns nicht [, dass die Leute so von uns denken].“ (Fernando)

6.3 „Mi prima estaba aquí“ – meine Cousine war hier

Keine der interviewten Personen lebt ohne Familienangehörige und Verwandte in der Schweiz (vgl. Tabelle 10). Kamen in den Anfängen der galicischen Migration alle Migranten und Migrantinnen über staatlich organisierte Rekrutierungsprogramme, so informieren und organisieren sich die meisten der GalicierInnen, die heute in der Schweiz leben, über ihre sozialen und familiären Netzwerke. Wie ein Galicier halb im Scherz meinte, sei heute alles anders. Die ersten MigrantInnen hätten es schwerer gehabt, aber heute sei die Schweiz bereits „kolonisiert“.

Tabelle 10: Familiäre Beziehungen der MigrantInnen

	Verwandte in der Schweiz	Verwandte in Galicien
Pilar	Onkel und Tante des Mannes	Eltern, Sohn, Geschwister
Ana und Fernando	mehrere Geschwister	Bruder von Ana blieb bei der Mutter
Lourdes	Mann, Tochter, Bruder, Cousins	Mutter, Geschwister (in Spanien, nicht in Galicien)
Beatriz	Mann und Kinder, Geschwister	Eltern
Manolita	Mann und Kinder	Eltern (Remigration)
Elena und Francisco	Kinder, Geschwister von Elena	Francisco: ganze Verwandtschaft Elena: Eltern und einige Geschwister
José	Ehefrau	Eltern, Sohn, Schwester, Enkel
Maria	Ehemann, Söhne	Eltern, Geschwister
Manuel	Ehefrau, Cousin	Eltern und Geschwister
Rosario	Schwägerin	Kinder, Familie
Amparo	Cousins, Neffe	Tochter (in Madrid), Familie
Eva	Tochter	entfernte Verwandte

Quelle: Interviews (erste Phase)

Diese Netzwerke sind von grösster Bedeutung für die einzelnen MigrantInnen, denn die Hilfe, die man durch sie erhält, beginnt bereits bei der Vorbereitung zur Migration. Die MigrantInnen, die ihre Ferien in der Heimat verbringen, sind eine wichtige Informations- und Motivationsquelle für die Auswanderungswilligen. Bestehende Netze sind für neu ankommende MigrantInnen oft der Schlüssel zu einer guten Stelle oder eine grosse Hilfe im Umgang mit den Behörden. Viele MigrantInnen wählen deshalb ein Land oder einen Ort, an dem bereits Familienangehörige wohnen, von denen sie Hilfe erwarten können.

„Mein Cousin war bereits in der Schweiz, und als er nach Galicien in die Ferien kam, dann sagte er: ‚und du, weshalb kommst du nicht in die Schweiz?‘ ... er verschaffte mir dann den Vertrag [Arbeitsvertrag] und die B-Bewilligung.“ (Manuel)

„Ich wohnte und arbeitete in Barcelona. Und dann kam ich meine Schwester, hier in Zürich, besuchen ... die Taufe ihres Sohnes ... ich hatte vor, nach vierzehn Tagen wieder zurückzukehren, aber meine Schwester fand Arbeit für mich, eine Teilzeitstelle. Und ich hütete auch ihr Kind.“ (Beatriz)

Neben dem Arbeitsplatz werden oft auch Wohnungen auf diese Art weitervermittelt. Da die MigrantInnen immer auch das Ziel vor Augen haben, ein Haus in Galicien zu bauen oder ihre Kinder oder Familie in Galicien zu unterstützen, ist es wichtig, die Lebenskosten in der Schweiz auf ein Minimum zu reduzieren. In einer billigen Wohnung zu wohnen gehört daher zu den wichtigen Aspekten, in denen sich die Mitglieder der Netzwerke unterstützen.

Es scheint, dass das soziale Leben zu einem grossen Teil in Galicien stattfindet. Alle MigrantInnen versuchen, ein- bis zweimal pro Jahr ihre Familie in der Heimat zu besuchen. In den Zeiten dazwischen wird der Kontakt durch häufige Telefonate aufrecht erhalten. Speziell von Frauen habe ich oft gehört, dass sie täglich ihre Kinder (auch wenn diese bereits erwachsen sind) oder ihre Eltern anrufen.

„... unser Kopf ist dort [in Galicien] ... hier arbeitet man, dort sind die Gedanken, die Ideen – und alles.“ (Beatriz)

„Wir gehen zweimal im Jahr nach Galicien, ich muss nach Hause gehen! ... In Galicien ist die ganze Familie um mich herum ... die ganze Familie versammelt sich bei mir zu Hause. An Weihnachten finden alle Feste bei mir statt. ... Wir kochen zusammen, die Frauen, die Schwägerinnen, die Schwestern und die Töchter.“ (Rosario)

Lourdes hat diese Situation der Zerrissenheit eindrücklich geschildert. Sie lebt hier mit ihrem Mann und der Tochter, welche an der Universität studiert. Der Rest ihrer näheren Verwandtschaft, also die Mutter – der Vater ist gestorben – und die Geschwister, lebt in Spanien. Sie fühlt ihren Platz als Mutter hier in Zürich bei ihrer Tochter. Gleichzeitig fühlt sie auch die Pflicht, sich als Tochter um ihre Mutter zu kümmern. Daher reist sie mehrmals im Jahr nach Galicien, um ihre Mutter zu besuchen. Das Dilemma, nicht gleichzeitig an beiden Orten sein zu können, stellt für sie eine ZerreiSSprobe dar.

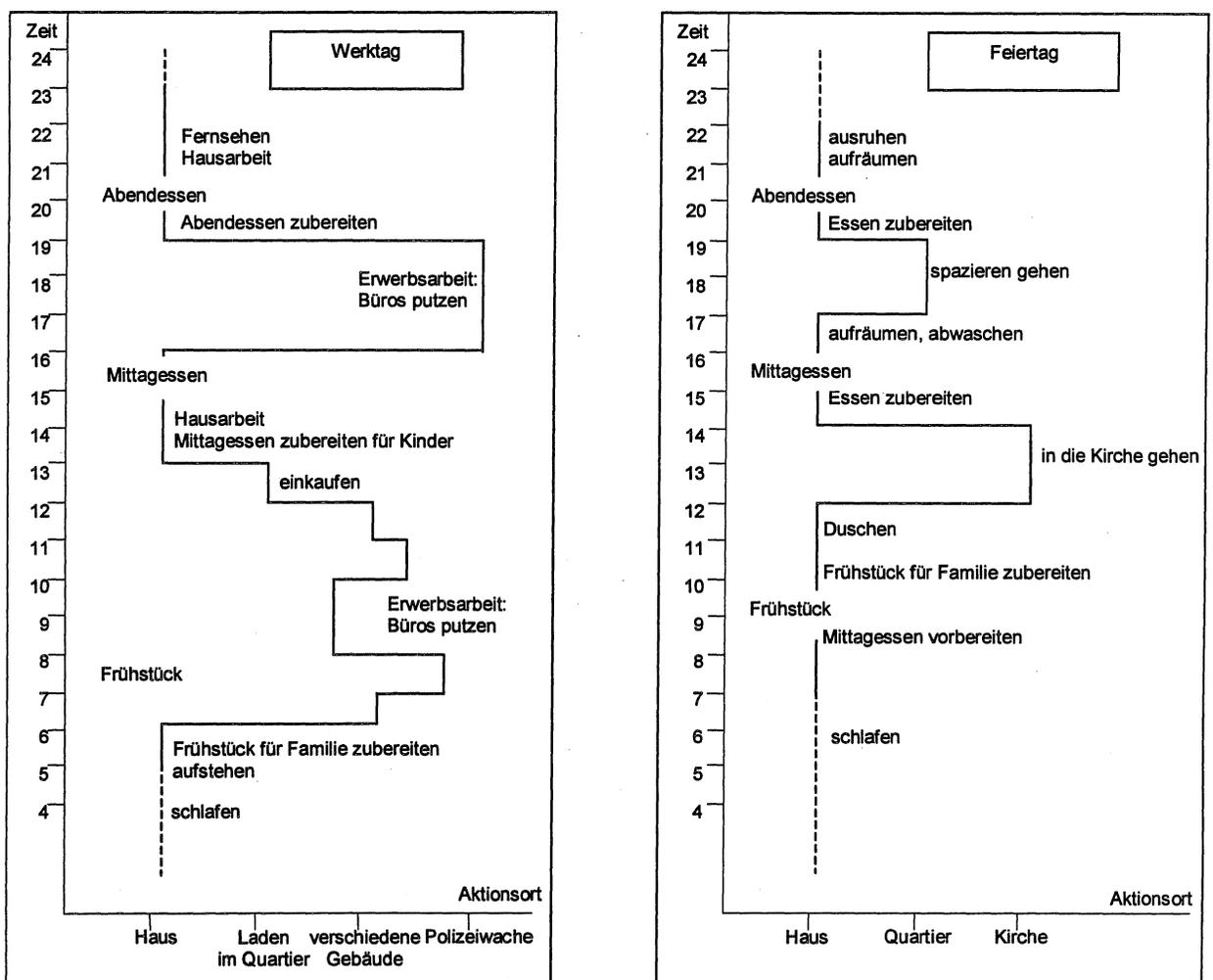
6.4 Frauenalltag – Männeralltag

Für Galicierinnen wie Galicier hat sich durch die Migration der Alltag stark verändert. Nach wie vor unterscheidet sich aber der Alltag der Frauen von dem der Männer in wesentlichen Aspekten. Neben der Zusammenfassung der Daten aus den Zeit-Budget-Analysen geben zwei Beispiele Einsicht in Frauenalltag und Männeralltag. Zuerst wird ein Tag im Leben von Carmen beschrieben, dann ein Tag im Leben von Antonio.

Frauenalltag

Die meisten Galicierinnen bewegen sich an einem gewöhnlichen Werktag zwischen verschiedenen Orten: zwischen Haus, Arbeitsort und Einkaufsläden. Oft verrichten sie ihre Arbeit an mehreren Arbeitsorten, wenn sie für eine Firma mit verschiedenen Gebäuden putzen oder wenn sie an einem Tag mehrere Privathaushalte aufsuchen. Die vielen Ortswechsel bedeuten einen hohen zeitlichen Aufwand für den Weg. Die zeitliche Knappheit wird dadurch wettgemacht, dass Arbeitspausen zu Einkaufszwecken oder für die Hausarbeit genutzt werden.

Abbildung 10: Tagesablauf einer galicischen Migrantin in Zürich



Der Ablauf eines Tages richtet sich nach den Bedürfnissen der Familie: die Anwesenheit einzelner Familienmitglieder bestimmt die Essenszeiten. In diesen Tagesraster passen die Frauen ihre anderen Aufgaben und wählen entsprechend auch eine Erwerbsarbeit, die sie zu den gewünschten Zeiten ausführen können. Der Alltag der Frauen wirkt zerstückelt durch die vielen Aufgaben und durch die verschiedenen Aktionsorte. Als eigentliche Arbeitszeit geben sie aber immer wieder nur ihre Erwerbsarbeit an. Im Ver-

gleich zu den Männern beträgt die Erwerbsarbeit der Frauen weniger Stunden im Tag. Sie übernehmen dafür einen Grossteil, wenn nicht die gesamten Aufgaben im Haushalt.

Exkurs: ein Tag im Leben von Carmen

Carmen lebt bereits etliche Jahre in Zürich. Ihre Tochter ist von zu Hause ausgezogen und studiert an der Universität Publizistik und arbeitet bei lokalen Fernsehsendern. Die beiden Söhne, Zwillinge, wohnen noch zu Hause, sie haben beide eine Lehre abgeschlossen. Ihr Mann ist Kellner und arbeitet deshalb auch am Wochenende.

Ihr Tag beginnt früh morgens kurz nach vier, wenn sie den Männern, wie sie sagt, das Frühstück vorbeberet. Für jeden presst sie frischen Orangensaft, damit sie die nötigen Vitamine für den ganzen Tag haben. Während die Wohnung noch still ist und alle schlafen, geht sie um halb sechs mit der ersten Strassenbahn zur Arbeit. Sie putzt für kantonale Behörden in verschiedenen Gebäuden der Stadt. Dort trifft sie ihre Arbeitskollegen und -kolleginnen, zumeist Frauen. Eigentlich arbeitet jede alleine und hat ihre definierten Aufgaben, man hilft sich aber, wenn es nötig sein sollte.

Gegen acht Uhr treffen sich alle zu einer kurzen Pause. Bis gegen Mittag dauert Carmens Arbeit an. Danach geht sie einkaufen und macht zu Hause das Essen für die Kinder. Alle drei kommen über Mittag, wenn sie Zeit haben, nach Hause. Es ist ihr sehr wichtig, dass die Kinder immer wieder zurückkommen und dass der Familiensinn nicht verloren geht. Deshalb kocht sie auch für jeden etwas anderes: für den einen Sohn Tortelloni, für die Tochter Spargeln. Für sich macht sie mit Vorliebe etwas Galicisches. Wenn sie an die galicischen Würste denkt oder sich an die Meeresfrüchte erinnert, die in Galicien so köstlich zubereitet werden, dann läuft ihr das Wasser im Mund zusammen.

Meistens essen die Kinder nicht zusammen, da sie zu unterschiedlichen Zeiten kommen. Wenn der oder die letzte gegangen ist, dann räumt sie die Wohnung auf, macht die Betten, um erst danach etwas für sich zu kochen. Am Nachmittag geht sie noch einmal arbeiten. Von vier bis sechs putzt sie bei der Verkehrspolizei die Büros der Kreiswache. Dort arbeitet sie alleine, ohne eine Equipe, aber es macht Spass unter so vielen Polizisten zu arbeiten. Sie könnte eigentlich die Dossiers lesen, denn alles liegt offen herum. Aber das würde sie nie tun, und ausserdem sind ihre Deutschkenntnisse auch viel zu gering.

Gegen sieben bereitet sie das Abendessen für die Männer zu. Alle zusammen essen sie dann in der Küche. Das Esszimmer ist für Sonntag und andere spezielle Gelegenheiten reserviert. Das Aufräumen der Küche muss sie ganz alleine besorgen, wie überhaupt alle Aufgaben, die mit dem Haushalt und der Küche zu tun haben. „Was soll ich dir sagen, alles mache ich alleine, immer alleine.“ Bis halb elf gönnt sie es sich, im Bett ein wenig fern zu schauen und vom Tag zu entspannen.

Sonntags geniesst sie es, später aufzustehen, doch spätestens um acht steht sie trotzdem wieder in der Küche. Sie bereitet das Mittagessen vor, damit sie es später nur wärmen kann. Für die Söhne, die noch schlafen, lässt sie das Frühstück auf dem Tisch stehen. Dann wäscht sie sich, macht sich bereit und geht in die Stadt, zum Stauffacher, um die Messe auf spanisch zu hören. Sie geht alleine hin, aber trifft dort Freundinnen, mit denen sie einen Schwatz austauscht. Manchmal sind dort auch Veranstaltungen, beispielsweise ein Bazar oder eine Spendenaktion für ein Hilfswerk in Paraguay. Dann bäckt sie Kuchen und Torten.

Gegen zwei Uhr kehrt sie zurück nach Hause, um rasch das Essen fertigzustellen. Zu beinahe spanischer Uhrzeit wird dann gegen halb drei, gegessen. „Der Sonntag ist heilig“, betont sie mehrmals. Es ist der Tag, an dem die ganze Familie – Tochter, Zwillinge, Mann und sie - zusammen am Tisch sitzt. Deshalb beharrt sie auch darauf, dass im Esszimmer gegessen wird, obwohl ihr Mann das manchmal nicht ganz einsehen will. Manchmal hilft ihr die Tochter beim Aufräumen und Spülen, aber sie möchte die Tochter auch nicht zu sehr belasten, schliesslich studiert sie und finanziert sich ihr Studium selbst.

Wenn dann noch Zeit bleibt, geht sie gerne spazieren oder ins Kino. Manchmal geht sie mit ihrem Mann, aber meistens arbeitet er, und ihre Tochter begleitet sie. Manchmal verabredet sie sich auch mit einer Freundin und ihrem Mann und sie gehen in einem nahe gelegenen Park oder in den Wald spazieren.

Für ein kleines Abendessen setzt sich die Familie noch einmal gemeinsam an den Tisch, nachher geht die Tochter wieder zu sich und Carmen räumt alleine ab. Dann geht sie wenn möglich früh zu Bett, denn die Woche ist wieder anstrengend.

In Galicien würde sie wahrscheinlich weniger arbeiten, aber sie zieht es vor, von zu Hause wegzukommen und eine Beschäftigung zu haben, auch wenn die Anstrengung manchmal an ihre Grenzen reicht. Sie will nicht alleine bleiben, zu Hause fühlt sie sich einsam. Wenn man immer alleine zu Hause ist, dann werde es einem mit der Zeit langweilig. Die Arbeit bedeutet für sie auch Gesellschaft, unter die Leute kommen. Wenn sie viel Geld hätten und es finanziell nicht nötig wäre zu arbeiten, so würde sie immer

noch arbeiten, aber etwas weniger.

Hier, in der Schweiz, hat sie angefangen, mit Putzen Geld zu verdienen. Sie tat dies vor allem für die Kinder. So konnte sie ihre Arbeitszeiten an die Schul- und Betreuungszeiten der Kinder anpassen. Sie wollte um keinen Preis die Kinder alleine lassen. Das Bild der „Schlüsselkinder“ ist für sie heute noch Sinnbild von Müttern, die aus Notwendigkeit keine Zeit für ihre Kinder hatten oder die so „egoistisch“ waren, das Ökonomische den Kindern vorzuziehen. Sie sieht die Arbeit als Putzfrau nicht als eine interessante Arbeit an, und sie würde sie in Galicien auch nicht ausführen. Aber so konnte sie den Kindern eine gute Ausbildung ermöglichen. Die Zwillinge schickte sie in eine private Sekundarschule, weil sie gehört hatte, dass es eine gute Schule sei. Gleichzeitig war sie aber auch für die Kinder da, wenn diese sie brauchten.

Jetzt, da die Kinder in der Schweiz aufgewachsen sind, ihre Freunde gefunden haben und sich auch auf dem schweizerischen Arbeitsmarkt eine Stelle suchen, ist es für Carmen klar, dass sie nicht mehr nach Galicien zurückkehren will. Ihr Mann träumt aber immer noch von einer Rückkehr nach der Pensionierung. Wie sie selbst sagt: „Das wird noch Anlass zu Streit geben!“

Sie sieht ihre Hauptaufgabe als Mutter der Familie („madre de familia“). Auf ihre Initiative hin, trifft sich die Familie jeden Sonntag, auch jetzt, da die Tochter ausgezogen ist. In Spanien bleiben die Kinder länger zu Hause und ziehen teils aus ökonomischen Gründen, teils aber auch weil der Familiensinn viel wichtiger ist, erst später von zu Hause aus. Da spürt sie, dass ihre Kinder in der Schweiz aufgewachsen sind und diesen Familiensinn nicht in gleichem Mass leben. Deshalb sind ihre Anstrengungen auch doppelt wichtig, um die Familie zusammenzuhalten.

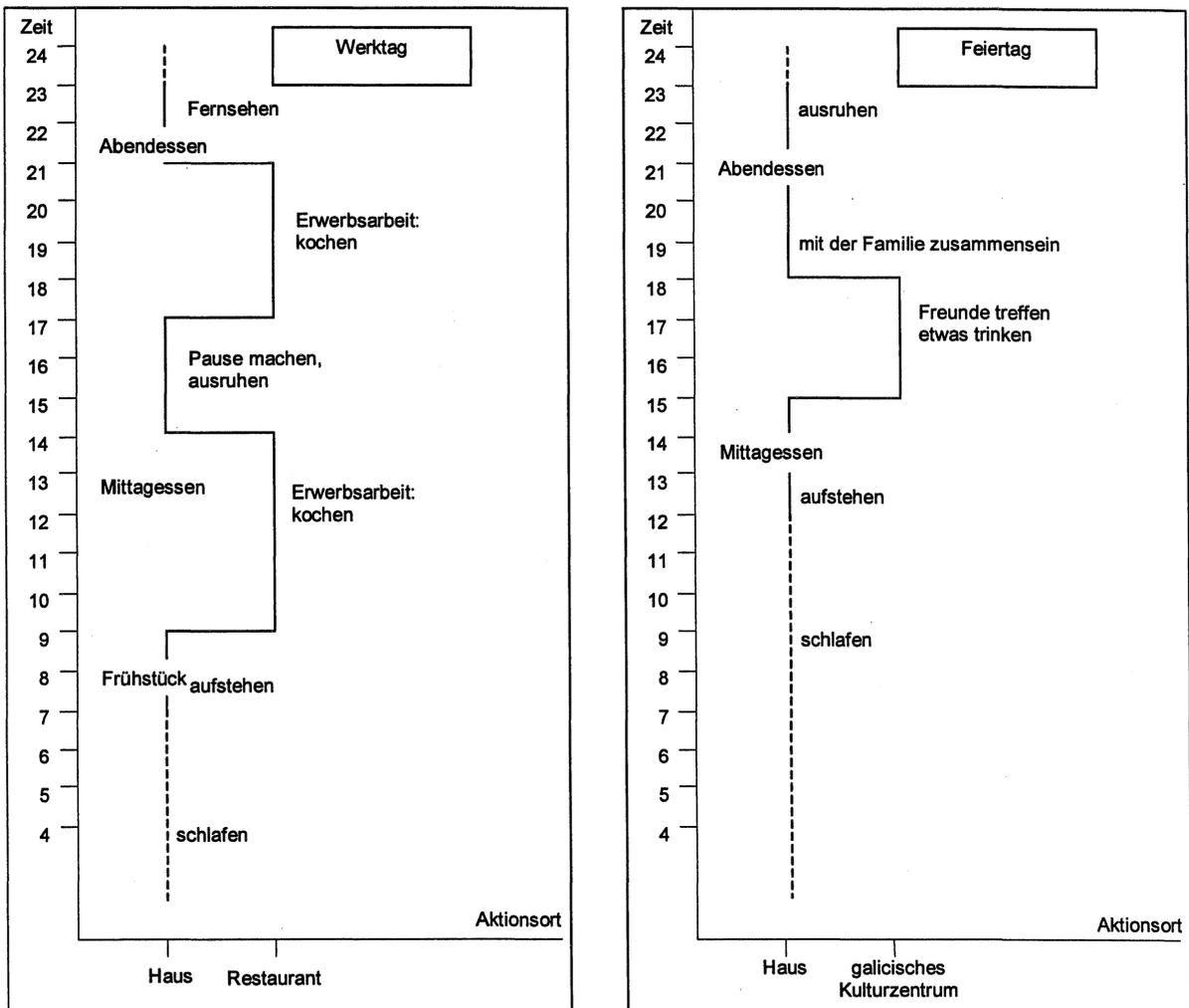
Ihre Arbeit hat sie nie als die Haupteinnahmequelle der Familie gesehen. Eher sieht sie ihren Lohn als einen Beitrag in schweren Zeiten, wenn der Lohn des Mannes nicht reicht, um für das Haus in Galicien zu sparen. Sie ist froh, dass das Haus gebaut ist, und dass ihre Arbeitszeit damit kürzer wurde; denn nach all den Jahren ist sie müde geworden und spürt auch gesundheitliche Probleme. Ihr Lohn hat substantiell zur Ausbildung der Kinder beigetragen. Wichtig war ihre Arbeit besonders, als der Ehemann arbeitslos wurde.

Sie wünscht sich für die Zukunft, weniger arbeiten zu müssen und endlich einmal Zeit zu haben, um all die Leute zu besuchen, die sie in Zürich nach all den Jahren kennt. Nach Galicien will sie nicht zurück, denn sie fühlt sich dort ein wenig wie eine Ausländerin. Ausserdem hat sie die „wichtigen Jahre ihres Lebens“ („los años fuertes de mi vida“) in Zürich verbracht.

Männeralltag

Die Männer bewegen sich unter der Woche meist zwischen Wohn- und Arbeitsort, womit die Zahl ihrer Aktionsorte gegenüber den Frauen geringer ist. Diese räumliche Trennung in einen Wohn- und einen Arbeitsbereich führt auch zu einer klaren Trennung von (Erwerbs-)arbeit und Freizeit. Sie können daher die Zeit zu Hause zur Entspannung nutzen. Der Tagesablauf richtet sich in erster Linie nach der vorhandenen Erwerbsarbeit. Je nach Zeitplan, sprich ob in Schichten gearbeitet wird, ob die Arbeitszeit zweigeteilt ist oder ob die Arbeit an einem Stück verrichtet wird, ergibt sich ein anderer Tagesablauf.

Abbildung 11: Tagesablauf eines galicischen Migranten in Zürich



Exkurs: Ein Tag im Leben von Antonio¹⁹¹

Um acht Uhr beginnt Antonio seine Arbeit in einem spanischen Restaurant. Der Patron ist auch ein Galicier, verheiratet mit einer Schweizerin. Wie Antonio sagt, sind überhaupt die meisten spanischen Restaurants in Zürich entweder in galicischer oder in katalanischer Hand. Er ist Koch, was er hier gelernt hat, und arbeitet mit einem Portugiesen und einer Südamerikanerin in der Küche zusammen.

Gegen ein Uhr, wenn die meisten Gäste bedient sind, trifft sich die ganze Equipe zum Mittagessen: die Küchenmannschaft, die Kellner und der Patron. Danach kann Antonio nach Hause gehen und für einige Stunden ausruhen. Dann ist auch die Wohnung still, denn seine Frau geht auch arbeiten und die Kinder sind in der Schule.

Um fünf beginnt die Abendschicht im Restaurant. Nach weiteren vier Stunden ist sein Arbeitstag zu Ende und er geht nach Hause, um mit der Familie zu essen. Obwohl er Koch ist, kümmert sich die Frau um das Essen.

Sonntags nutzt er die Gelegenheit, länger zu schlafen und erst gegen Mittag aufzustehen. Die Zubereitung des Mittagessens überlässt er gerne seiner Frau, er koche schon genug die ganze Woche über. Es ist der Tag, an dem die ganze Familie in Ruhe zusammen sitzt und isst. Deshalb kocht seine Frau dann auch ein gutes, aufwendiges Essen, wie es in Galicien üblich ist.

Nach dem Essen gehen sie oft mit den Kindern in eins der galicischen Kulturzentren, meistens ins *Terra*

¹⁹¹ Der folgende Teil fällt einiges kürzer aus, als der Teil „Ein Tag im Leben von Carmen“. Diese Diskrepanz beruht auf der Gesprächssituation des Interviews. Wie ich im Kapitel zu den Methoden (Kapitel 4.4) bereits festgehalten habe, waren die Gespräche, die ich mit Männern führte, zum Teil weit weniger ergiebig als die mit den Frauen.

Nosa, denn dort sind seine Freunde und er kann mit ihnen ein Fussballspiel auf einem spanischen Sender sehen. Das Abendessen nehmen sie wieder zu Hause ein.

Für ihn ist klar, dass er in der Schweiz ist, um zu arbeiten: „arbeiten, essen, schlafen“, so spielt sich gemäss Antonio das Leben der galicischen MigrantInnen in Zürich ab. Hier arbeite man jeden Tag, und das sei kein Leben. Auf meine Frage, was ihm denn von Galicien fehle, antwortete er knapp: „Alles“. Er führte aus, dass es die Leute seien, seine Freunde, die ihm fehlten, aber auch die ungezwungene Art der Menschen in Galicien. Das Dorf, in dem er aufgewachsen ist, kennt er bis in den letzten Winkel. Es ist voll von Menschen, die er kennt, ganz im Gegensatz zur Stadt Zürich. Was er mit dem Dorf und den Menschen vor allem verbindet ist aber das Ausgehen, mal da, mal dort einkehren und in den Bars mit Freunden ein Bier trinken. Bei der Arbeit, die er hier leistet, sind lange Nächte mit Freunden nicht mehr möglich. Auch fehlen ihm die Örtlichkeiten dazu. Die Kulturzentren, das sei nicht das gleiche.

Andererseits kann er hier Geld verdienen, kann also für seine Familie aufkommen und das hat für ihn Priorität. Er hätte auch die Kinder nie in Galicien lassen wollen, während er und seine Frau in Zürich arbeiteten. Der Sohn ist in Galicien geboren, während die Tochter hier zur Welt kam. Jetzt lebt zumindest die Familie zusammen, und das sei gut so. Dafür ist es aber nötig, dass seine Frau auch arbeitet. Es scheint für ihn kein Problem zu sein, wie und bei wem die Kinder betreut werden, während er und seine Frau arbeiten. Ich kann nur annehmen, dass seine Frau dieses Problem gelöst hat.

Als ich ihn nach seinen Wünschen für die Zukunft frage, zögert er nicht einen Moment: „Nach Galicien zurückkehren, dort etwas aufbauen“. Er stellt sich vor, dort eine Bar mit kleinen Häppchen zu eröffnen (*Tasca*). Eine Bar entspricht auch eher seinem Stil, als ein Restaurant, gerade die Bars und das Ausgehen-Können ist es auch, was ihm in Zürich so fehlt. Er würde die Bar in dem Dorf eröffnen, in dem er nicht geboren ist, aber in dem er und seine Frau geheiratet haben und wo sie auch ihr Haus gebaut haben. Er gerät dabei ins Schwärmen, denn das Dorf ist ein historisches Dorf, geschützt durch eine „nationale Institution“ und er empfiehlt es mir wärmstens, falls ich einmal eine Reise nach Galicien machen sollte.

6.5 „Correos é noso“ – die Post gehört uns

Eine vielzitierte Aussage unter GalicierInnen heisst „correos é noso“, die Post gehört uns. Tatsächlich hat sich auch die Post an die Gegebenheit angepasst, dass ein Grossteil ihrer Belegschaft in den Sortier- und Verteilzentren Spanisch spricht, und die Hinweistafeln in Deutsch und Spanisch verfasst. Die Konzentration der GalicierInnen in bestimmten Branchen kann auf die Netzwerke zurückgeführt werden. Nur ein Galicier von allen, die ich interviewte, war auf seine jetzige Stelle über ein Inserat aufmerksam geworden. Alle anderen waren meist durch Mitglieder des engeren Familienkreises oder durch Freunde und Bekannte auf eine Arbeitsmöglichkeit gestossen.

In der Erwerbstätigkeit, die die MigrantInnen seit Beginn der galicischen Migration nach Zürich innehaben, lässt sich eine Tendenz feststellen. Die ersten MigrantInnen fanden in Betrieben aus der Baubranche, der Hotellerie, dem Gastgewerbe und Fabriken verschiedener Branchen Arbeit. Die Männer arbeiteten auf dem Bau, in Fabriken und übernahmen im Gastgewerbe vor allem Funktionen als Küchenhilfen. Die Frauen waren oft zu Beginn im informellen Sektor tätig, indem sie in privaten Haushalten putzten, oder sie übernahmen sogenannte „weibliche Tätigkeiten“ in der Hotellerie und im Gastgewerbe, wo sie zumeist mit Waschen, Bügeln und Flickern beschäftigt waren.

Heute hat sich diese Situation verändert: viele haben die Arbeiten, die vor allem körperliche Leistung erfordern, gegen weniger anstrengende Tätigkeiten getauscht und sind damit auch in besser bezahlte Tätigkeiten „aufgestiegen“. Eine befragte Frau (Maria)

führt heute ihren eigenen Coiffeursalon. Die erste Stelle in der Schweiz fand sie als Küchenhilfe. Eine andere Frau (Pilar) putzt im Universitätsspital und übernimmt zeitweise Aufgaben als Hilfspflegerin. Sie ist dabei auch für ihre Putzequipe als Equipenchefin verantwortlich. Zu diesem Zweck hat sie Kurse besucht, welche vom Spital angeboten wurden. Zwei der Männer (Manuel und José) sind an der Eidgenössischen Technischen Hochschule angestellt. Der eine ist für die Bücherdistribution der Bibliotheksdienste tätig. Er fährt mit dem Lieferwagen zu den dezentral organisierten Bibliotheken, Instituten und Depots und trägt damit einen grossen Teil Eigenverantwortung. Der andere ist bei der internen Post angestellt. Wie bereits gesagt, ist auch die staatliche Post ein beliebter Arbeitsort galicischer ImmigrantInnen. Von den zwanzig befragten Personen arbeiten drei bei der Post (Ana, Elena, Francisco).

Seit ihrer Ankunft haben viele galicische MigrantInnen einen langsamen Aufstieg im Berufsleben verzeichnen können. Wie es genau zu dieser Entwicklung kam, möchte ich hier nicht weiter erörtern. Die GalicierInnen selbst geben verschiedene Antworten.

„Ich wollte vorwärts kommen [im Leben] ... etwas erreichen, ich mache einen Computerkurs, die Stellen heutzutage verlangen das. ... Ich will etwas aus mir machen.“ (Manuel)

„Die Sachen haben sich sehr verändert. Heute gibt es viel mehr Immigranten, die Schwarzen, die Tاملين ... Die machen die gleiche Arbeit, aber für weniger Geld. ... Ich ging zu einer Frau putzen. Eines Tages hatte sie mir einen Zettel hinterlassen, damit ich nicht mehr dorthin gehe. Ich rief dann an und erfuhr, dass eine Südamerikanerin die gleiche Arbeit für nur zehn Franken macht [üblich sind 25 bis 30 Franken die Stunde].“ (Amparo)

Einerseits haben die GalicierInnen selbst nach besseren und angenehmeren Anstellungen gesucht, mit dem Ziel, mehr zu verdienen und weniger hart zu arbeiten. Andererseits werden sie aber auch von neueren MigrantInnen aus den weniger geschützten Anstellungsverhältnissen, vor allem den informellen, durch tiefere Löhne verdrängt.

Das Putzen als bezahlte Arbeit verdient etwas nähere Betrachtung. Die meisten Frauen arbeiten zu Beginn als Putzfrauen im informellen Sektor, ohne Bewilligung und ohne Versicherungen. Später, wenn sie die Aufenthaltsbewilligung erhalten, bleiben viele in ähnlichen Berufen beschäftigt und putzen in öffentlichen Gebäuden oder privaten Büros. Diese Arbeit bietet somit die Möglichkeit, auch ohne Aufenthaltsbewilligung bereits zum Familieneinkommen etwas beitragen zu können. Die Arbeit kann gleichzeitig flexibel eingeteilt werden, um beispielsweise auch die Kinder zu betreuen oder Arbeitszeiten mit den Zeiten des Kinderhortes zu koordinieren. Oft gehen beide Ehepartner abends nach einem vollen Arbeitstag noch gemeinsam Büros putzen. Die Arbeit kann dann als Puffer für unsichere Erwerbsverhältnisse oder als Zusatzeinkommen gesehen werden. Nach der Pensionierung ist der informelle Sektor, beispielsweise im Weiterführen gewisser Tätigkeiten wie Nähen für den ehemaligen Arbeitgeber, eine Möglichkeit, weiter erwerbstätig zu bleiben.

6.6 „Para la comida si que soy Gallega“ – für das Essen, da bin ich Galicierin

Das heutige kulturelle Leben der GalicierInnen in Zürich unterscheidet sich stark von den kulturellen Aktivitäten der ersten MigrantInnen. Seit der „Kolonisation“ Zürichs – um das Zitat noch einmal aufzunehmen – sind etliche Zentren für unterschiedliche Aspekte des kulturellen Lebens gegründet worden. Dagegen sahen sich die ersten MigrantInnen als Pioniere in einer fremden Gesellschaft. Es gab keine Orte, wo GalicierInnen unter sich sein konnten oder wo sie ihre Kultur hätten pflegen können. Sie trafen sich vielleicht am Bellevue – das dann auch den Übernamen „Plaza Orense“ erhielt – um einen Kaffee zu trinken. Doch die meiste Zeit verbrachten sie ohnehin im Restaurant oder Hotel, in dem sie arbeiteten. Das kam den MigrantInnen auch gar nicht ungelegen, da sie so, ausser für das Nötigste, kaum Geld ausgaben.

Auch heute benutzen die galicischen MigrantInnen in der Freizeit kaum Institutionen oder Orte, die auch von einer breiteren Schweizer Bevölkerung benutzt werden. Den grössten Teil der Freizeit verbringen sie im Kreis der Familie oder sie treffen sich in den galicischen Kulturzentren. Kaum jemand sprach davon, Ausflüge zu machen, die Stadt zu verlassen, um andere Schweizer Orte zu besichtigen. Andere nutzen die Migration als Chance und bereisen dank der hohen Löhne andere Länder. Wenige andere genießen die Möglichkeiten, die eine Stadt wie Zürich bietet, die Vielfalt an Lebensstilen, die Konzerte, die Fitnessstudios, alles in allem ein Angebot, das eine Stadt in Spanien auf solch kleinem Raum kaum bietet. Nur gerade eine Interviewpartnerin sagte, sie meide die Klubs und es sei ihr wohler in Schweizer Restaurants und Kaffees. Dadurch, dass sie in den frühen sechziger Jahren nach Zürich gekommen war, hatte sie ohne soziale Netzwerke und kulturelle Institutionen auskommen müssen. Sie baute sich einen eigenen neuen Bekanntenkreis auf.

Wenn ich von Kulturzentren spreche, so umfasst der Begriff der Kultur ein weites Spektrum. Als wichtigste Aspekt gehört zu allen Klubs ein Aufenthaltsraum mit Bar oder Restaurant. Dazu kommen je nach Klub sportliche Aktivitäten (meist eine Fussballmannschaft), folkloristische Tanz- und Musikgruppen, kulturelle Anlässe in Form von Ausstellungen und Lesungen. Das wichtigste Zentrum in Zürich ist das *Cultural*. Mit offiziellem Namen heisst es *Promoción Cultura Galega* (Zentrum für die Verbreitung der galicischen Kultur) und liegt an der Militärstrasse. Es wird von der *Xunta de Galicia*, der regionalen Regierung Galiciens, finanziell unterstützt und stellt die offizielle Vertretung der GalicierInnen in Zürich dar. Der Präsident des *Cultural* sagte mir, sie seien so etwas wie das „galicische Konsulat“ in Zürich. Neben dem *Cultural* gibt es in Zürich noch weitere Zentren wie das *Terra Nosa* an der Josefstrasse, das *Compostela* an der Meinrad Lienert-Strasse (Kreis 3) und das *Orense* an der Stauffacherstrasse.

Mit dem Begriff Kultur wird in den Zentren vor allem die Pflege folkloristischer Elemente der Kultur verstanden. Die grösseren Klubs haben eine Tanzgruppe und eine Musikgruppe, die Tänze wie die *muñeiras* aufführen und dazu die folkloristische Musik spielen mit *gaita* (galicischer Dudelsack), *pandereta* (Tambourin), *flauta* (Flöte) und *bombo* (grosse Trommel). Es gibt auch eine unabhängige, oder besser gesagt, nicht von einem Klub abhängige Tanzgruppe, die der *Misión Católica* (Katholische Mission in Zürich, richtet sich an alle SpanierInnen) angegliedert ist. An diesen Tanz- und Musikgruppen nehmen vor allem Kinder und Jugendliche teil. Ein Auftritt ist aber ein Ereignis, an dem sich Eltern und Verwandte treffen, um ihren Kindern zuzuschauen; aber auch um gemeinsam zu essen und zu plaudern. Die Mütter sind um die Kleider der Auftretenden besorgt. Diese müssen geflickt, angepasst, gewaschen und gebügelt werden.

Die meisten GalicierInnen, die keine Kinder in einer solchen Gruppe haben, nutzen die Zentren, um sich zu treffen, um galicisch zu essen oder um an einem Fest zu tanzen und einen geselligen Abend zu verbringen. Ein wichtiger Anziehungspunkt der Zentren ist auch die Möglichkeit, galicische Programme am TV zu sehen und das Zusammentreffen, speziell um Fussballspiele am Fernsehen zu schauen.

„... die Zentren? ... Ins *Cultural* gehen wir für Feste, ein Samstag pro Monat, es gibt Essen, Musik, Tanz. Ins *Compostela* gehen wir des Fussballs [am Fernsehen schauen] wegen, man muss das Kabelfernsehen haben, um das spanische Programm schauen zu können. Ausserdem sind seine Freunde dort [die Freunde ihres Mannes].“ (Pilar)

„Freitags gehe ich oft ins *Cultural*, wegen des Essens, für das Essen, da bin ich Galicierin!“ (Manolita)

„Früher gingen wir oft in die Zentren [bevor die Kinder zur Welt kamen]. Man trifft dort die Familie, man kennt die Leute vom Sehen her. ... Wir gingen mehr ins *Terra Nosa*, es ist geräumiger, es hat dem *Cultural* die Leute weggenommen. Deshalb ziehe ich es vor.“ (Beatriz)

Die wenigsten GalicierInnen haben Deutsch gelernt, um sich besser zu integrieren oder bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu haben. Sie lernen sehr rasch, sich auf Italienisch, Portugiesisch und wenn nötig auch auf Französisch zu verständigen. Die Deutschkurse haben den wenigsten etwas genützt, da der Kontrast zum gesprochenen Dialekt zu gross ist. Viele betrachten es auch nicht als notwendig, eine Sprache zu lernen, ohne die sie leben und arbeiten können. Wie eine Galicierin sagte, wollte sie ohnehin nur ein Jahr bleiben, was sollte sie da die Sprache lernen. Es wurden dann aber vierzig Jahre daraus!

Auch wenn es scheint, dass die galicischen MigrantInnen in Zürich wenig an Schweizer Werten und Gewohnheiten teilnehmen, so schlägt sich der Aufenthalt in der Schweiz doch in vielem nieder. Die folkloristischen Aktivitäten der Kulturklubs haben in ihrem Jahresprogramm galicische sowie Schweizer Festtage und Anlässe integriert. Die Festkommission der *Misión Católica* organisiert übers ganze Jahr hinweg zehn bis zwölf

Feste. Die wichtigsten sind dabei das Dreikönigsfest (6. Januar), an dem in Spanien die Kindern die Geschenke erhalten und der sechste Dezember, *Samichlaus*, ein Schweizer Brauch. Die Tanzgruppe nimmt am Kinderumzug des *Sechseläutens*, eines Zürcher Brauchs, teil und verbindet damit galicische Folklore und Schweizer Tradition. Die Verbindung ist noch auf einer weiteren Ebene zu sehen, da die jungen GalicierInnen, die tanzen und musizieren, zumeist zur zweiten Generation gehören und bereits in Zürich aufgewachsen sind.

Es kommt schon fast einer Anekdote gleich, wenn GalicierInnen davon berichten, wie sie schweizerische Zeiten für Aufstehen und Essen übernehmen und dabei in Galicien anecken.

„Ich bin es gewohnt um fünf aufzustehen ... dort [in Galicien] stehen die Leute um acht auf. Morgens spaziere ich alleine über die Felder bis die anderen aufgestanden sind.“ (José)

„Wenn man nach Galicien geht, spürt man erst richtig, dass man in der Schweiz lebt. ... die Pünktlichkeit ... dort macht man für neun ab und erscheint erst um elf, als ob das normal wäre!“ (Carmen)

Auch in der Sprache schlägt sich der Aufenthalt in der Schweiz nieder. Viele Worte werden aus dem Schweizer Dialekt, dem Italienischen oder dem Portugiesischen übernommen. Das sind einerseits Worte, die bei der täglichen Arbeit gebraucht werden: „sortieren“ (Post), „flicken“, Worte für verschiedene Typen von Schrauben beispielsweise. Zweitens sind das Worte, die im Umfeld der Kinder von Bedeutung sind, wie „bitte“ sagen, „Ornig“ (Ordnung) haben, etwas „tip top“ erledigen. Und schliesslich werden Gegenstände, die neu in den Lebenszusammenhang der MigrantInnen aufgenommen werden, oft mit Schweizer Namen benannt, wie das „Natel“, das in Spanien niemand unter diesem Namen kennt.

6.7 „Ya no es como antes“ – es ist nicht mehr wie früher

In den 1960er Jahren, zu Beginn der galicischen Migration nach Zürich, lockte ein paradiesisches Bild der Schweiz. Die MigrantInnen träumten von sauberen Städten, vom unbeschwerten Leben, vom Geld, das man einfach verdient. Die Schweiz galt als ein besonderer Ort. Eine Galicierin erzählte, dass sie als Kind in Galicien, jedesmal wenn sie etwas sah, das sie haben wollte, dachte, sie könne es sich dann in der Schweiz bestimmt kaufen. Die Schweiz war das Land, in dem die Träume in Erfüllung gehen. Das perfekte Bild wurde von den wenigen MigrantInnen, die ihre Verwandten in Galicien besuchten, auch nicht getrübt.

Dieses Bild wurde bei der Ankunft in der Schweiz stark enttäuscht. Doch gibt es auch heute noch viele Aspekte, die die MigrantInnen schätzen und die sie in Galicien vermissen. Dazu gehören die guten Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt. In Zürich ist es immer

möglich, eine Stelle zu finden, und Angestellte geniessen dabei, im Vergleich zu Galicien, eine gewisse Sicherheit. Die Verlässlichkeit, die sich in Ordnung und Pünktlichkeit äussert, die sie auch mit gegenseitigem Respekt umschreiben, wird ebenfalls positiv bewertet. Die meisten Frauen wollten auch festhalten, dass sie hier ihr „Leben realisiert“ hatten: sie hatten zumeist hier geheiratet, Kinder bekommen, hatten Freundschaften und Familie aufgebaut und die Blüte ihres Lebens in der Schweiz verbracht.

„Die Schweiz hat mir viel gegeben, ich habe mein Leben hier gemacht, kann mich also nicht beklagen. Habe einen Mann gefunden ... habe geliebt, bin geliebt worden ... habe eine Tochter bekommen ...“ (Eva)

„Hier ist unser Leben. Wenn wir in Galicien sind, dann fehlen all die Jahre, die man im Ausland gelebt hat. Das vergisst man nicht.“ (Mari-Cruz)

Im Vergleich zu den Bedingungen vor zehn oder zwanzig Jahren, sind die Lebenskosten stark angestiegen. Die MigrantInnen leisten sich jetzt eine Wohnung pro Familie und teilen die Wohnung nicht mehr mit anderen. Auch bei der Frage, ob die Kinder in die Schweiz geholt werden und hier eine Ausbildung geniessen sollen, ist der Aspekt der Kosten von Bedeutung. Im Gegensatz dazu sind die Löhne eingefroren worden oder nur wenig gestiegen. Es lohnt sich immer weniger, aus ökonomischen Gründen in die Schweiz zu migrieren. Die meisten versuchen dies durch mehr Arbeit wettzumachen: „Vom Bett zur Arbeit, von der Arbeit ins Bett“, wie Fernando, der auf dem Bau arbeitet, betonte. Gerade von Seiten der Männer hörte ich oft, dass man sich opfert, um hier mehr zu arbeiten und dabei etwas sparen zu können.

„Ein Freund sagte mir einmal: ‚Du bist im falschen Moment gekommen. Früher, die Leute hier in der Schweiz, sie wuschen und bügelten die Geldscheine, und wenn sie sie zum Trocknen aufhängten, dann konnte man des nachts hingehen, und in einer Nacht konnte man sich die Taschen prall füllen!‘“ (Fernando)

Das Bild, das die MigrantInnen von Galicien zeichnen, betont die Ruhe, die Nähe der Familie und den informelleren Kontakt zwischen den Menschen. Die meisten Männer argumentieren, dass dort ihr Leben, ihre Familie sei, dass es dort weniger Probleme und mehr Unterstützung seitens der Gemeinschaft gäbe. Bei einem Gespräch, das ich mit einem Ehepaar führte, war dies beinahe Anlass zu Streit, da die Ehefrau ihrem Mann entgegenhielt, dass seine Vorstellungen nur melancholische Träume seien:

„Ich will so bald als möglich zurück. Galicien, dort bin ich aufgewachsen, dort ist mein Leben!“ (Francisco: Ehemann)

„Was für ein Leben, hier ist es, wo du lebst! Du hast [...] dein Haus [in Galicien], das ist alles, was du dort hast!“ (Elena: Ehefrau)

Sie leben hier in Zürich mit ihren zwei Kindern, die beide bereits zur Schule gehen und den Schweizer Dialekt sprechen. Die Kinder sind hier geboren.

Trotz den verschlechterten ökonomischen Bedingungen und der melancholischen Erinnerung an die Heimat (auf galicisch: *morrina de la terrina*), bleiben viele MigrantInnen für lange Jahre in der Schweiz.

6.8 Rückkehr

In den Interviews haben die GalicierInnen immer wieder von Rückkehr gesprochen, und die Thematik scheint auch in offenen Gesprächen immer wieder aufzutauchen, wie ich während der Proben der Tanz- und Musikgruppe der *Misión Católica* feststellen konnte. Für die meisten ist es bis anhin Gesprächsstoff geblieben, und sie mussten die Entscheidung noch nicht treffen. Drei meiner InterviewpartnerInnen mussten eine Lösung für die Problematik finden. Eine Gegenüberstellung der Gespräche über das Zurückkehren und der konkreten Erfahrungen mit der Problematik drängt sich daher auf.

Über all die Jahre in der Migration ist und bleibt die Rückkehr das letzte Ziel, auf das hingearbeitet wird. Das Geld, das man hier im Ausland verdient, ist in letzter Konsequenz immer für die Zeit „danach“ gedacht. Das äussert sich auch deutlich darin, dass viele es nicht für nötig befinden, Deutsch zu lernen, da sie nicht allzu lange bleiben möchten. Vor allem möchten sie nicht hier ihr Leben aufbauen, sondern eine ökonomische Grundlage für ein Leben in Galicien schaffen. Diese in die Zukunft ausgerichtete Perspektive kontrastiert stark mit dem täglichen Leben, das die MigrantInnen führen und in dem sie sich nicht von der Gesellschaft, in der sie leben, isolieren können.

Der Gedanke an die Rückkehr wird über all die Jahre wach gehalten und mit der Zeit zu einem Traum voller Erwartungen mythisiert. Vor allem die Männer sprachen von Galicien, von ihrer Heimat, von ihrem Dorf, wie von einem Paradies. Dort fühlen sie sich zu Hause, dort sind sie geborgen. Sie kehren zu ihren Wurzeln, zur Familie zurück, dort sind sie jemand. Es scheint, dass der Mythos der Rückkehr eine Art Strategie ist, eine Art Strohalm, der dem Leben der MigrantInnen in der Fremde Sinn gibt. Erst wenn die Entscheidung naht, ob die Familie oder das Paar nach Galicien zurückkehren soll, schwindet die Vision und Probleme werden angesprochen.

Die Entscheidung wird in verschiedenen Abschnitten des Lebenszyklus der Familienmitglieder und des Familienzyklus gefällt. Erstens wenn die Kinder – oder das erste Kind – zur Welt kommen. In der Schweiz eine Betreuung zu finden, stellt sich für viele als schwierig heraus. Die galicischen Familien sind besonders daran interessiert, die Kinder möglichst bald in Betreuung zu geben. Ein Aufenthalt in der Schweiz, ohne dass auch die Frau arbeitet, bringt keinen ökonomischen Gewinn. In der Betreuung macht sich für viele das Fehlen der Familie deutlich bemerkbar. Manchmal wird versucht, die Mutter oder die Schwiegermutter in die Schweiz zu holen, doch ist die Umstellung für diese Frauen nicht einfach und sie fühlen sich hier oft einsam. Auch wenn Mütter mit

Kleinkindern mit der Unterstützung von (weiblichen) Verwandten in Zürich rechnen können, so ist diese doch im Vergleich zu Galicien limitiert. Die meisten Verwandten sind ebenfalls erwerbstätig und verfügen somit nur beschränkt über Freizeit.

Zweitens stellt sich die Entscheidung, wenn die Kinder in die Schule gehen oder wenn sie von der Primar- in eine höhere Schule wechseln. Wie eine Mutter mir sagte, seien die Kinder später nicht mehr gewillt, nach Galicien zurückzukehren. Wenn die Familie dann immer noch bleibt, so wird klar, dass wenn sich die Eltern einmal entscheiden zurückzukehren, dann werden sie die Rückkehr ohne ihre Kinder antreten. Denn letztere bleiben zumeist als zweite Generation in der Schweiz und heiraten oft einen Schweizer Partner respektive eine Schweizer Partnerin.

Drittens warten die meisten GalicierInnen auf die Pensionierung, um dann „endgültig“ die Schweiz zu verlassen. Bei der Pensionierung erlischt für viele das Interesse an der Schweiz, da sie doch mit der Intention kamen, Geld zu verdienen und eine ökonomische Grundlage zu schaffen.

Einige Bedingungen stellen die meisten, um sich überhaupt für eine Rückkehr zu entscheiden. Einmal soll ihr primäres, materielles Ziel, wie das Haus oder die Wohnung gebaut oder gekauft sein. Denn einmal zurück in Galicien, ist es schwierig, genügend Geld zu verdienen, um neben dem Lebensunterhalt auch noch etwas investieren zu können. Viele entscheiden sich nicht für eine Rückkehr nach ihrem 45. Lebensjahr, sondern warten lieber die Pensionierung ab. Die Lage auf dem Arbeitsmarkt in Galicien für über 45-jährige ist denkbar schlecht. Die MigrantInnen sehen kaum Chancen, noch einmal eine Arbeit finden zu können, die ihren jetzigen Ansprüchen auch genügt. Die Landwirtschaft, zu der die meisten über die Familie Zugang haben, ist in diesem Alter keine Option mehr.

„Ich will nicht, dass mein Mann für einen Patron arbeiten muss, das macht er hier bereits. Und hier noch mit mehr Sicherheit, er erhält den Lohn immer pünktlich ... Ich will auch nicht, dass er jetzt, in seinem Alter, noch anfängt das Land zu bearbeiten.“ (Lourdes)

„Wir müssen eine Zukunft in Galicien finden. Wir haben gedacht, wir kaufen eine Bar, um dort weiter zu arbeiten. Das wäre eine Zukunft für uns und für unseren Sohn. Er ist Fischer, sein Boot ist klein, das reicht gerade für das Auto, aber nicht für eine Familie. Und ausserdem ist das Meer gefährlich. [Ihr Mann ist migriert, weil auch er Fischer war und sich eine lukrativere und sicherere Arbeit suchen wollte].“ (Rosario)

Die ökonomischen Bedingungen in Galicien stellen für viele einen wichtigen Aspekt dar, der sie bis zur Pensionierung auch in Zürich hält.

Der Kontrast zwischen ihrer jetzigen Lebensweise und den Erwartungen, die sie bezüglich der Rückkehr haben, ist vielen aber doch zumindest unterschwellig bewusst. Oft wurde auch angesprochen, dass sich das Leben in Galicien verändert habe, dass es nicht mehr so sei, wie als sie ihr Dorf verlassen hätten. Deshalb haben viele ihr Haus nicht im Dorf oder im Weiler, woher sie stammen, gebaut, sondern in der nächstgrösseren Sied-

lung. Das können Dörfer oder kleinere Städte sein oder auch die grossen Zentren wie La Coruña und Santiago de Compostela.

Amparo und ihr Mann hatte sich entschieden, zurückzukehren und die gemeinsame Wohnung in La Coruña zu beziehen. Dort angekommen, wurde ihnen bewusst, dass sie mittlerweile „mehr Migranten sind in Galicien, als hier“. Sie kamen zurück, weil sie sich nicht an das Leben dort gewöhnen konnten. Der Umgang mit den Menschen war so verschieden von dem, was sie in der Schweiz gewohnt waren, dass sie es sich nicht vorstellen konnten, dauerhaft dort zu bleiben. Drei Tage warteten sie auf einen Arbeiter, der schliesslich nicht erschien. Hier in der Schweiz gelte das Wort der Leute, hier funktionieren die Dinge. Dem Mann fehlt nicht viel mehr als ein Jahr bis zur Pensionierung. Er ist jetzt arbeitslos und wartet sehnsüchtig auf eine Rückkehr. Trotz der schlechten Erfahrung, die es für sie nötig machte, in die Schweiz zurückzukehren, können auch sie sich nicht von dem Gedanken trennen, ihren Lebensabend in Galicien zu verbringen.

Eva hatte einen Schweizer geheiratet, der ihr Heimatdorf und Galicien mehr liebte, als sie dies tat. Wenn es nach ihm gegangen wäre, wären sie nach der Pensionierung nach Galicien gezogen. Doch er verstarb und sie lebt jetzt alleine in Zürich. Ihre Tochter hat ein Haus in einer Agglomerationsgemeinde Zürichs bezogen, doch die Mutter will auf keinen Fall zu ihrer Tochter ziehen. Wie sie wörtlich mehrmals betonte: „ich mache, was ich will!“ Die Migration hat ihr Freiheiten gebracht, die sie nicht mehr missen möchte. Das Leben im Herzen Zürichs – sie wohnt in der Nähe des Limmatplatzes – geniesst sie: hier ist sie mobil, hat den öffentlichen Verkehr praktisch vor der Haustüre, kann die Läden vom Supermarkt (Migros) bis zu den kleinen Geschäften nutzen – es hat in der Gegend auch mehrere spanische Läden. Das wichtigste Argument ist für sie, dass sie, sobald sie auf die Strasse geht, unter Menschen kommt, dass sie dort lebt, wo der Nerv Zürichs pulsiert. „¡Estoy en el mogollón!“, was ungefähr übersetzt werden könnte mit, ich bin in der Masse, dort wo das Leben stattfindet.

Eine Galicierin der zweiten Generation (Manolita) berichtete mir von ihren Eltern. Ihre Eltern hatten 26 Jahre in der Schweiz verbracht und ihre Kinder hier erzogen. Die Entscheidung, die beiden Töchter in die Schweiz zu holen, war vor allen Dingen von der Mutter ausgegangen. Hier gab es bessere Ausbildungsmöglichkeiten für die Töchter und bessere Aussichten im Berufsleben. Für die Eltern war es zu diesem Zeitpunkt (Mitte der 1960er Jahre) aus ökonomischen Gründen unmöglich, nach Galicien zurückzukehren. Sie wollten aber dennoch nicht von den Kindern getrennt leben. Nach der Pensionierung war es eine Entscheidung des Vaters, wieder nach Galicien zurückzukehren und die beiden Töchter hier zu lassen. Für die Töchter stellte sich die Frage der Rückkehr nicht mehr, da beide einen Schweizer geheiratet hatten; ihre Kinder gingen in Schweizer Schulen und auch sie hatten sich hier ein Leben aufgebaut.

Die definitive Rückkehr nach der Pensionierung ist vermutlich der häufigste Fall. Denn heute leben kaum pensionierte GalicierInnen in Zürich. Im Gegenteil wurde mir immer wieder gesagt, es seien jetzt viele nach Galicien zurückgekehrt. Ich habe auch von keinem Ehepaar gehört, das sich in diesem Moment getrennt hätte. Auch wenn die meisten Frauen ein Leben bei den Kindern bevorzugen und deshalb in der Schweiz bleiben würden, gehen sie dennoch mit ihrem Mann nach Galicien.

7 Aspekte der Geschlechterbeziehungen

Migration ist mehr als nur eine Überwindung räumlicher Distanz. Die Erfahrungen, die die GalicierInnen im Laufe der Jahre als MigrantInnen machten, als Personen, die zwischen und in zwei Kulturen leben, haben sie geprägt. Inwiefern lassen diese Erfahrungen und die Möglichkeiten und Bedingungen, die durch die Migration entstehen, Raum für Veränderungen in der Definition der Geschlechterbeziehungen? Wird dieser Raum genutzt? Und wie werden diese Veränderungen wahrgenommen? In einem Vergleich der Geschlechterbeziehungen in Galicien und in der Schweiz zeigen sich Unterschiede. Hinter den veränderten Praktiken stehen wiederum Vorstellungen bezüglich den Idealen von Geschlecht und einem entsprechenden Verhalten.

7.1 Geschlechterbeziehungen in Galicien und in der Schweiz: ein Vergleich

7.1.1 Modellhafte Darstellung der Geschlechterbeziehungen in der Schweiz

Wie ich dies bereits im Teil zum sozialen Rahmen in Galicien getan habe, möchte ich auch für den Teil, der das Leben in Zürich beschreibt, die Geschlechterbeziehungen anhand des Modells von Birgit PFAU-EFFINGER¹⁹² darstellen. Ein anschliessender Vergleich zeigt welche Veränderungen, sich in den für die Geschlechterbeziehungen relevanten Aspekten durch die Migration ergeben haben. Meine Ausführungen folgen den „Leitbildern“, in denen sich Geschlechterkultur manifestiert.

Wie ich beschrieben habe, gehören die meisten Galicierinnen in Zürich zur erwerbstätigen Bevölkerung. Sie arbeiten im legalen wie auch im illegalen Bereich und haben zu meist Teilzeitstellen inne. Die Erwerbsarbeit der Frauen macht dennoch einen substantiellen Anteil des Familieneinkommens aus. Fragt man die Galicierinnen nach ihrer Arbeit, so berichten sie von den Privathaushalten, in denen sie putzen, der Post, wo sie Briefe sortieren oder von anderen Erwerbstätigkeiten. Fragt man sie aber danach, welche Tätigkeit oder welche Beschäftigung für sie von zentraler Bedeutung ist, so werden sie kaum die Erwerbsarbeit nennen; den Haushalt und die Sorge um die Familie würden

¹⁹² Vgl. PFAU-EFFINGER 1996, 1997 und 1998; sowie Kapitel 3.3.2.

sie in den Vordergrund stellen. Arbeit wird zumeist als bezahlte Tätigkeit verstanden – und so verstehen es auch die Galicierinnen – doch sind sie für viele andere Lebensbereiche verantwortlich und nehmen diese Verantwortung auch dementsprechend wahr. Je nach Definition von Arbeit kann man das Erwerbssystem, Haushalt und Familie oder eine Kombination der beiden als zentrale Arbeitssphären der Frauen bezeichnen.

Für die Männer ist es klar, dass es ihre Aufgabe ist, den Lebensunterhalt der Familie zu verdienen. In Situationen, in denen der Mann diese Funktion nicht mehr wahrnehmen kann, bei Arbeitslosigkeit oder Krankheit und wenn die Frau weniger Zeit zu Hause verbringt, als ihr Mann, weil sie länger ausser Haus arbeitet, übernimmt er einen Teil des Haushaltes oder kombiniert den Haushalt mit der Erwerbsarbeit. Die Frauen, die mir von einer solchen Situation erzählten, betrachteten dies aber als eine Ausnahme. Sie hatten diese Art der Aufgabenteilung nicht so gewählt, sondern sie war ihnen sozusagen durch äussere Umstände aufgezwungen worden. Die Aufteilung wurde auch nie als ideal betrachtet. Denn der Mann putze beispielsweise das Haus nicht so sauber, wie die Frau es gerne hätte, wodurch sie abends, ohne dass er es bemerkt, noch einmal gewisse Stellen nachputzt. Dem Ideal entsprechend, ist das Erwerbssystem als zentrale Arbeitssphäre des Mannes zu sehen.

Wenn man die männliche und die weibliche Arbeitssphäre im Idealbild betrachtet, so sind sie komplementär. Die Erwerbsarbeit wird dem Mann, die Hausarbeit der Frau zugeordnet. Die real gelebten Sphären von Frauen und Männern nähern sich jedoch einem symmetrischen Bild an, indem beide durch Erwerbsarbeit zum Familienbudget beitragen, die meiste unbezahlte Arbeit aber von den Frauen verrichtet wird.

Die beiden Arbeitssphären von Haushalt und Erwerbssystem stehen, gemäss den InterviewpartnerInnen, in einer hierarchischen Beziehung zueinander. Sie sind aber nur in einer idealtypischen Sichtweise eins zu eins auf die Geschlechter übertragbar. Wenn die Frau einen Teil ihrer Zeit mit Erwerbsarbeit verbringt, so hat sie Zugang zur Arbeitssphäre des Mannes. Dies wird nicht als Privileg, sondern als Notwendigkeit betrachtet. Ein galicisches Immigrantenpaar kann kaum in Zürich leben, ohne dass die Frau nicht auch einen Beitrag zum Haushaltsbudget leistet. Dies ist noch viel weniger möglich, wenn die Kinder in der Schweiz leben und hier zur Schule gehen. Andererseits, wenn der Mann einen Teil des Haushalts übernimmt, so wird das eher als Ausnahmefall gesehen. Die Bedeutungen der Sphären sind aber auch sehr schwer zu vergleichen, da die Erwerbsarbeit in Geld gemessen wird, während Hausarbeit und die Sorge um die Familie in nicht-materiellen Beziehungen ihren Ausdruck finden.

Die Abhängigkeitsbeziehungen werden als einseitig konstruiert, insofern der Mann den Grossteil des Familienbudgets beisteuert und dadurch von der Frau unabhängig ist. Die Einheit der Familie ist aber, gerade auch für jüngere Männer, die die Erfahrungen frühe-

rer MigrantInnen mitbringen, einer der wichtigsten Werte, für den sie vieles opfern. Für viele scheint die Vorstellung, dass die Familie durch die Migration getrennt werde, einem Alptraum gleichzukommen. Kann der Mann, aus welchen Gründen auch immer, seine Aufgabe nicht mehr wahr nehmen, so sind die Frauen durch ihre fortwährende Erwerbsarbeit auch immer bereit, innert kürzester Zeit ihr Arbeitspensum auf eine Vollzeitstelle oder mehr auszubauen, um für die Familie aufzukommen. So gesehen kommt es zu einer gegenseitigen finanziellen Abhängigkeit.

Die Kinder, sofern sie in der Schweiz, bei den Eltern, und nicht in Galicien bei Verwandten leben, werden teilweise im privaten Kontext und teilweise in staatlichen (oder anderen nicht privaten, wie beispielsweise kirchlichen) Institutionen aufgezogen. Im privaten Bereich müssen sich die Eltern mit Arbeitszeiten absprechen, um die Kinder möglichst lange zu Hause betreuen zu können. Zu Zeiten, wenn dies nicht möglich ist, werden die Eltern von Verwandten, in den meisten Fällen Frauen, unterstützt. Oft wird auch versucht, die Mutter oder Schwiegermutter in die Schweiz zu holen, damit sie hier die Kinder betreut, denn in der Schweiz ist das Beziehungsnetz innerhalb der Verwandtschaft kleiner als in Spanien und die meisten Verwandten arbeiten genau so viel wie die Eltern. Daher bringen viele Eltern ihre Kinder in Krippen. Die Krippe der *Misión Católica* nimmt Kinder schon wenige Wochen nach der Geburt auf. Die Öffnungszeiten sind den Bedürfnissen der MigrantInnen deutlich angepasst: von sechs Uhr morgens bis fünf Uhr abends ist die Krippe geöffnet.

In den Gesprächen versuchten viele, mir das Bild zu vermitteln, dass dem Mann als Familienvater die Aufgabe zukommt, für den Unterhalt der Familie zu sorgen; während sich die Frau ihrerseits eher um die nicht-materiellen Aspekte der Familie und die Angelegenheiten des Haushalts sorgt. Ein Grossteil der familiären Aufgaben wird sicherlich von den Frauen alleine übernommen. So haben mir beispielsweise die meisten Frauen davon berichtet, wie sie ihre Arbeitszeiten anpassen, um sie mit den Schulzeiten der Kinder zu vereinbaren. Kein Mann scheint aber wirklich besorgt zu sein um Probleme wie die Betreuung der Kinder. Dieses Bild deckt sich auf weiten Strecken mit dem geschlechterkulturellen „Modell der männlichen Versorgerehe“, wie Birgit PFAUEFFINGER¹⁹³ es beschreibt.

Im gelebten Geschlechter-Arrangement nimmt die Frau eine andere Position ein. Sie beschränkt sich nicht auf die Sphäre des Haushalts, sondern nimmt einen Platz in der Arbeitswelt ein. Zuweilen kommt es auch vor, dass beide Ehepartner im gleichen Be-

193 „Das Modell der männlichen Versorgerehe: Die Grundlage dieses Modells ist die prinzipielle Trennung von ‚Öffentlichkeit‘ und ‚Privatheit‘ und eine komplementäre Verortung beider Geschlechter: Der Mann gilt als primär zuständig für die Arbeit im ‚öffentlichen‘ Bereich, wo er als erwerbstätiger Familienernährer für das Einkommen der Familie sorgt, die Frau wird als primär zuständig für den privaten Haushalt und die dort anfallenden Aufgaben einschliesslich der Kinderbetreuung angesehen und ist vom Einkommen ihres Ehemanns abhängig. ... [es] dominiert eine kulturelle Konstruktion von ‚Mutter-schaft‘, wonach es in erster Linie Aufgabe der Mutter ist, ihre Kinder im Haushalt zu betreuen und aufzuziehen.“ PFAUEFFINGER 1996:470.

trieb arbeiten. Das verdeutlicht noch einmal mehr, dass die Frauen nicht auf den Haushalt und das Umfeld der Familie beschränkt werden können. Die gelebten Geschlechterbeziehungen entsprechen somit in weiten Teilen einem „Vereinbarkeitsmodell der Versorgungerehe“.¹⁹⁴

Tabelle 11: Geschlechterkulturelles Modell in der Schweiz

	gedachtes Modell in der Schweiz	gelebtes Modell in der Schweiz	männliche Versorgungerehe (PFAU-EFFINGER)	Versorgungerehe / Vereinbarungmodell (PFAU-EFFINGER)
kulturelle Leitbilder ...				
... zu den zentralen Arbeitssphären				
- von Frauen	Haushalt	Erwerbssystem / Haushalt	Haushalt	Erwerbssystem / Haushalt
- von Männern	Erwerbssystem	Erwerbssystem	Erwerbssystem	Erwerbssystem
... zum Verhältnis dieser Sphären zueinander	komplementär	quasi symmetrisch	komplementär	komplementär
... zur Bewertung dieser Sphären	hierarchisch	hierarchisch bis gleichwertig	hierarchisch	hierarchisch
... zum Typ der Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Frauen und Männern (Ehe)	einseitig abhängig	gegenseitig abhängig	einseitig abhängig	temporär abhängig
... zur zentralen Sphäre für das Aufziehen von Kindern	privater Haushalt und Staat	privater Haushalt und Staat	privater Haushalt	privater Haushalt und Staat

Quelle: PFAU-EFFINGER 1996, 1997 und Interviews

7.1.2 Vergleich der Geschlechter-Arrangements in Galicien und in der Schweiz

Die Daten, die den Modellen für die Geschlechterbeziehungen in Galicien und in der Schweiz zu Grunde liegen, sind sehr unterschiedlich. Ein Vergleich der beiden Modelle zeigt aber eine Tendenz auf, die mir auch in den Interviews immer wieder bestätigt wurde. Der grösste Unterschied, den auch die MigrantInnen als solchen wahrnehmen, ist sicherlich der vehemente Eintritt der Frauen in die Sphäre der Erwerbsarbeit. Im galicischen Kontext entfalten sie ihre Tätigkeiten hauptsächlich in der Sphäre der Familienökonomie, während sie in der Migration Zugang zum Arbeitsmarkt finden. Seitens der Männer findet ebenfalls eine Verlagerung statt, indem vermehrt Aufgaben im Haushalt übernommen werden, um die erwerbstätigen Frauen zu entlasten.

Der Zugang der Frauen zum Erwerbssektor ist sicherlich eine, wenn auch nicht die wichtigste Veränderung, die durch die Migration möglich und nötig wurde. Die Er-

¹⁹⁴ Vereinbarungmodell der Versorgungerehe: Der Mann ist zur Hauptsache erwerbstätiger Familienernährer, während die Frau einer Teilzeitarbeit nachgeht. Sie kombiniert dadurch unbezahlte (Haushalts-)arbeit und bezahlte Erwerbsarbeit. Nach der Geburt des oder der Kinder geht die Frau nach relativ kurzer Zeit wieder in Teilzeitarbeit, sobald die Kinder keine ständige Betreuung mehr brauchen. PFAU-EFFINGER 1997:87.

werbsarbeit der Frauen unterscheidet sich stark von derjenigen der Männer. Als Putzfrauen bei Privatpersonen haben sie eine Teilzeitstelle im Bereich der Schwarzarbeit inne. Der Lohn ist deshalb nicht zwingend tiefer, und Privatpersonen, zu denen über Jahre eine Beziehung und Vertrauen aufgebaut wird, stellen oft eine sicherere Anstellung dar, als grössere und dadurch auch anonyme Arbeitgeber. Die Frauen sind mit dieser Art von Arbeitsorganisation flexibler als die Männer. Zwei Frauen berichteten mir, wie sie, als ihre Männer arbeitslos wurden, sofort ihr Arbeitspensum aufstockten, indem sie über Freundinnen neue Haushalte anwarben. Im Gegensatz zur Vollzeitstätigkeit der Männer erscheint die Arbeit der Frauen durch ihre Zerstückelung und durch die informelle Arbeitsweise aber oft als Notlösung oder Puffer für Engpässe in der Erwerbstätigkeit des Mannes.

Die Arbeit der Frauen hat sich dadurch in ihrer Funktion wenig verändert. Sie arbeiten weil sie „müssen“ und nicht, weil es ihrem Idealbild von Weiblichkeit entspricht. Weiterhin hat ihre Arbeit Pufferfunktion und stellt als Zusatzverdienst eine Verbesserung des Familieneinkommens dar. Zusätzlich, durch die spezifische Situation der Migration, wird das Geld der Frauen auch für definierte Ziele eingesetzt, beispielsweise wenn der Erwerb des Mannes nicht für den Hausbau oder für die Ausbildung der Kinder ausreicht, fliesst der Verdienst der Frau in diese Bereiche. Der grosse Unterschied zur Situation in Galicien ist, dass die Arbeit der Frau, dadurch, dass sie in Geld entlohnt wird, messbar und damit auch sichtbar wird. Die Gegenseitigkeit der Abhängigkeitsbeziehungen, auch wenn sie nicht vollkommen ist, wird dadurch bewusst.

Das Verhältnis der beiden zentralen Sphären für Männer wie für Frauen ist im Modell, das ich für Galicien aufgestellt habe, ein komplementäres. Die Erwerbsarbeit des Mannes und die Subsistenztätigkeit der Frau auf dem gemeinsamen Hof ergänzen sich, indem die Land- und Viehwirtschaft Engpässe im Erwerbssektor überwinden hilft. In der Schweiz gleichen sich die beiden Sphären an und werden, zumindest was die Erwerbsarbeit betrifft, über weite Strecken symmetrisch. Die Bewertung der Sphären von Haushalt und Erwerbsarbeit verändert sich nicht und bleibt weiter hierarchisch; ebenso erhält sich die Zuschreibung der Geschlechter zu den einzelnen Sphären. Dadurch, dass sich die Frauen Zugang zum Erwerbssystem verschaffen, entfernen sich die gelebten Rollen von den gedachten Idealen zu einem Stück. Die Arbeit der Frauen verschiebt sich vom primären Sektor auf dem Familienhof in den tertiären Sektor der Dienstleistungen.

Eine weitere wichtige Entwicklung, die vor allem in der Erwerbstätigkeit der Frauen – und ihrer weiblichen Verwandten – gründet, betrifft die Sphäre, in der die Kinder aufgezogen werden. Während dies in Galicien im Bereich der Familienökonomie stattfindet, kommt in der Schweiz zum privaten Haushalt auch die Betreuung durch staatliche Institutionen zum Zug. Die Familie hat für beide Geschlechter einen hohen

Stellenwert. Frauen sowie Männer beklagten sich immer wieder, dass der Familiensinn hier in der Schweiz verlorenginge, dass es schwieriger werde, zu den eigenen Familienangehörigen einen ungezwungenen und spontanen Kontakt aufrecht zu halten. Man lebt hier weniger auf der Strasse, trifft sich daher auch nur an wenigen Orten, wie in den Wohnungen der Familien, den Kulturzentren und vielleicht im Probelokal einer Tanzgruppe. Mit einem Schweizer Arbeitspensum wird es schwierig, Verwandten ohne Voranmeldung einen Besuch abzustatten. Das kurze Telefongespräch, um sich anzukündigen, wird als Hindernis und als störende Kommunikationsbarriere angesehen. Über die Klagen hinaus sind es aber die Frauen, die für die Betreuung der Kinder die Verantwortung übernehmen und trotz der verminderten Hilfe der Verwandtschaft eine Möglichkeit suchen, die Kinder auch ausserhalb des familiären und verwandtschaftlichen Rahmens betreuen zu lassen.

Soweit zu den Unterschieden zwischen den Geschlechterbeziehungen, wie sie ein Grossteil der MigrantInnen in Galicien erlebt hat und wie sie diese heute in der Schweiz leben. Das Bild, das ich für Galicien aufgestellt habe, beruht grösstenteils auf Literatur aus den 1970er und 1980er Jahren. Es entspricht der Situation, wie sie die MigrantInnen zum Zeitpunkt ihrer Emigration kannten. Seit den 1980er Jahren haben sich auch in Galicien Ideale und Praktiken der Geschlechterbeziehungen verändert, so dass das Bild, das ich hier gebe, nicht den gegenwärtigen Stand darstellt. Diese Veränderungen werden von den MigrantInnen im Kontakt mit der Herkunftsgesellschaft wahrgenommen; sie beeinflussen mit Sicherheit auch Ideale und Praktiken der migrierten GalicierInnen. Ich werde mich im Folgenden aber auf die Veränderungen in der Migration beschränken und wie die MigrantInnen zu diesen Veränderungen stehen. Eine Auseinandersetzung mit den Prozessen in Galicien würde eine Feldstudie in Galicien voraussetzen, zu der im Rahmen dieser Arbeit keine Möglichkeit bestand.

Durch die Verwendung des Modells von Birgit PFAU-EFFINGER wird vor allem die Erwerbstätigkeit der Frauen als verändernde Variable herausgestrichen. Mit der Erwerbstätigkeit hängt auch der Zugang zu materiellen Ressourcen zusammen. Macht über Ressourcen wie finanzielle Mittel trägt sicherlich zu einem Wandel in der Position in Beziehungen bei. Janet SALTZMAN CHAFETZ spricht davon, dass einzig eine Veränderung in der männlichen Macht über Ressourcen (*male resource power*) auch zu einer Veränderung in den Geschlechterbeziehungen führt.¹⁹⁵ Ich möchte im Folgenden einen Schritt weiter gehen und nach den konstruierten Idealen von Geschlecht fragen, die hinter diesem Wandel stehen. Ich möchte auch betrachten, welche Ideale gelebt werden, und inwiefern sich gelebte Geschlechtlichkeit und Idealvorstellungen entsprechen.

195 SALTZMAN CHAFETZ 1990:105.

7.2 Interpretation von vier Momenten

Die Frage der gedachten Ideale von Männlichkeit und Weiblichkeit und der gelebten sozialen Realitäten dieser Ideale kristallisieren in Situationen sozialer Interaktion. Daher möchte ich vier solcher Schlüsselmomente näher betrachten. Im ersten Moment wird der Diskurs der Rückkehr nach Galicien Thema sein. Die Rückkehr ist direkt mit der Migration verbunden, da sich für alle MigrantInnen die Frage stellt, ob sie zurückkehren sollen oder nicht. Die Momente zwei und drei befassen sich mit der Arbeit, einmal mit der bezahlten Arbeit des Putzens. Diese Form der Erwerbsarbeit ist meist vergeschlechtlicht und bietet sich daher geradezu an, in und durch sie einen Einblick in Geschlechterverhältnisse zu erlangen. Als unbezahlte Arbeit wird die Hausarbeit, auch sie stark vergeschlechtlicht, zur Sprache kommen. In einem letzten Moment möchte ich der Bedeutung der Familie nachgehen, indem ich die Kinderbetreuung näher betrachte.

7.2.1 Moment 1: Diskurs der Rückkehr

In den Interviews ist immer wieder zur Sprache gekommen, wie Männer und Frauen unterschiedliche Erwartungen und Vorstellungen bezüglich der Rückkehr nach Galicien haben. Zum Teil hatten deswegen Diskussionen unter Ehepartnern stattgefunden. Es ist ein Thema, das die galicische Gemeinschaft klar entlang der Trennlinie der Geschlechter spaltet. Dass die meisten galicischen Männer auch nach mehreren Jahrzehnten in der Schweiz immer noch von der Rückkehr träumen, stellt einen Kontrast zu anderen Gruppen von MigrantInnen dar. Die meisten MigrantInnen akzeptieren ihren neuen Wohnort nach einiger Zeit als Heimat und nehmen die Distanz zu ihrer alten Heimat immer stärker wahr.¹⁹⁶

Sicht der Männer

Für viele galicische Männer ist die Rückkehr nach Galicien gleichbedeutend mit einer Rückkehr zu ihren Wurzeln, zur Familie, zur Heimat. Mehr als einmal habe ich die Augen meiner Gesprächspartner leuchten sehen, wenn sie von Galicien sprachen und davon träumten, dorthin zurückzukehren. In ihrer Erinnerung – und zu einem guten Stück auch in ihrer Phantasie – rochen sie die frisch zubereiteten Meeresfrüchte, liessen sie die schöne Landschaft von der Küste bis ins Landesinnere aufblühen, freuten sich über das Bier in der Kneipe im Dorf, wo sie mit Freunden und Verwandten zusammentrafen. Oft verliefen die Gespräche mit den Männern recht harzig, solange ich sie zur Schweiz befragte. Das Interview glich dann eher einem Frage-Antwort-Spiel, bei dem ich nur einsilbige und scheinbar widerwillige Antworten erhielt. Sobald wir aber auf Galicien zu sprechen kamen, dann erwachte der Lebensgeist in ihnen und die Sätze sprudelten nur

¹⁹⁶ NiGG 1999a:105ff.

so aus ihnen heraus. Das Bild, das sie von Galicien zeichneten, war ein idyllisches, das die Erinnerungen aus der Kindheit und Jugendzeit mit den Wünschen einer erwachsenen Person verbindet.

Die meisten begründeten ihre Erwartungen bezüglich der Rückkehr damit, dass ihre Familie dort lebe, dass daher ihr Platz dort sei. Gerade für Männer scheint es eine unangenehme Vorstellung zu sein, nicht in Galicien, wo sie aufgewachsen sind, alt zu werden. Das Argument der Familie ist interessant, weil viele hier in der Schweiz nicht nur eine (Kern-)Familie gegründet haben und jetzt mit Ehefrau und Kindern hier leben, sondern weil oft auch ein Teil der Verwandtschaft hier lebt. Das Argument der Familie war denn auch für ihre Frauen meist unverständlich, da sie unter Familie diejenige verstehen, die in der Schweiz lebt. Das Verständnis von Familie, das der Argumentation der Männer zu Grunde liegt, ist demnach ein gänzlich verschiedenes von dem der Frauen. Viele Männer scheinen mit der Familie, vor allem wenn sie im Kontext der Migration von Familie sprechen, eher eine mythische Bedeutung zu identifizieren. Familie ist ein Begriff, der ihnen Geborgenheit und Schutz verspricht und der die Gewissheit birgt, jemand zu sein. In der Tradition der Familie steht ihnen ein Teil des Landes der Eltern zu, dort haben sie sich auch ihr Haus gebaut. Es scheint, dass mit dem Begriff der Familie viel eher Wurzeln gemeint sind, die in der Vergangenheit ihren Ursprung haben, als ein Netzwerk, das in der Gegenwart Bedeutung erlangt.

Diese Wurzeln hängen einerseits mit den Personen, also der Familie als Verwandtschaftslinie, andererseits aber auch mit dem Grund und Boden der Wurzeln, sozusagen mit dem Land zusammen. Das Land wird von Generation zu Generation weitergegeben, dabei, je nach Erbrecht, gleichmässig oder ungleichmässig geteilt. Dadurch steckt in der Parzelle, die dem Einzelnen gehört, die gesamte Familiengeschichte und gleichzeitig auch die Einzigartigkeit des Besitzers. Der Besitz von Land wird zu einer Frage der Identität und weist dem Einzelnen seinen Platz in der langen Geschichte der Familie zu. Das Land beinhaltet neben der zeitlichen Dimension auch den Aspekt des Berufs. Solange man die Parzelle besitzt, ist man per definitionem auch Bauer, in gewissem Sinne lebenslänglich also.¹⁹⁷ Dies steht im harten Kontrast zur beruflichen Identität in der Schweiz, wo die meisten auf dem Bau, auf der Post oder in sonst einem Grossbetrieb arbeiten. Diese berufliche Identität ist schwach und verfällt gewissermassen mit der Pensionierung.

Das Ideal der Männlichkeit, wie es in diesen Argumenten gezeichnet wird, ist ein Nostalgisches. Als Identifikationspunkte figurieren das Land und der Beruf. Diese Männlichkeit wird in den Bars zelebriert, beim gemeinsamen Bier mit Freunden und Ver-

¹⁹⁷ Vgl. Kapitel 5.3.1.

wandten. Wenn man sich auf der Strasse trifft, so wird die Strasse zum Versammlungsort und Ort des geselligen Lebens.

Sicht der Frauen

Von einer ähnlichen Erfahrung berichtet eine Sizilianerin, die durch den Wunsch des Mannes eines Tages zurückzukehren, lange Jahre in einem Schwebestadium lebte:

„Ich brauchte zwanzig Jahre, um mich zu integrieren. Weil wir immer mit dieser Idee meines Mannes lebten, eines Tages nach Italien zurückzukehren. Dann starb er plötzlich, und von da an veränderte sich mein Leben. Nach dem Tod meines Mannes dachte ich an Rückkehr. Ich versuchte es auch ein paar Monate, kam mir aber wie ein Fisch ohne Wasser vor. Ich ging nach Trapani, wo wir ein Haus gebaut hatten, weil es meinem Mann dort gefiel. Eigentlich hatte er entschieden, nicht ich. Ich fühlte mich dort in jeder Hinsicht unwohl. So kam ich wieder hierher zurück. Vorher war ich sehr isoliert gewesen in der Schweiz, weil der Aufenthalt ja immer ein provisorischer war. ... In den letzten zehn Jahren, seit mein Mann gestorben ist, habe ich mich sehr entwickelt.“¹⁹⁸

Verglichen mit der Sicht der Männer könnte die Situation der Frauen nicht gegensätzlicher sein. Sie haben sich hier in der Schweiz eine Entsprechung zu den sozialen Beziehungen und zum Verwandtschaftsnetz, das sie in Galicien hatten, geknüpft. Von ihnen habe ich oft das Argument gehört, sie hätten die wichtigen Jahre ihres Lebens in der Schweiz verbracht: „he pasado mis años fuertes aquí en Suiza“. Es sind dies Jahre, die sie genutzt haben, um sich einen Platz in der Gesellschaft zu schaffen, indem sie ein Beziehungsnetz aufbauten. Die Kinder sind in diesem Zusammenhang eine wichtige Quelle von Beziehungen, denn die Mütter sind auf Unterstützung von anderen Frauen angewiesen, um weiterhin zu arbeiten. Gerade die Arbeit ist auch ein wichtiger Ort, an dem Beziehungen geknüpft werden können, doch sind die verwandtschaftlichen Beziehungen immer viel stärker als die freundschaftlichen. Für heikle Angelegenheiten oder Hilfeleistungen bittet man lieber Schwestern und Tanten als Freundinnen um Hilfe. Die Frauen, die ich befragte, gaben mir zumeist die Adresse einer Verwandten und nicht einer Freundin. Sie wollten mich nur an vertrauenswürdige Personen weiterempfehlen, die mir auch bereitwillig Auskunft geben würden. Andererseits wollten sie auch die freundschaftlichen Beziehungen nicht mit einem solchen Anliegen belasten.

Diese Frauen verstehen unter dem Begriff Familie das Netzwerk, das sie sich in der Schweiz aufgebaut haben, ein Netzwerk bestehend aus der Verwandtschaft, die in der Schweiz lebt. Bei Bedarf ergänzen sie dieses mit Freundinnen, meist auch galicischer Herkunft. Die Familie ist auf die Kernfamilie fokussiert. Meist sind es die Frauen, die die Entscheidung treffen oder sie zumindest vehement verfechten, die Kinder in die Schweiz zu bringen. Ihr Ziel ist es, die Familie nicht getrennt aufwachsen zu lassen. In einer solchen Familie, die einen starken Netzwerkcharakter hat, nehmen die Frauen eine äusserst aktive Rolle ein. Sie sind für die Betreuung der Kinder und den Haushalt in der

198 HALFHIDE 1999:85.

Schweiz verantwortlich, übernehmen aber gleichzeitig oft auch die Betreuung von betagten Verwandten, beispielsweise der Eltern oder der Schwiegereltern, in Galicien. Aufgabe der Frauen ist es, und sie schreiben sich diese auch selbst zu, die Familie zu vereinen und den Familiensinn aufrecht zu erhalten, auch wenn dies in der Schweiz durch andere Normen und durch eine andere Arbeitsweise erschwert wird.

Wenn es gilt zu entscheiden, ob der Moment der Rückkehr gekommen sei, stehen die Frauen mit ihrer Aufgabe als Hüterinnen des Familiensinns vor einem eigentlichen Dilemma. Sie können dem Entscheid ihres Mannes, der schon lange von der Hoffnung gezehrt hat, bald nach Hause zurückzukehren, kaum etwas entgegnen. Andererseits waren sie es, die die Kinder in die Schweiz brachten, damit die Familie nicht getrennt lebt. Jetzt wird die Familie durch die Entscheidung zur Rückkehr wieder getrennt. Die meisten Kinder, die hier aufgewachsen sind, die Schule besucht haben und erwerbstätig sind, kehren nicht in die Heimat ihrer Eltern zurück, weil sie sich stärker in der Schweiz verwurzelt fühlen.

7.2.2 Moment 2: Putzen als Erwerbstätigkeit

Für viele Frauen bedeutet die Arbeit als Putzfrau den Einstieg in den Schweizer Arbeitsmarkt. Keine der Frauen hat diese Arbeit bereits in Galicien ausgeführt. Man kann vier verschiedene Arten der Anstellung unterscheiden:

Erstens arbeiten viele Frauen in Privathaushalten ohne schriftlichen Vertrag und entsprechende Versicherungen, weil dies einen ersten, unkomplizierten Einstieg ins Erwerbsleben darstellt. Oft haben neue Migrantinnen während der Ferien einer Verwandten, deren Kunden übernommen, um Erfahrungen zu sammeln. Es ist eine flexible Art der Organisation, weil je nach Bedarf, für mehr oder weniger KundInnen gearbeitet werden kann. Ebenso können die Frauen auch kurzfristig eine Stelle kündigen, da kein Vertrag, höchstens der Anstand, sie zu einer gewissen Kündigungsfrist verpflichtet.

Zweitens können sich gewisse Frauen auch von Anfang an eine vertraglich geregelte Stelle sichern und putzen dann in Hotels, Restaurants, oder verschiedenen staatlichen Institutionen. Diese Stellen sind deshalb beliebt, weil auch sie flexibel, meist auf der Basis eines Stundenlohns, organisiert sind. Das gibt den Frauen die Möglichkeit, sich zeitlich nach den Bedürfnissen der Familie zu richten.

Drittens putzen die Frauen, meist gemeinsam mit ihren Männern, abends Büros. So können sie ausserhalb der Hauptarbeitszeiten mehr verdienen. Diese Arbeit wird dann als Zusatzverdienst angesehen.

Viertens arbeiten viele Frauen nach der Pensionierung, falls sie noch in der Schweiz wohnen, weiter. Die Beziehungen, die sie während ihrer Arbeitstätigkeit vor der Pensionierung geknüpft haben, sind ihnen dazu nützlich. Viele Arbeitgeber sind dankbar,

auf flexible Arbeitskräfte zählen zu können, die den Betrieb bereits kennen. Diese Anstellungen sind informeller Art.

Von den vier Anstellungsarten, die ich beschrieben habe, werden drei ausschliesslich von Frauen besetzt, während die Abendstunden in den Büros oft von Paaren geleistet werden. Der Schluss, dass Putzen deshalb „Frauenarbeit“ sei, ist voreilig. Vielmehr möchte ich nach dem Bild, das hinter dieser Tätigkeit steht, fragen. Entsprechend der Konstruktion der Tätigkeit und der Ideale, die mit den Geschlechtern verbunden werden, kann die Besetzung der verschiedenen Anstellungsarten dann nachvollzogen werden.

Selbst für die Frauen gehört Putzen nicht zu einer Arbeit, die sie der Tätigkeit wegen besonders schätzen. Wie ich immer wieder hörte, würden sie diese Arbeit nie in Spanien machen: „No lo haría jamás en España“. Auch die Tatsache, überhaupt als Frau erwerbstätig zu sein, scheint keine hohe Bedeutung zu haben, entgegen der Annahme vieler feministischer Forscherinnen. Eine Frau war im Gegenteil dankbar, dass ihr Mann immer genügend verdiente, so dass sie ihre ganze Zeit den Kindern und der Familie widmen konnte. Doch der gute Verdienst, gekoppelt mit der flexiblen Gestaltung der Arbeitszeiten, ist für die Frauen immer wieder Grund genug, das Putzen einem anderen Verdienst vorzuziehen. Obwohl sie sich bewusst sind, dass sie in der Position einer Putzfrau eine niedrige soziale Stellung einnehmen, gibt es gute Gründe dies zu akzeptieren. Es wurde immer wieder betont, dass sie in der Schweiz besser behandelt würden als Frauen mit einer entsprechenden Arbeit in Spanien. Dort prägte das hierarchische Denken von Herr oder Dame des Hauses und Bedienstete noch sehr stark solche Arbeitsbeziehungen. Gleichzeitig sind sie hier als Migrantinnen in einer speziellen Position. In Spanien würden sie für ihresgleichen putzen, während sie es hier für Menschen tun, die ausserhalb ihrer Gemeinschaft leben. Die klare Finalität ihrer Migration erleichtert es auch, eine Arbeit zu verrichten, die keinen hohen sozialen Wert besitzt, aber ein Einkommen verspricht.

Putzen ist trotz all dieser aufwertenden Aspekte als weibliche Tätigkeit konstruiert. Die Männer suchen primär in anderen Bereichen Arbeit. Meist sind sie genauso ungelernt wie die Frauen, so dass auch sie Berufe wählen müssen, die mit wenig Vorkenntnissen zugänglich sind. Wenn die Männer abends mit den Frauen Büros putzen, so stellt das eine Ausnahme in der Logik von Geschlecht und Arbeit dar. Dadurch, dass die Arbeitszeit auf Randstunden beschränkt ist und die Arbeit nicht Vollzeit, sondern nur einige Stunden dauert, erscheint sie nicht als vollwertige Arbeit. Es ist, wie wenn diese Arbeit für das Geschlechterbild nicht zählen würde und die Hauptarbeit – für die Männer die Arbeit auf dem Bau oder in der Post – erst geschlechtsspezifisch zu sein hat.

Um den Aspekt der ungelernten Arbeit noch einmal aufzugreifen: viele Frauen argumentierten, dass sie nichts gelernt hätten und daher eine Arbeit suchten, für die sie keine

Vorbildung brauchten. Wie gesagt, kann man das gleiche Argument auch auf die Männer anwenden. Was die Frauen in ihrer Berufswahl aber implizieren, ohne es direkt zu formulieren, ist, dass sie zwar keine entsprechende formelle Ausbildung genossen haben, dass sie aber sehr wohl, dank ihrer Rolle als Frau, Fähigkeiten erlernt haben, die ihnen für diese Arbeit nützlich sind. Dass Männer aber, obwohl sie diese Kenntnisse in ihrer Position als Mann nicht gelernt haben, dennoch die Büros putzen können, macht daher stutzig. Die Antwort liegt in der Widersprüchlichkeit, oder besser Kontextualität von Erklärungsmustern. Im allgemeinen ist Putzen keine Arbeit, die Männer ausüben, die Randstunden im Büro bieten für die Erklärung aber einen anderen Kontext und somit andere Argumente. Die Vergeschlechtlichung der Putzarbeit wird durch die Argumente des Mehrverdienstes und der Ausnützung der arbeitsfreien Zeit sozusagen neutralisiert.

Die Vergeschlechtlichung der Putzarbeit verhindert nicht, dass Frauen wie auch Männer sie als „richtige Arbeit“ ansehen. Im Gegensatz zur Hausarbeit ist das Putzen als Erwerbsarbeit eine bezahlte Tätigkeit. Sie ist zeitlich anders organisiert und wird für Personen verrichtet, zu denen eine geschäftliche bis freundschaftliche Beziehung besteht. Das Verrichten von ähnlicher Arbeit zu Hause ist dagegen stark geprägt von der Implikation, dass die Arbeit für die Familie und daher aus Liebe gemacht wird. Öfters haben Frauen auch betont, dass das Putzen in Büros oder in staatlichen Institutionen weniger streng sei als die Hausarbeit, da man beispielsweise keine Fenster putzen müsse.

Das Bild der arbeitenden Frau, das diesen Erklärungsmustern zu Grunde liegt, zeichnet eine ungelernte Arbeitskraft, die dennoch mit ihrem Einkommen den Haushalt unterstützen kann. Der Mann erscheint dagegen als der „richtige Arbeiter“, der im Grunde genommen ebenso eine ungelernte Tätigkeit ausübt, diese aber nicht als Erklärung für die Wahl der Arbeit bezieht. Es gibt auch Frauen wie Männer, die nach langen Jahren in der Schweiz einen Beruf erlernt haben, beispielsweise Koch, Maschinenführer oder Hilfspflegerin.

Dem Arbeitsbild zum Trotz sind die Frauen in ihrer Putztätigkeit Unternehmerinnen. Über ihre Netzwerke können sie neue KundInnen akquirieren, sind dafür besorgt, dass jemand für sie einspringt, wenn sie in die Ferien gehen oder nach Galicien zurückkehren. Oft haben sie mir auch berichtet, wie eine Verwandte sie in die Arbeit einführte. Die gesamte Organisation und Unterstützung ist auf der informellen Ebene angesiedelt. Doch wenn man bedenkt, dass dazu Dinge gehören wie die Akquisition von neuen KundInnen, die Organisation von Vertretungen und auch eine gewisse Ausbildung, so ist das ein Ein-Frau-Unternehmen. Im Gegensatz dazu haben die Männer eine Position als einfache Arbeiter oder Angestellte inne, und unterstehen einem Vorgesetzten.

7.2.3 Moment 3: Wenn Männer Hausarbeit verrichten

Wenn ich im letzten Abschnitt von der Vergeschlechtlichung des Putzens als Erwerbsarbeit gesprochen habe, so möchte ich mich jetzt der Hausarbeit widmen, dem stillen Pendant der Erwerbsarbeit. Ich bin durch meine Interviews auf drei Männer gestossen, die einen Teil oder den ganzen Haushalt übernehmen. Diese Fälle stellen in der galicischen Gemeinschaft sicher eine Minderheit dar, sie sind aber durch die Situation der Migration bedingt. Den Fall von José möchte ich von vornherein ausschliessen, weil die Ursachen für den Rollentausch in der Krankheit seiner Frau liegen und also persönlicher und nicht migrationsspezifischer Natur sind.

Bei den anderen zwei Fällen liegt die Ursache für den Rollentausch in der vermehrten Arbeitstätigkeit der Frau. Der Mann von Amparo ist arbeitslos, was seine Frau veranlasste, ihr Arbeitspensum aufzustocken, um zumindest einen Teil des Lohns des Mannes auszugleichen. Ihm wurde die Zeit tagsüber zu Hause zu lange. Die Diskrepanz zwischen Amparo, die für das gesamte Geld aufkommen musste und ihm, der untätig herum sass, war zu gross, so dass er sich „nützlich machen“ musste. Er begann den Haushalt zu übernehmen, einzukaufen, zu putzen und zu kochen. Abends gehen sie zusammen ein Büro putzen. Für ihn ist das oft der einzige Moment unter der Woche, da er mit anderen GalicierInnen zusammenkommt. Im anderen Fall ist Rosario mehr als hundert Prozent erwerbstätig und hat somit längere Arbeitszeiten als ihr Mann, der ebenfalls erwerbstätig ist. Nachdem sie tagsüber in privaten Haushalten geputzt hat, geht sie abends noch Büros reinigen. Wenn Rosario spät nach Hause kommt, hat ihr Mann ihr das Essen zubereitet.

Die Männer übernehmen gewisse Aufgaben der Hausarbeit wie das Putzen, das Kochen am Abend oder am Wochenende und machen die Einkäufe. Ein wirklicher Rollentausch zum Hausmann und zur Familienversorgerin findet aber nicht statt. Die Männer beklagen sich über die Hausarbeit und sehen diese Aufgabenverteilung als vorübergehend an, bis sie entweder wieder genug arbeiten können oder bis beide pensioniert sind und sie gemeinsam zurück nach Galicien reisen. Die Frauen bemitleiden ihre Männer und sind ihnen gleichzeitig dankbar, da sie selbst neben ihrem erweiterten Arbeitspensum kaum Zeit und Energie finden, sich um den Haushalt zu kümmern. Sie beklagen aber gleichzeitig, dass ihre Männer die Arbeit nicht ganz ihren Vorstellungen entsprechend machen. Amparo meinte beispielsweise, wenn ihr Mann geputzt hätte, dann mache sie immer noch einmal einen Durchgang, denn „es sei eben nie ganz sauber“. Aber sie schaue, dass der Mann es nicht merke. Im anderen Fall übernimmt der Mann nur teilweise den Haushalt (vor allem das Kochen abends) und überlässt den Rest der Frau. Ausser demjenigen Galicier, der für seine kranke Frau sorgen muss, haben die anderen die Verantwortung für den Haushalt nicht gänzlich übernommen. Die Frauen haben, in Bezug auf

die Erwerbstätigkeit, die volle Verantwortung übernommen und behalten gleichzeitig auch die Verantwortung für den Haushalt.

Obwohl es praktisch gesehen zu einem Tausch der Aufgaben kommt, werden die Rollen nicht ganz und auch so nur widerwillig getauscht. Die gelebte Realität wird als Widerspruch zu den gedachten Idealen empfunden. Dies trifft vor allem auf die Männer zu, die Hausarbeit verrichten. Sie ergreifen kaum die Initiative, neue soziale Netze zu knüpfen, weil ihnen Beziehungen, die durch die Erwerbsarbeit entstehen, fehlen. Da andere galicische Männer tagsüber arbeiten, ist das knüpfen neuer Netze auch ein schwieriges Unterfangen. Die Frauen hingegen bedauern die Situation ihrer Männer wegen, da sich diese als „Hausmann sichtlich unwohl fühlen“.

7.2.4 Moment 4: Kinderbetreuung oder die Bedeutung der Familie

Die ökonomische Karriere, die die galicischen ImmigrantInnen in Zürich verfolgen, ist immer mit einer sozialen Karriere¹⁹⁹ gekoppelt. Zentraler Aspekt der sozialen Karriere ist, was man auf spanisch „fundar un hogar“ nennt, eine Familie gründen. Familie ist dabei im Sinn von Kernfamilie zu verstehen. Die Familie zu gründen ist eine Art, einen Platz in der Gesellschaft zu erhalten. Wer das Elternhaus verlässt, ist zwar jung und frei, steht aber sozial gesehen im luftleeren Raum. Erst der Schritt, eine eigene Familie zu gründen, bedeutet auch, einen festen Platz im sozialen Gefüge zu erhalten, indem mehr Beziehungen möglich sind. Mit der Heirat verdoppelt sich das verwandtschaftliche Beziehungsnetz. Sobald Kinder geboren werden, helfen Verwandte bei der Betreuung aus und es entstehen neue Beziehungen, wie Patenschaften. Die Familie als Hort hat aber auch eine materielle Komponente: sie stellt einen Schutzort dar, an dem sich die Familie entfalten kann. Mit „hogar“ ist neben der sozialen Entität auch eine bauliche implizit mitgemeint. Das Haus, als Hort der Familie, wird somit zum Sinnbild der gegründeten Familie, zum Sinnbild der sozialen Karriere.

Der materielle Aspekt der ökonomischen Karriere setzt als Ziel, das materielle Leben zu verbessern. Man soll sich „Dinge leisten können“, ein schönes Haus bauen, das Familiengrab erweitern oder verschönern und den Kindern eine gute Ausbildung ermöglichen. Das Haus und das Familiengrab gehören von ihrer Symbolik her zusammen, denn sie haben beide nicht nur die Funktion, Prestige und gewonnenen Reichtum zu demonstrieren, sondern stellen auch eine Verwurzelung mit der Familie dar. Das Grab weist in die Vergangenheit, während das Haus die wachsende Familie beherbergt. Hinter der Ausbildung der Kinder steckt der stille Wunsch, die eigenen Kinder müssten nie den Weg der Eltern wählen, denn keine der Migrantinnen und keiner der Migranten, die ich befragte, würden es jemandem anraten zu migrieren. Auch wenn alle betonen, wie

199 Siehe dazu auch Kapitel 5.3

gut es ihnen persönlich ergangen sei, blicken sie doch entweder auf schwierige Momente in ihrer eigenen Geschichte zurück oder erinnern sich an die Schicksale anderer MigrantInnen.

Die beiden Karrieren sind nicht getrennt voneinander zu denken. Beispielsweise wird ein schönes und grosses Haus immer auch als Hort der Familie gebaut. Ein solches Haus zu bauen, ohne auch eine Familie zu haben, erscheint als sinnlos. Ich habe nur ein Ehepaar kennengelernt, das keine Kinder hatte. Anstatt sich ein Haus zu bauen, hatten sie sich für eine Wohnung in La Coruña entschieden. Obwohl das Haus als Hort der Familie gebaut wird, entzieht es sich doch jahrelang dieser Funktion. Meist ist das Haus das erste, was die MigrantInnen bauen. Es gibt in Galicien viele Wohnhäuser, neugebaut und relativ luxuriös eingerichtet, mit allen technischen Geräten versehen, wie Heizung und Satellitenfernsehen, alles wenn möglich entsprechend den Schweizer Standards. Doch die Häuser müssen eher renoviert werden, als sie überhaupt genutzt werden können, da die in Zürich lebende Familie nur ein bis zweimal pro Jahr nach Galicien in die Ferien geht. Das Haus stellt im Dorf ein Zeichen dar, das ökonomischen Erfolg ausdrückt und an die Familie im Ausland erinnert, an die „Schweizer“, wie die in der Schweiz lebenden GalicierInnen genannt werden.

Familie und Geld gehen aus den beiden Karrieren als zentrale Aspekte hervor. Die Familie als Ziel der sozialen Karriere und das Geld als Mittel der ökonomischen Karriere. Für beide Geschlechter scheinen die beiden Karrieren einen hohen Stellenwert zu haben. Ich konnte keine Unterschiede feststellen zwischen der Bedeutung, die die Männer oder die Frauen den beiden Karrieren zuweisen. Da auch keine Karriere ohne die andere zu einem sinnvollen Ziel führt, ist die einseitige Bewertung der Karrieren keine Frage. Ein Haus ohne Familie, die dem Haus Leben und einen Platz im sozialen Beziehungsnetz der Dorfgemeinschaft gibt, ist genauso armselig, wie eine Familie ohne Dach über dem Kopf.

Die Zuständigkeit oder die Verantwortung für die eine oder andere Karriere ist aber stark vergeschlechtlicht. Das Beispiel der Hausarbeit im letzten Abschnitt zeigt sehr deutlich, wie die Männer sich zuständig fühlen für die ökonomische Karriere. Wie Antonio betonte, sei das einzige, was er an der Schweiz schätze, dass er hier die Möglichkeit habe, seine Familie zu ernähren. Die Möglichkeit zu arbeiten und seine Funktion als Verantwortlicher für die materiellen Aspekte wahrzunehmen, stellt für ihn eine grosse Genugtuung dar. Ansonsten hält ihn nichts, „aber auch gar nichts“ in der Schweiz.

Wie sich die Frauen ihrerseits für die soziale Karriere verantwortlich sehen, zeigt sich in ihren Bemühungen, die Familie und den Familiensinn zu wahren. Sie sind oft die treibende Kraft, wenn es um die Schaffung von Traditionen wie des gemeinsamen Sonntagsessens geht. Die Frauen sind es auch, denen die Trennung von den Kindern schwe-

rer fällt und die eine Migration der gesamten Familie vorziehen. Frauen, die dies realisieren konnten, meinten immer wieder, wie sehr sie diejenigen bedauerten, deren Familie durch die Migration getrennt worden sei. Wenn die Kinder einmal bei den Grosseltern oder sonstigen Verwandten für längere Zeit gelebt hätten, dann sei auch ein Teil der Beziehung zwischen Eltern und Kindern verloren. Manche beschimpften regelrecht die Frauen, die aus „Geldgier“ und „Egoismus“ so viel arbeiteten, dass sie nicht für ihre Kinder sorgen könnten und sie als „Schlüsselkinder“ auf die Strasse schickten.

7.3 Geschlechterbeziehungen zwischen Ideal und Leben

7.3.1 „Doing gender“

Seitdem sich ForscherInnen mit der Kategorie Geschlecht auseinandersetzen und der Vergeschlechtlichung von u.a. Tätigkeiten, Orten und Interaktionsmustern nachgehen, ist mit der Zeit ein Bild allumfassender Vergeschlechtlichung entstanden. Es scheint oft, dass in jeder sozialen Interpretation, in jeder sozialen Handlung auch das Geschlecht der agierenden Person einen Niederschlag findet und jede Handlung gleichermassen auch geschlechtlich verstanden wird. Das *doing gender* scheint allgegenwärtig zu sein.

Ich habe gezeigt, wie wichtig es ist, den Alltag der MigrantInnen gemäss der Kategorie Geschlecht zu durchleuchten. Viele Handlungen werden als geschlechtsspezifisch wahrgenommen und entsprechend auch von Frauen oder Männern ausgeführt. Das Beispiel der Hausarbeit zeigt, gerade wenn sie von Männern verrichtet wird, dass die Zuschreibung an ein Geschlecht als fest und unveränderbar wahrgenommen wird. Der Tausch der Aufgaben im Haushalt führt nicht zu einer Veränderung des Rollenbildes, sondern verstärkt es geradezu. Dadurch, dass der Mann die (Haus-)Arbeit der Frau macht, und er diese Tätigkeit als weiblich wahrnimmt, verstärkt die Diskrepanz zwischen Ideal und realer Aufgabenteilung das Bild einer geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung. Eine andere Tätigkeit, die stark vergeschlechtlicht ist, stellt das Fussballspielen und vor allen Dingen auch das Fussball-Schauen dar. Die Männer treffen sich regelmässig, um gemeinsam ein Spiel in einem Kulturklub zu sehen. Das Spiel am Bildschirm steht dabei im Zentrum, doch wird daneben geredet, und man trifft seine Freunde. Der Begriff „Fussball-Schauen“ umfasst somit viel mehr, als nur das Bild am Fernsehen. Damit ist viel eher ein sozialer Anlass gemeint. Das Spiel gibt Anlass oder Vorwand, sich zu treffen und die sozialen Beziehungen zu pflegen.

Bei den Tanzveranstaltungen der galicischen Tanz- und Musikgruppen trennt die Eltern, bereits beim Warten auf die probenden Kinder, eine klare Linie entlang der Geschlechter: die Mütter stehen hinter der verglasten Tür des Probelokals und schauen den Proben zu, während die Männer einige Treppenstufen weiter oben zusammen diskutieren. Die

Pflege der Kleider, das Bügeln und Richten der prächtigen Röcke war ein Thema, das unter den Frauen breitgeschlagen wurde, während die Männer sich keinen Deut darum scherten.

Dem *doing gender* ist aber auch ein *undoing gender* entgegenzusetzen, wie Bettina HEINTZ und Eva NADAI²⁰⁰ in einem Beitrag zur „Relevanz von Geschlecht im beruflichen Kontext“ entwickeln. Viele Situationen des täglichen Lebens werden auf eine geschlechtsspezifische Art artikuliert; daraus kann man aber nicht folgern, dass alles immer und überall durch die Komponente Geschlecht informiert sei. Geschlecht ist, wie andere soziale Werte oder Konstrukte ebenfalls, nicht in jeder Handlung formuliert, sondern durchdringt nur gewisse Aspekte sozialen Lebens. Eine Vermutung meinerseits ist, dass der Bereich des *doing gender* den Bereich des *undoing gender* an Grösse und Bedeutung um vieles übertrifft. Es ist mir aber dennoch wichtig festzuhalten, dass es sehr wohl Aspekte gibt, die der Geschlechtlichkeit entbehren. Ich habe im Laufe der Diskussion der Interviews bereits die Werte von Familie und Geld angesprochen. Sie stellen, als Symbol für die soziale und die ökonomische Karriere, Werte dar, die von Frauen wie Männern gleichermaßen geteilt werden. Denn eine erfolgreiche Migration gipfelt idealerweise in einer Vollendung der beiden Karrieren.

Wie flexibel die Vergeschlechtlichung von Tätigkeiten sein kann, habe ich am Beispiel des Putzens als Erwerbsarbeit dargelegt. In den meisten Fällen wird diese Arbeit als eine weibliche angesehen. Im Kontext der abendlichen Büroreinigungen kommen aber andere Argumente zum Zug, die es den Männern ermöglichen, diese Arbeit gemeinsam mit den Frauen auszuführen.

7.3.2 Gedachte Geschlechterbeziehungen

Der Unterschied zwischen idealisierten Geschlechterbeziehungen, wie sie die Menschen denken und meist entsprechend formulieren, und den gelebten Beziehungen, wie sie täglich stattfinden und ausgehandelt werden, scheint mir ein zentraler Aspekt jeder Betrachtung von Geschlechterbeziehungen zu sein. Das Modell von Birgit PFAUEFFINGER, das ich verwendete, um die Veränderungen der Beziehungen im Prozess der Migration zu analysieren, zeigte gelebte Beziehungen auf. Daraus konnte ich aber nicht direkt auf die Ideale, die hinter den gelebten – oder je nachdem auch entgegen den gelebten – Beziehungen liegen, schliessen. Meine Untersuchung hat aber immer wieder deutlich gezeigt, dass die idealisierten und die gelebten Geschlechterbeziehungen sich nicht entsprechen.

200 HEINTZ & NADAI 1998.

Die idealisierten Vorstellungen von geschlechtsspezifischem Verhalten und entsprechenden Rollen lassen sich in ihrer Bezugnahme zur Familie, zur Arbeit und zu den beiden Karrieren, der ökonomischen und der sozialen, gliedern:

Das weibliche Ideal ist ein Platz im Beziehungsnetz von Familie und Verwandtschaft, eine Person also, die sich durch Beziehungen definiert, die in der gegenwärtigen Familienentwicklung aufgebaut werden. Aus dieser Definition durch die Relationalität folgt unmittelbar die Zuständigkeit für die soziale Karriere. Es ist primäre Aufgabe der Frauen, für Aufgaben im Bereich der Familie, wie beispielsweise Kinderbetreuung, zu sorgen. Für die Erfüllung dieser Aufgaben steht den Frauen wiederum das Beziehungsnetz der Familie und Verwandtschaft zur Verfügung. In Bezug auf die Arbeit konnte ich zwei Ideale oder Vorstellungen ausmachen. Einerseits werden Frauen durch ihre Hausarbeit definiert, eine Arbeit, die als weiblich typisiert wird. Andererseits gehört das Bild der arbeitenden und Geld verdienenden Frau genauso zum weiblichen Ideal. Einerseits erwarten die Männer von ihren Frauen, dass sie erwerbstätig sind und einen finanziellen Beitrag leisten, andererseits wird die Vernachlässigung der Familie, besonders der Kinder, nur um dadurch mehr Zeit für Erwerbsarbeit zu erhalten, als egoistisch angesehen.

Die männliche Vorstellung eines idealen Lebens ist stark mit den Wurzeln in Galicien, Symbolen wie dem Haus und der Parzelle verbunden. Viele Männer sehen darin auch ihre Familie, haben also ein nostalgisches, in die Vergangenheit gewandtes Bild von Familie, in der sie Sicherheit, Schutz und einen klar definierten Platz suchten. Das Ideal des sicheren Platzes in einer überschaubaren Gesellschaft, von der Grösse eines Dorfes, wird mit der Aneignung von Plätzen und Strassen des öffentlichen Raumes und halbprivater Räume, wie Bars, in Verbindung gebracht. Im Kontext der Familie wird den Männern die Rolle des Vaters, als der Person, die für die ökonomischen Aspekte verantwortlich ist, zugeschrieben. Seine Rolle als Familienvater wahrzunehmen heisst vor allem genug arbeiten zu finden, um für die Familie aufkommen zu können. In diesem Sinne wird nicht unbedingt Erwerbsarbeit an sich als männlich angesehen, aber das Aufkommen für die ökonomischen Bedürfnisse der Familie wird als männlich konstruiert.

Die vorgestellten Bilder von geschlechtsspezifischen Rollen könnten sicherlich noch ergänzt werden. Es geht mir auch nicht darum, eine abgeschlossene Liste zu präsentieren. Vielmehr ist es mir wichtig festzuhalten, dass erstens Geschlecht nicht auf *eine* idealisierte Vorstellung reduziert werden kann; und zweitens, dass verschiedene Bilder sich zu einem Ganzen fügen. Wie gerade das Beispiel der weiblichen Ideale gezeigt hat, sind idealisierte Vorstellungen oft widersprüchlich. Widersprüchliche Idealvorstellungen schliessen sich aber nicht gegenseitig aus, sondern sind eher als Facetten zu verstehen, die je nach Kontext, je nachdem unter welchem Licht die Frage betrachtet wird, anders leuchten. In einem gänzlich anderen Zusammenhang hat Maurice BLOCH ähnli-

che Beobachtungen gemacht. Bei einer Betrachtung der Ideale von Geschlecht, wie sie in Ritualen der Merina auf Madagaskar zelebriert werden, stösst er auf sich teilweise widersprechende Bilder von Weiblichkeit. Einmal symbolisieren Frauen mit ihrem Körper die schmutzige, biologische Reproduktion. Dann haben sie aber auch als soziale Personen an der Verwandtschaft teil, da letztere über die Abstammungsgruppe definiert wird und damit asexuell wird. Der Widerspruch von gleichzeitiger Sexualität und Asexualität wird von diesen Frauen selbst nicht als solcher wahrgenommen.²⁰¹

7.3.3 Gelebte Geschlechterbeziehungen

Die Beziehungen zwischen den gelebten und den gedachten Geschlechterbeziehungen sind nicht immer gleicher Art, d.h. Ideal und gelebte soziale Rolle sind nicht *entweder* gegensätzlich *oder* in Übereinstimmung. Die verschiedenen Idealvorstellungen, die ich beschrieben habe, werden unterschiedlich in Rollen umgesetzt oder durch bewusstes Handeln umgangen.

1. Übereinstimmung

Das Beispiel der Kinderbetreuung zeigt, wie die idealisierte Zuständigkeit des Mannes für die ökonomischen Aspekte des familiären Lebens und die idealisierte Zuständigkeit der Frau für die sozialen Aspekte in den gelebten Rollen ihren Niederschlag finden. Die Aufgabenteilung ist dadurch, dass sie sich vor dem Hintergrund eines normativen Ideals abspielt, klar geregelt. Ich habe keine Familie getroffen, die ihre Aufgabenteilung in Bezug auf die Kinderbetreuung anders geregelt hätte als dem Ideal entsprechend. Dagegen berichtete Rosario, dass sie ihrem Mann erst nachmigriert sei, als die Kinder gross genug gewesen seien, um für sich selbst zu sorgen. Der Gedanke, gemeinsam für das Wohl der Kinder Geld in der Schweiz verdienen zu können, schien verlockend. Doch die Frau entschied sich erst nach einigen Jahren für die Migration, aus Rücksicht auf die Kinder. Sie hatte, solange es nötig war, ihre Zuständigkeit wahrgenommen und, wie sie mir versicherte, telefoniert sie auch heute noch, da die Kinder volljährig sind, praktisch jeden Tag nach Galicien.

2. Unbewusste Differenz

Wenn die gelebten und die gedachten Bilder von Geschlecht nicht übereinstimmen, kann dies zu Unsicherheit und zu Konflikten führen. Die Veränderung kann aber auch als Chance wahrgenommen werden, um in neue Lebensbereiche vorzustossen. Meist laufen diese Überschreitungen von gedachten Grenzen jedoch unbewusst ab. Die Veränderungen werden nicht direkt als Überschreitungen von geschlechtsspezifischen Grenzen wahrgenommen, sondern eher als Veränderungen der Aufgaben, die man über-

201 BLOCH 1987.

nimmt oder als vermehrte Unabhängigkeit. Im Moment 3 habe ich von der Hausarbeit gewisser Männer gesprochen und wie ihnen ihre „richtige“ Arbeit, die Erwerbsarbeit fehlt. Es ist aber nicht so, dass die Männer direkt gesagt hätten, sie verrichteten eine Arbeit, die nicht männlich sei. Eher sprachen Männer, die berufstätig waren, davon, dass Frauen für die Hausarbeit besser geeignet seien für solche Aufgaben. So scheint es, dass der Konflikt zwischen Ideal und Aufgabentausch grösser ist, als diese Männer zugeben wollen, oder ihnen vielleicht auch selbst bewusst ist. Sie sprachen davon, dass es ihnen zu Hause langweilig gewesen sei, und dass sie deshalb irgendwann etwas im Haushalt gemacht hätten. Der Konflikt entspringt auch weniger aus der Tatsache, dass die Männer einer an sich weiblichen Tätigkeit nachgehen, sondern er liegt eher darin, dass die Männer der männlichen Aufgabe, d.h. dem Unterhalt der Familie, nicht mehr nachkommen.

3. *Differenz als Chance*

Anders dagegen sieht die Grenzüberschreitung der Frauen aus, die nicht nur zur Unterstützung der Familie arbeiten, sondern durch ihren regelmässigen Lohn eine bis dahin ungekannte Unabhängigkeit geniessen. Sie sind im Vergleich zu den Männern nicht Angestellte, sondern meist freiberuflich als Putzfrauen tätig. Die Beziehungen, die sie sich dabei mit den Kunden und Kundinnen aufbauen, sind ein Zeichen der Unterstützung. Die meisten Frauen werden sehr geschätzt, und sie wiederum empfinden grösste Dankbarkeit für ihre ArbeitgeberInnen. Nicht selten entstehen daraus sogar freundschaftliche Beziehungen. Eine gewisse Hierarchie bleibt immer bestehen, da ein Gefälle von der zahlenden Person zu der lohnerhaltenden Person kaum zu vermeiden ist. Aber alle Frauen haben immer wieder betont, dass sie hier in der Schweiz mit so viel Respekt behandelt worden seien, wie sie es in Spanien mit einem entsprechenden Beruf nie hätten erwarten dürfen. Insofern ist für die Frauen die Erwerbsarbeit mehr als nur eine Bestätigung der eigenen Leistung durch die Abgeltung mit Geld. Neben dem Lohn, der sicher auch als Wertschätzung der eigenen Arbeit und der eigenen Person angesehen wird, sind die Beziehungen, und der Respekt, den diese Beziehungen ausdrücken, weit- aus wichtiger. Die Frauen fühlen sich nicht als „Migrantinnen“ im Sinn, dass sie ausgebeutet, schlecht bezahlt und als minderwertig angesehen werden. Sie fühlen sich als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft.

Die Verschiebungen zwischen den gelebten und den gedachten Beziehungen bieten den Frauen eine Chance zur Unabhängigkeit. Das Gefühl, einen Platz in der Zürcher Gesellschaft zu haben und nicht nur in der galicischen Gemeinschaft in Zürich, und von dieser Gesellschaft als volle Person angenommen zu werden, gibt den Frauen Sicherheit und Selbstvertrauen. Sie fühlen sich in Galicien mehr als Migrantinnen als in der Schweiz, denn sie haben sich hier eine neue Lebensart geschaffen, die sie als Chance und nicht als Kontrast zu Idealvorstellungen wahrnehmen.

4. Differenz als Verunsicherung

Im Gegenzug begegnen die Männer der Situation in der Schweiz mit einem Rückzug in nostalgische Ideale von Dorfleben, von Abenden mit Freunden in den heimatlichen Kneipen und einer Sehnsucht nach der verlorenen Heimat. Sie sehen für sich keinen Platz in einer Schweizer Gesellschaft. Ihr Platz in der galicischen Gemeinschaft in Zürich ist gekennzeichnet durch die immer wiederkehrenden Gespräche über Galicien und über die Rückkehr. Im Gegensatz zu den Frauen, die eine neue Existenz im sozialen Sinn aufgebaut haben, fühlen sich die Männer ohne Referenzpunkte, ohne einen Anker, an einem Ort, den sie nur aufgesucht haben, um Geld zu verdienen. Und jeder Versuch, in der Schweiz ein Pendant zu den galicischen Institutionen zu schaffen, schlägt fehl, denn „das ist nicht das Gleiche“. Ein Kulturzentrum in Zürich kann nie Ersatz sein für die idealisierte Kneipe und das idealisierte Zusammenleben im heimatlichen Dorf. Der Verlust wird mit einem Rückzug in Idealvorstellungen von Männlichkeit und von männlichem Leben gekontert.

7.3.4 Das Argument der mehrfachen Vergesellschaftung

In der Literatur zu Geschlecht und Migration wird die Lage der Frauen oft mit dem Argument der mehrfachen Vergesellschaftung (*multiple subordination*) beschrieben.²⁰² Die Migrantinnen werden dann als mehrfach benachteiligt verstanden, weil sie in verschiedenen Kategorien sozialer Differenz eine untergeordnete Position einnehmen. Als Frau, als Angehörige einer sozial tieferen Schicht und als Ausländerin, sieht sich eine Migrantin gemäss diesem Argument mit einer Situation bedrückender Benachteiligung konfrontiert. Eine Forscherin, die dieser Sichtweise entgegentritt, ist Parminder BHACHU.²⁰³ Sie argumentiert, dass diese Kategorien nur aus einer ethnozentristischen Perspektive als reine Benachteiligung betrachtet werden können. Wenn die Frauen sich bewusst für Kategorien, wie ihre ethnische Zugehörigkeit, entscheiden und darin ihre Identität finden, können sie eine starke Position in der Gesellschaft einnehmen.

Die Kontextualität von Werten, wie ich sie am Beispiel des Erwerbs durch Putzen beschrieben habe, zeigt, wie flexibel mit Werten umgegangen wird. Die gleiche Person kann in unterschiedlichen Kontexten eine Tätigkeit als eher für eine Frau geeignet und ein andermal als geschlechtsneutral oder männlich bezeichnen. Es ist also nicht nur eine Frage des kulturellen Hintergrundes, also des ethnischen Blickwinkels, sondern auch eine Frage des Kontexts der Situation.

Das Argument von Parminder BHACHU geht aber weiter. Sie macht nicht nur die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten eines Werts wie Geschlecht oder ethnische

202 Vgl. Kapitel 2.3.3.

203 BHACHU 1993.

Zugehörigkeit vom Kontext oder der (ethnozentristischen) Perspektive abhängig. Sie argumentiert vielmehr, dass Werte, die von aussen oft als benachteiligend gesehen werden, denen, die sie wählen, Sicherheit und ein Gefühl der Zugehörigkeit geben. Ähnlich verhält es sich mit den galicischen Frauen. Die typisch weibliche Arbeit, die sie als Putzfrauen verrichten, steht für viele Feministinnen geradezu stereotyp für Unterwerfung und Benachteiligung von Frauen. Die Arbeit ist als Schwarzarbeit rechtlich nicht geschützt, weder in Bezug auf Unfallversicherung, Arbeitsverlust, noch bestehen Lohnverhandlungen. Die Arbeit an sich wird als weiblich vergeschlechtlicht, da sie eine Auslagerung der Hausarbeit in die Marktwirtschaft darstellt; so scheint es von aussen gesehen. Keine der Frauen würde die Arbeit an sich als interessant betrachten, aber sie nehmen die Arbeit doch als eine Chance wahr. Indem sie die Arbeit akzeptieren, ohne sich dabei benachteiligt zu fühlen, können sie auch die Unabhängigkeit nutzen, die ihnen der eigene Lohn bietet.

Gleichzeitig bleibt die bezahlte Arbeit für die Frauen dadurch, dass sie ihre soziale Rolle im Kontext der Familie sehen, immer zweite Priorität. Wenn es für das Familienbudget nicht mehr nötig ist, dass auch die Frau erwerbstätig ist, dann lassen die meisten Frauen gerne ihre Arbeit fallen oder reduzieren sie auf ein kleineres Pensum.

7.3.5 Migration: Chance zur Veränderung?

Zu Beginn der Arbeit (vgl. Kapitel 2.4), habe ich einige mögliche migrationsbedingte Auswirkungen und Veränderungen, wie sie in der Literatur zitiert werden, zusammengefasst. Die wichtigsten Aspekte sind:

Erstens die Trennung von Familie und FreundInnen: wie ich dargelegt habe, ist die Lösung aus einem sozialen Netz ein zentraler Aspekt, mit dem Geschlechterbeziehungen verändert werden können. Die Beziehungen sind sozial konstruiert und hängen nicht primär von Kategorien wie der Arbeitsteilung ab. Diese wird vielmehr auf Grund sozialer Normen vergeschlechtlicht.²⁰⁴ Dieser Trennung von oder Lösung aus einem Beziehungsnetz begegnen die MigrantInnen mit unterschiedlichen Strategien. Die galicischen MigrantInnen unterscheiden sich besonders in Bezug auf die Kategorie Geschlecht darin, wie sie die Situation in einem neuen sozialen Umfeld meistern. Während die Frauen sich einen relationalen Platz im sozialen Gefüge der galicischen Gemeinschaft in Zürich und in der Zürcher Gesellschaft schaffen, empfinden die Männer die Loslösung von ihrem galicischen Umfeld als Verunsicherung und ziehen sich in Traum- und Wunschvorstellungen einer idealen Heimat zurück.

²⁰⁴ Siehe HEINTZ et al. 1997:62. Zusammenhang zwischen Geschlecht und beruflicher Segregation ist nicht ursächlich. Berufe werden willkürlich als weiblich oder männlich bezeichnet und mit entsprechenden weiblichen oder männlichen Attributen und Verhaltensweisen assoziiert.

Zweitens können die MigrantInnen und ihre in Galicien lebenden Familien von einem erhöhten ökonomischen Status profitieren. Diesen Aspekt habe ich mit dem Begriff der ökonomischen Karriere umschrieben. Für die galicischen MigrantInnen ist die ökonomische Frage das Hauptmotiv zur Migration. Der ökonomische Status, den sie durch die Migration erlangen, bietet ihnen neue Möglichkeiten. Diese werden auch entsprechend wahrgenommen. Erst durch die Migration sind sie fähig, ein Haus zu bauen, ihren Kindern eine gute Ausbildung in Spanien zu gewähren und fürs Alter vorzusorgen. Denn wenn sie einmal zurück in Galicien sind, ist die Aussicht auf einen Erwerb gering. Der erhöhte ökonomische Status an sich hat, so weit ich das nach meinen Untersuchungen beurteilen kann, keine direkten Auswirkungen auf die Geschlechterbeziehungen gezeigt.

Als dritter Punkt steht der Kontakt mit anderen Personen und Lebensstilen. Auch wenn die GalicierInnen in Zürich sich kaum um Integration bemühen, so sind sie doch tagtäglich mit Umgangsformen, Pünktlichkeit und Organisation konfrontiert, wie sie in Galicien in dieser Weise fremd sind. Es ist diesbezüglich interessant, dass viele Schweizer die Beschreibung, die die MigrantInnen von typischen Schweizer Werten geben und diese oft dann auch so leben, als Karikatur empfinden würden. So beispielsweise, wenn ein Migrant zurück in Galicien um fünf Uhr früh aufsteht, weil er sich das von der Schweiz her gewohnt ist. Stereotype wie Pünktlichkeit und Ordnung werden auch heute oft mit der Schweiz verbunden. Wer solche Stereotype annimmt, differenziert sich von denen, die nicht migriert sind und deutet den sozialen Aufstieg an. So wird auch verständlich, dass viele mit Stolz erzählen, dass sie in Galicien wegen ihrer neuen Gewohnheiten auffallen.

Die Trennung von Familie und Freunden weist vor allem darauf hin, dass nicht nur Beziehungen durch räumliche Distanz erschwert werden, sondern dass neue Beziehungen geknüpft werden müssen. Dies ist keine einfache Aufgabe, denn es gilt, andere soziale Normen soweit zu kennen, dass der Umgang mit anderen Bevölkerungsgruppen, sei es bei der Arbeit, beim Einkaufen oder in der Schule, möglich wird. Es gilt nicht nur sprachliche Barrieren zu überwinden, sondern auch eine Verständigung auf der Ebene von Umgangsformen und sozialen Normen zu lernen. Auch wenn diese Normen nicht ganz angenommen werden oder beispielsweise bewusst auf den Umgang mit SchweizerInnen beschränkt werden, so dürfen sich die MigrantInnen dabei jedoch nicht selbst verleugnen. Einen Platz in der neuen Gesellschaft finden heisst somit auch diesen Platz als den eigenen zu akzeptieren und ihn als gerechtfertigt und adäquat zu empfinden.

Für die Frauen ist es von Bedeutung, dass sie durch ihre Erwerbsarbeit Zugang zur Gesellschaft finden. Die Bedeutung der Arbeit liegt aber nicht in der Arbeit an sich, also dass Erwerbsarbeit den Status einer Person per se hebe, sondern in der räumlichen und sozialen Komponente. Räumlich gesehen, verlassen die Frauen den Haushalt und schaffen sich dadurch Zugang zu öffentlichen Räumen. Die Beziehungen, die durch die Ar-

beitsverhältnisse geknüpft werden, tragen zur Ausweitung ihrer sozialen Netze bei. Viele bestätigten mir immer wieder, dass sie die Kontakte mit ihren Arbeitskollegen und -kolleginnen sehr schätzten und dass sie neben der Arbeit, ausser den galicischen Verwandten, kaum Freunde oder Bekannte hätten. Im Kontakt nicht nur mit den ArbeitskollegInnen, sondern auch mit den ArbeitgeberInnen wird den Frauen eine Achtung entgegengebracht, die sie in Spanien nicht erwarten können.

Mittlerweile hat die zweite Generation in der Schweiz an Bedeutung gewonnen. Ich habe aber kaum MigrantInnen aus der zweiten Generation angetroffen, weil sie zu einem Teil mit den Eltern zurückgekehrt sind und weil der Teil, der hier geblieben ist, sich kaum mehr in den Kreisen bewegt, in denen ich meine Untersuchung durchgeführt habe. Die Eltern der ersten Generation erleben mit ihren Kindern einen Kontrast an Werten und Normen, wie sie ihn wohl befürchtet haben. Viele Frauen bemühen sich sehr um ihre Familie, um deren Zusammenhalt, da sie ihre Kinder in einem anderen Umfeld aufwachsen sehen. Kinder, die hier aufwachsen, verlassen das Elternhaus früher, als sie dies in Galicien täten und leben den Familiensinn nicht, wie es die Eltern erwarten. Die Bemühungen der Frauen um den Zusammenhalt der Familie liegen aber nicht nur darin begründet, dass die Familie an sich einen Wert darstellt. Vielmehr definieren sich die Frauen auch über ihre Position im sozialen Netz der Familie und der Verwandtschaft und sind daher in ihrem eigenen Interesse um eine funktionierende Familie bemüht.

8 Zusammenfassende Schlussfolgerungen

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der Thematik des Aushandelns von Geschlechterbeziehungen im spezifischen Kontext der Migration. Sie bewegt sich damit auf der Schnittfläche von Migrations- und Geschlechterforschung. Die theoretische Auseinandersetzung betrachtet die einzelnen Forschungsrichtungen getrennt, um anschliessend den Versuch einer Synthese zu wagen. Die Vielfalt der Theorien, die im Bereich der Migrationsforschung existieren, ist für die Problematik der Geschlechterbeziehungen nicht weiter von Belang. Es wird daher Gewicht gelegt auf die Auswirkungen, die die Migration auf die Migrierenden ausübt (Kapitel 2). Zu diesen Auswirkungen zählen erstens die Trennung vom Familien- und Freundeskreis; zweitens ein erhöhter ökonomischer Status für die MigrantInnen selbst und für ihre Verwandten in der Heimatregion; drittens der Kontakt mit neuen Lebensstilen.

Geschlecht stellt eine Kategorie sozialer Differenz dar. Die theoretischen Ausführungen (Kapitel 3) zeigen drei Ebenen, welche im Begriff enthalten sind: der Variablencharakter der Kategorie, die Dimension von Geschlecht als Identität und Geschlecht als soziale Konstruktion. Auf diesen drei Ebenen wird ein Verständnis von Geschlecht entwickelt. Die Kategorie wird als ein Kontinuum zwischen den beiden Polen Männlichkeit und Weiblichkeit verstanden. Sie ist in Abhängigkeit des Kontexts zu interpretieren, und es kann nicht isoliert von Geschlecht gesprochen werden. Geschlecht ist als Beziehung definiert und wird in der täglichen Interaktion ausgehandelt. Bei den Bedeutungen und Wertungen, die der Kategorie scheinbar inhärent anhaften, handelt es sich somit um Konstruktionen.

Von der theoretischen Annahme ausgehend, dass Geschlechterbeziehungen von Männern und Frauen in der täglichen Interaktion ausgehandelt werden, führte ich Befragungen mit beiden Geschlechtern durch. Damit sollten beide Perspektiven, die weibliche wie auch die männliche, gleichermassen berücksichtigt werden. Dabei stellte sich als Hindernis heraus, dass Galicier und Galicierinnen mir, als Frau, nicht gleich begegneten. Auch wenn ich bemüht war, keine weibliche Perspektive einzunehmen, so wurde ich doch von den befragten Personen „als Frau erkannt“, und entsprechend verhielten sie sich mir gegenüber: den Männern fiel es beispielsweise schwerer, sich mir gegenüber offen zu zeigen, während sich mit einigen Frauen eine beinahe freundschaftliche Beziehung entwickelte. Gerade wenn es um die Erforschung der Geschlechterbeziehungen geht, darf die Tatsache nicht ausser Acht gelassen werden, dass „Forschende und

Beforschte ein Geschlecht haben“²⁰⁵ und sich entsprechend verhalten. Diese Problematik schlägt sich vor allem darin nieder, dass mir für die Analyse der männlichen Sicht weniger Daten und in weniger ausführlicher Form vorlagen. Die wesentlichen Aspekte waren aus dem Datenmaterial jedoch ersichtlich.

Um die Frage nach migrationsbedingten Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen zu beantworten, suchte ich zunächst den Zugang zur galicischen Gemeinschaft in Zürich. Daraus entstand ein Bild, das einerseits den Hintergrund der Migration, sprich die Herkunftsgesellschaft in Galicien berücksichtigt (Kapitel 5). Andererseits entstand eine Darstellung der Lebenssituation der MigrantInnen in Zürich (Kapitel 6). Diese Ausführungen analysierte ich in Bezug auf die Geschlechterbeziehungen, auf Veränderungen derselben im Zuge der Migration und auf die Bewertung der Veränderungen seitens der MigrantInnen.

Was ist die Motivation für die Migration?

Zu den Push-Faktoren (Kapitel 6.2) der galicischen Migration gehört die schlechte ökonomische Situation in Galicien in den 1960er bis 1980er Jahren. Ohne näher auf den spanischen Kontext und die ökonomische Entwicklung, die Spanien seit der Ära Franco gemacht hat, einzugehen, kann man sagen, dass der Arbeitsmarkt und die Ausbildungsmöglichkeiten heute in Galicien besser sind. Das Lohngefälle, das zu Beginn der galicischen Migration in die Schweiz fast schon dramatisch war, hat sich, wenn nicht aus-, so doch angeglichen. Der Jugend steht heute in Galicien die Möglichkeit offen, eine Universität zu besuchen, und es existieren reelle Chancen auf dem Arbeitsmarkt.

Neben den strukturellen Faktoren sind auch persönliche Aspekte von Bedeutung. Die meisten GalicierInnen migrieren zu einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebenszyklus. Der Grossteil unternimmt die Migration vor einer Heirat als Alleinstehende oder nach der Heirat, wenn sie im Begriff sind, eine Familie aufzubauen. Vom Blickwinkel des Lebenszyklus her gesehen, wird die Migration zu einem *rite de passage*, den man in jungen Jahren vollzieht.

Als Pull-Faktor gelten die ökonomische Situation in der Schweiz und die Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt. Nachdem die galicische Migration bereits eine 40-jährige Geschichte besitzt, wird die bestehende galicische Gemeinschaft in Zürich zu einem weiteren Pull-Faktor.

Mit der Migration werden einerseits konkrete Ziele verbunden, wie der Bau des Familienhauses, die Sanierung des Familiengrabes oder der Kauf eines neuen Autos. Andererseits war die Migration über lange Zeit einziges Mittel zum sozialen Aufstieg. Die MigrantInnen kamen mit der Vision des schnellen Geldes: „das Geld über Nacht von

205 BRÜCKNER 1998.

der Leine pflücken“. Der ökonomische Aufschwung war immer mit dem Gedanken der Rückkehr verbunden. Die ersten MigrantInnen sparten all ihren Lohn für die Familie und lebten in der Schweiz in ärmlichsten Verhältnissen. Seitdem viele mit den Kindern in der Schweiz wohnen, hat sich dies geändert.

Wie ist die Lebenssituation der MigrantInnen in Zürich?

Seit den 1960er Jahren zeichnet sich eine Tendenz ab in den Berufen, die von GalicierInnen ausgeübt werden (Kapitel 6.5). Anfangs nahmen viele eine Stelle in der Landwirtschaft, im Baugewerbe, in einer Fabrik oder in der Hotellerie an. Körperliche Arbeit mit wenig Eigenverantwortung zeichneten die meisten Stellen aus. Heute finden die Frauen zumeist im Gastgewerbe, in der Verwaltung oder in Privathaushalten eine Arbeit als Putzfrau, Küchenhilfe oder Wäscherin und Näherin. Die Männer sind oft im Bausektor tätig, in diversen anderen ungelerten Berufen und Berufen mit wenig Ausbildung. Die Position der GalicierInnen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt hat sich einerseits dadurch verändert, dass andere MigrantInnen mit tieferen Lohnforderungen zur Konkurrenz wurden; andererseits haben viele GalicierInnen auch den Aufenthalt in der Schweiz genutzt, ihr berufliche Situation zu verbessern. Von zwanzig befragten Personen bildeten sich vier beruflich weiter.

Ein Kennzeichen und eine Problematik vieler galicischer Familien stellt die Zerrissenheit der Kernfamilie dar (Kapitel 6.3). Durch die Migration leben viele Familien räumlich getrennt – entlang der Generationen oder Geschlechter. Die Reintegration der Familie bei der Familienzusammenführung in der Schweiz oder nach einer Remigration nach Galicien bedeutet eine problematische Situation.

Die galicische Gemeinschaft in Zürich stellt ein Netzwerk an sozialen Beziehungen dar. Diese sind in mancherlei Hinsicht von Bedeutung. Erstens informieren sich Auswanderungswillige in Galicien über Möglichkeiten und Hindernisse bei ihren Verwandten und Bekannten. Zweitens bieten die Netzwerke auch konkrete Hilfe bei der Vorbereitung zur Migration: bereits in Zürich wohnhafte GalicierInnen beschaffen Arbeitsverträge und Aufenthaltsbewilligungen für ihre Verwandten in Galicien. Drittens unterstützen sich die Mitglieder der Gemeinschaft auch in Aspekten wie Wohnungssuche, Arbeitssuche und Kinderbetreuung. Ausser einer Person, die ich befragte, hatten alle ihre Stelle durch einen Bekannten oder eine Verwandte vermittelt erhalten.

Die Netzwerke bieten nicht nur Sicherheit und Hilfe. Sie stellen vielmehr einen Ersatz dar für das soziale Umfeld, das die MigrantInnen verlassen haben. Die meisten Frauen schaffen sich dadurch einen Platz in der Zürcher Gesellschaft, indem sie über Arbeitsbeziehungen und familiäre, sowie galicische Netzwerke in ein Beziehungsnetz eingebunden werden.

Mit der Überzeugung, sie seien nur hier um zu arbeiten, bemühen sich die wenigsten um Integration, sondern bewegen sich vor allem in galicischen Kreisen (Kapitel 6.6). Das Angebot an Kulturclubs, Tanzgruppen und anderen galicischen Vereinigungen unterstützt sie dabei. Es werden dort galicische Speisen angeboten, zu galicischer Musik getanzt und Feste gefeiert. Das Publikum setzt sich praktisch ausnahmslos aus Galicie-Innen zusammen. Die Zentren dienen somit der Bewahrung der eigenen Kultur. Der geringe Wunsch nach Integration zeigt sich auch darin, dass die meisten der deutschen Sprache nicht oder kaum mächtig sind.

Der fehlende Wille zur Integration hängt stark mit dem temporären Charakter, den die GalicierInnen der Migration zuschreiben, zusammen (Kapitel 6.8). Die Migration wird als Möglichkeit gesehen, das Einkommen zu verbessern, nicht aber als permanenten Wohnsitzwechsel. Jeder und jede, die neu ankommt, sagt, sie bleibe nur ein Jahr, doch werden es dann oft vierzig Jahre. Einige setzen sich ein klares Ziel und verlassen die Schweiz dann wieder. Die meisten bleiben aber bis zur Pensionierung. Die MigrantInnen investieren ihr Einkommen in Galicien; erst wer sich ein Haus in Zürich kauft, hat endgültig entschieden, nicht zurückzukehren. Die Zeit in der Fremde richtet sich von Anfang an auf den Zeitpunkt der Rückkehr, auch wenn diese erst vierzig Jahre später erfolgt.

Interessant ist, wie Frauen und Männer unterschiedlich mit der Problematik der Rückkehr umgehen. Über diese ganze Zeit halten besonders die Männer den Gedanken aufrecht und klammern sich daran wie an einen Strohalm, dass der Aufenthalt in der Schweiz nur vorübergehend sei. Die meisten Frauen hingegen sehen ihren Aufenthalt als Chance und nehmen das Entwicklungspotential wahr, so dass für sie eine Rückkehr mit einem Rückschritt in ihrer persönlichen Entwicklung gleichkommt. Es war mir im Rahmen dieser Studie nicht möglich, zurückgekehrte MigrantInnen eingehender zu befragen. Von zwei persönlichen Bekannten weiss ich jedoch, dass ihre Männer sich zurück in Galicien wieder zu Hause fühlen, während die Frauen sich nicht akzeptiert und in ihrem Handlungsspielraum eingeschränkt finden.

Welche Möglichkeiten bietet der Kontext der Migration, andere soziale Rollen zu experimentieren?

In Bezug auf die Geschlechterbeziehungen (Kapitel 7) sind zwei Aspekte, die durch die Migration bedingt sind, zentral. Erstens kommt es zu einer Loslösung aus einem sozialen Beziehungsnetz von Familie, Verwandtschaft und Freunden. In der neuen Gesellschaft muss daher ein neues Beziehungsnetz aufgebaut werden, und es muss darüber hinaus ein relationaler Platz in der Gesellschaft gefunden werden. Zweitens wird die Arbeitsordnung stark verändert. Für die galicischen MigrantInnen heisst dies, dass beide Partner einer Erwerbsarbeit nachgehen. Zwar arbeiteten die meisten Frauen in Galicien

auch, doch handelt es sich bei der Arbeit auf dem Hof der Familie nicht um Erwerbsarbeit. Hier in der Schweiz wird ihre Arbeit durch den Lohn sichtbar gemacht. Dadurch, dass sich der Arbeitsplatz nicht mehr zu Hause befindet, entstehen Probleme bei der Kinderbetreuung. Das Erwerbsleben greift stark in die innerfamiliäre Organisation ein und gibt auch zu Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen Anlass.

Frauen und Männer begegnen diesen Herausforderungen mit unterschiedlichen Strategien. Die Frauen können in der Schweiz ihre Rolle als Mutter und als Hüterin des Familiensinns wahrnehmen. Diese Rolle kann zu Konflikten mit der zweiten Generation führen, wenn die Kinder andere Vorstellungen von Pflichten und Normen in Bezug auf die Familie entwickelt haben. Der Zugang der Frauen zum Erwerbsleben ist in dreierlei Hinsicht bedeutsam: erstens kommen sie dadurch in den Genuss einer finanziellen Unabhängigkeit. Zweitens wird ihre Arbeit als Erwerbsarbeit sichtbar, denn sie ist am Einkommen messbar. Der Verdienst der Frau schlägt sich auch konkret im Familienbudget nieder, wenn mehr Investitionen getätigt werden können, wogegen die Hausarbeit selten als materielle Unterstützung wahrgenommen wird. Drittens stärkt die Erwerbsarbeit die Position der Frauen innerhalb der Familie.

Gemäss der Vergesellschaftung als Frau in der galicischen Kultur knüpfen die Frauen soziale Netzwerke im Kontext von Familie und Verwandtschaft, sowie bei der (Haus-)arbeit. In gleicher Weise schaffen sie sich in der Schweiz ein neues Beziehungsnetz. Die Fähigkeiten der Frauen in diesem Bereich ermöglichen es ihnen, Kontakte auf verschiedenen sozialen Ebenen zu knüpfen. Sie finden Unterstützung und Anerkennung im Kreis der galicischen Gemeinschaft, unter MigrantInnen anderer Regionen und Nationen und unter SchweizerInnen. Zu den ersteren entsteht der Zugang durch Verwandte und Freunde oder über gemeinsame Aktivitäten in Kulturklubs und Institutionen wie der spanischen Kirche. Durch ihre Arbeit ergeben sich Kontakte nicht nur zu MitarbeiterInnen, zumeist auch MigrantInnen, sondern auch zu den (Schweizer) ArbeitgeberInnen. Diese breite Abstützung verlieren die Galicierinnen bei einer Remigration.

Für die meisten Männer stellen diese Herausforderungen mehr eine Bedrohung denn eine Chance dar. Einerseits ist die Situation in der Schweiz dergestalt, dass die Galicier nur einen Teil der Aspekte verwirklichen können, die sie in Bezug auf eine männliche Identität als zentral erachten. Neben der Rolle als Familienvater, der für den Unterhalt der Familie sorgt, sind dies die Orte, wo sich in Galicien Männer treffen und Männlichkeit zelebrieren: die Strasse, die Plätze und die Bars. In der Schweiz entbehren sie dieser öffentlichen Orte, was ihnen erschwert, breit abgestützte Netzwerke zu bilden. Dem Konflikt zwischen dem eigenen Bild von Männlichkeit und der gelebten Rolle halten viele eine nostalgische Vorstellung von Heimat entgegen. Heimat wird dann zum Symbol für den Ort, an dem ein fester Platz in der Gesellschaft besteht, an dem die Wurzeln der Familie haften und wo alles „besser, einfacher und angenehmer“ ist.

Andererseits können sie ihrer Rolle als Familiernährer entsprechen und gehören in ihrer Heimat zur ökonomisch erfolgreichen Gruppe der Migranten. Durch die Migration wird soziale Mobilität ermöglicht. Sie können in ihrer sozialen und ihrer ökonomischen Karriere,²⁰⁶ sprich der Familiengründung und den materiellen Grundlagen zur selben, wichtige Erfolge verzeichnen. Oft wird der materielle Erfolg aber mit der räumlichen Trennung der Familie erkaufte.

Wie hat sich die geschlechtsspezifische Identität verändert?

Im Laufe der Untersuchung stellte es sich als schwierig heraus, den Wandel geschlechtsspezifischer Idealvorstellungen nachzuvollziehen. Es fiel den GalicierInnen leichter, über Veränderungen in ihren Tätigkeiten und täglichen Aufgaben zu sprechen, als über abstrakte Vorstellungen. Durch ihre Ausführungen wurden die gegenwärtigen Vorstellungen transparent. Aus den Interviews konnten Folgerungen für die Kategorie Geschlecht und ihre Verwendung in der Wissenschaft gezogen werden (Kapitel 7):

Erstens ist die konsequente Unterscheidung von Ideal und Praxis, von gedachten und gelebten Geschlechterbeziehungen, von Bedeutung. Die gedachten Geschlechterbeziehungen stehen für Ideale von Männlichkeit und Weiblichkeit, für die Vorstellungen, wie eine Frau und wie ein Mann sich idealerweise zu verhalten haben. Sie werden in Normvorstellungen, welche Aufgabe und welche Rolle weiblich oder männlich seien, transparent. Die Praxis der gelebten Geschlechterbeziehungen steht zwischen den Normvorstellungen und den strukturellen Rahmenbedingungen, die durch den weiteren gesellschaftlichen sowie ökonomischen und politischen Kontext gegeben sind.

Zweitens besteht meist eine Differenz zwischen Ideal und Praxis. Die Geschlechterbeziehungen, die gelebt werden, können selten den Idealen gerecht werden. Oft widersprechen sich Ideale und gelebte Rollen, doch muss dies nicht zwingend zu einem Konflikt führen. Die Differenz kann unter Umständen gar nicht wahrgenommen werden. Wird sie wahrgenommen, so kann die Überschreitung der Grenzen, die von den Idealen gegeben sind, als Chance und Bereicherung gesehen werden.

Drittens wird Geschlecht als eine diskrete Kategorie wahrgenommen; in alltäglichen Handlungen wird die Grenze jedoch aufgeweicht und es entsteht ein Kontinuum. Nicht jede Tätigkeit ist vergeschlechtlicht, doch tragen die meisten Handlungen eine andere Bedeutung, je nachdem ob sie von einem Mann oder von einer Frau ausgeführt werden. Ich habe als Beispiel beschrieben, wie legitimiert wird, dass Männer zwar tagsüber nie als Erwerbsarbeit das Putzen wählen. Abends gehen Paare aber gemeinsam Büros putzen. Diese Arbeit wird als Nebenarbeit, als eine Arbeit, die in den Randstunden verrichtet wird, gesehen, und wird deshalb anders beurteilt als die Haupterwerbsarbeit.

²⁰⁶ Zur Definition der Begriffe der sozialen und der ökonomischen Karriere vergleiche Kapitel 5.3.2.

Werte, welches typische weibliche Arbeiten sind, müssen im Kontext der spezifischen Situation gesehen werden. Auch die Kategorie Geschlecht kann demzufolge nicht als eine diskrete, dichotome Grösse angesehen werden, sondern wird vom Kontext abhängig. Die Grenzen beginnen zu verwischen, was weibliches und was männliches Verhalten sei.

Viertens lässt sich eine Person nicht auf *ein* Ideal von Geschlechtlichkeit und auf *eine* Realisierung der gedachten Werte festlegen. Es ist im Gegenteil geradezu bezeichnend für eine Person, wie sie verschiedene Ideale und Realisierungen miteinander kombiniert. Eine Frau, die als Putzfrau arbeitet, geht einer weiblichen Tätigkeit nach. Erwerbsarbeit an sich ist aber als männliche Aufgabe definiert. In Notsituationen, wenn der Lohn des Mannes nicht ausreicht, übernimmt die Frau die Verantwortung für den Unterhalt der Familie. Gleichzeitig wird sie ihre Rolle als Mutter und ihre Position als affektives Zentrum der Familie nicht aufgeben. Dieses Zusammenspiel von als männlich und als weiblich definierten Tätigkeiten wird nicht als widersprüchlich wahrgenommen. Viel eher überqueren Frauen wie Männer täglich die Grenzen zwischen als männlich oder als weiblich definierten Bereichen, ohne sich dessen immer bewusst zu sein.

Fünftens möchte ich das Modell der Geschlechterbeziehungen in der Migration (Kapitel 3.4) noch einmal aufgreifen. Es veranschaulicht das Spannungsfeld, in dem Geschlechterbeziehungen in einer migrationsspezifischen Situation ausgehandelt werden. Die MigrantInnen stehen zwischen der Herkunftsgesellschaft und der Gastgesellschaft. Von der ersteren bringen sie Werte und Normen mit und verändern diese durch den Kontakt mit der Gastgesellschaft. Durch den fortwährenden Kontakt mit der Herkunftsgesellschaft entsteht ein Wechselspiel von Beeinflussung zwischen den Werten der Ursprungs-, der Gastgesellschaft und den Handlungen der MigrantInnen. Die Strukturen des Gastlandes stellen Rahmenbedingungen dar, in denen sich der Aushandlungsprozess abspielt. Die strukturellen Bedingungen der Produktions- und Machtverhältnisse haben einschränken und ermöglichenden Charakter; d.h. sie können als Chance zur Veränderung und Entwicklung oder als Behinderung und Bedrohung angesehen werden. Durch die Aushandlung der Geschlechterbeziehungen üben die MigrantInnen Einfluss auf die Strukturen aus, indem sie diese verändern oder bestärken. Die Putzarbeit der Galicierinnen wird durch die Möglichkeit der Netzwerkbildung – zumindest in der galicischen Gemeinschaft – aufgewertet. Dagegen werden die Machtverhältnisse perpetuiert, dadurch dass Putzarbeit zumeist von Frauen ausgeführt wird.

Forschungsausblick

Einige Aspekte und Fragen, die sich im Laufe der Arbeit stellten, konnten nur gestreift werden oder kamen gar nicht zur Sprache. In diesen Bereichen wären weitere Arbeiten interessant, um das gewonnene Wissen weiterzuführen. Dadurch, dass beide Ehepartner

in der Migration Erwerbsarbeit verrichten, stellen sich Fragen bezüglich des Haushaltsbudgets. Es wäre zu untersuchen, wer wieviel beiträgt, wem die Verwaltung des Budgets obliegt oder ob getrennt gehaushaltet wird und beide Ehepartner ein eigenes Bankkonto führen. Lohn ist oft nicht gleich Lohn und es wäre zu fragen, wessen Lohn wofür verwendet wird. Eine unterschiedliche Verwendung des Einkommens von Frauen und Männern könnte Aufschluss erteilen über die im Haushalt herrschenden Machtverhältnisse.

Galicierinnen arbeiten zumeist illegal in der Schweiz. Es sind mir keine Fälle von Anzeigen oder Verhaftungen bekannt; doch es wäre interessant zu wissen, ob sich die Frauen (und ihre Männer) dieser Situation bewusst sind. Unter Umständen verfolgen sie gewisse Strategien, um Anzeigen zu vermeiden. Der Aspekt der Arbeit unter illegalen Umständen wäre weiter zu vertiefen.

Ich habe die Geschlechterbeziehungen in der ersten Generation untersucht. Die zweite Generation ist dabei kaum zu Wort gekommen. Zwei Punkte sind dabei zu beachten: wie die zweite Generation die Veränderungen der Geschlechterbeziehungen in der ersten Generation bewertet und wie sie diese selbst aushandelt. Es ist anzunehmen, dass die zweite Generation sich weiter an in der Schweiz herrschende Modelle annähert.

Ein weiterer Punkt betrifft die Situation nach der Rückkehr nach Galicien. Ich habe bis jetzt nur mit zwei galicischen Ehepaaren gesprochen, die in ihr Dorf zurückgekehrt sind. Es scheint, dass die Situation nach der Rückkehr von Frauen und Männern verschieden bewertet wird. Während sich die Männer sofort wieder heimisch fühlen, berichten die Frauen, dass sie Heimat und Fremde vertauscht hätten.

Literatur

- ALONSO ANTOLÍN, María Cruz. 1984. La emigración gallega asistida a la República Federal de Alemania, Francia y Suiza. Insitituto Español de Emigración.
- ARENDETT, Hannah. 1998 [1958]. Vita activa: oder vom tätigen Leben. München, Zürich.
- BÄSCHLIN, Elisabeth. 1993. Von „Ökologie“ bis „Arbeit“: Aspekte feministischer Geographie. In: Feministische Perspektiven in der Wissenschaft. Zürcher Hochschulforum 21. BLATTMANN; KREIS-SCHNICK; LIEBIG; SCHAFFROTH (eds.). Zürich. 125-138.
- BÄSCHLIN, Elisabeth & Doris WASTL-WALTER. 1991. Gedanken zur Arbeit. In: Frauenarbeit und Lebenszusammenhang: Beispiele aus städtischen und ländlichen Räumen Österreichs und der Schweiz. AMR INFO 4. 5-12.
- BERTRAMS, Annette. 1995. Vorwort. In: Dichotomie, Dominanz, Differenz: Frauen plazieren sich in Wissenschaft und Gesellschaft. BERTRAMS (ed.). Weinheim. 7-24.
- BERTRAND, Jean-René. 1992. Le Valdeorras: renaissance rurale et recompositions sociales. In: Des régions paysannes aux espaces fragiles. CERAMAC (ed.). Clermont-Ferrand. 719-729.
- BHACHU, Parminder. 1986. Work, Dowry, and Marriage Among East African Sikh Women in the United Kingdom. In: International Migration: The Female Experience. SIMON & BRETTELL (eds.). Totura, NJ. 229-240.
- BHACHU, Parminder. 1993. Identities Constructed and Reconstructed: Representations of Asian Women in Britain. In: Migrant Women: Crossing Boundaries and Changing Identities. BUIJS (ed.). Oxford. 99-117.
- BLOCH, Maurice. 1987. Descent and Sources of Contradiction in Representations of Women and Kinship. In: Gender and Kinship: Essays Toward a Unified Analysis. COLLIER & YANAGISAKO (eds.). Stanford. 324-337.
- BLUNT, Allison. 1994. Travel, Gender and Imperialism: Mary Kingsley and West Africa. New York, London.
- BOUHIER, Abel. 1998. Lordeurs du passé et mutations récentes: la situation actuelle de l'agriculture galicienne (1956-1966). Annales de Géographie 599. 33-58.
- BOWLER, Isobel. 1997. Problems with Interviewing: Experiences with Service Providers and Clients. In: Context & Method in Qualitative Research. MILLER & DINGWALL (eds.). London, New Delhi. 66-76.
- BOYD, Monica. 1986. Immigrant Women in Canada. In: International Migration: The Female Experience. SIMON & BRETTELL (eds.). Totura, NJ. 45-61.
- BRØGGER, Jan & David D. GILMORE. 1997. The Matrifocal Family in Iberia: Spain and Portugal Compared. Ethnology 36(1). 13-30.

- BROWNHILL, Sue & Susan HALFORD (1990). Understanding Women's Involvement in Local Politics: How Useful is a Formal/Informal Dichotomy? *Political Geography Quarterly* 9(4). 396-414.
- BRÜCKNER, Margrit. 1998. Wenn Forschende und Beforschte ein Geschlecht haben: Epistemologische, theoretische und methodologische Überlegungen. *NFP* 40(2). 4-29.
- BUECHLER, Hans C. & Judith-Maria BUECHLER. 1978. Social Class, Conflict and Unequal Development in Spanish Galicia. *Review of Radical Political Economics* 10. 130-135.
- BUECHLER, Hans C. & Judith-Maria BUECHLER. 1979. Los Suizos: Galician Migration to Switzerland. In: *Migration and Ethnicity*. SAFA & DUTOIT (eds.). The Hague. 17-29.
- BUECHLER, Hans C. & Judith-Maria BUECHLER. 1981. *Carmen: The Autobiography of a Spanish Galician Woman*. Cambridge, Massachusetts.
- BUECHLER, Hans C. 1987. Spanish Galician Migration to Switzerland: Demographic Processes and Family Dynamics. In: *Migrants in Europe: The Role of Family, Labor, and Politics*. BUECHLER & BUECHLER (eds.). New York, Westport, London. 221-264.
- BUECHLER, Hans C. 1991. El secreto de los Reyes Magos: flexibilidad de empleo de los emigrantes gallegos en Suiza. In: *Antropología de los Pueblos de España*. PRAT; MARTÍNEZ; CONTRERAS; MORENO (eds.). Madrid. 294-298.
- BÜHLER, Elisabeth; Heidi MEYER; Dagmar REICHERT; Andrea SCHELLER (eds.). 1993. *Ortssuche: Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*. Zürich.
- BÜHLER, Elisabeth. 1998a. Economy, State or Culture? Explanations for the Regional Variations in Gender Inequality in Swiss Employment. *European Urban and Regional Studies* 5(1). 27-39.
- BÜHLER, Elisabeth. 1998b. Regionale Differenzen der Ungleichheit. In: *unimagazin. Die Zeitschrift der Universität Zürich* 98(2). 30-34.
- BÜHLER, Elisabeth. 1998c. *Frauen und Geschlechterforschung in der Wirtschafts- und Sozialgeographie*. unveröffentlichte Vorlesungsunterlagen. Universität Zürich.
- BUIJS, Gina. 1993. Introduction. In: *Migrant Women: Crossing Boundaries and Changing Identities*. Oxford. 1-19.
- BUTLER, Judith. 1990. *Gender Trouble*. London.
- BUTLER, Judith. 1997. *Excitable Speech: A Politics of the Performative*. New York, London.
- CARSTEN, Janet & Stephen HUGH-JONES. 1995. Introduction. In: *About the House: Lévy-Strauss and beyond*. CARSTEN & HUGH-JONES (eds.). Cambridge. 1-46.
- CHANT Sylvia (ed.). 1992. *Gender and Migration in Developing Countries*. London, New York.
- CHAO, Ramon. 1999. Le pays du bout du monde. *Le Monde Diplomatique, Spécial: Galice le renouveau*, Novembre 1999. I/III.

- CONNELL, Robert. 1995. Neue Richtungen für Geschlechtertheorie, Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik. In: *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*. ARMBRUSTER; MÜLLER; STEIN-HILBERS (eds.). Opladen. 61-83.
- DAY, Lincoln H. & Ahmet İÇDUYGU. 1997. The Consequences of International Migration for the Status of Women: A Turkish Study. *International Migration* 35(3). 335-371.
- DE JONG, Willemijn. 1999. Vom Matriarchat bis zum dritten Geschlecht. *Magazin Uni Zürich* 99(3). 60-64.
- DE LAURETIS, Teresa. 1993. Upping the Anti (Sic) in Feminist Theory. In: *The Cultural Studies Reader*. DURING (ed.). London, New York. 307-319.
- DEL VALLE, Teresa. 1993. *Gendered Anthropology*. London, New York.
- DINGWALL, Robert (1997). Accounts, Interviews and Observations. In: *Context & Method in Qualitative Research*. MILLER & DINGWALL (eds.). Thousand Oaks, London, New Delhi. 51-65.
- FIBBI, Rosita. 1995. Fremde Frauen in der Schweiz. In: *Frauen in der Migration: Zur Situation von Migrantinnen in der Schweiz*. SKAF. 23-54.
- FOORD, Jo & Nicky GREGSON. 1986. Patriarchy: Towards a Reconceptualisation. *Antipode* 18(2). 186-211.
- FRERICHS, Petra. 1997. *Klasse und Geschlecht 1: Arbeit. Macht. Anerkennung. Interessen*. Opladen.
- FRIEDMAN-KASABA, Kathie. 1996. *Memories of Migration: Gender, Ethnicity, and Work in the Lives of Jewish and Italian Women in New York 1870-1924*. Albany.
- GARCÍA RAMÓN, M. Dolores; Josefina CRUZ; Isabel SALAMAÑA; Montserrat VILARINO. 1995. *Mujer y agricultura en España: género, trabajo y contexto regional*. Barcelona.
- GARCÍA RAMÓN, M. Dolores; Montserrat VILARINO; Mireia BAYLINA; Gemma CANOVES. 1993. Farm Women, Gender Relations and Household Strategies on the Coast of Galicia. *Geoforum* 24(1). 5-17.
- GILBERT, Anne-Françoise. 1993. Feministische Geographien: Ein Streifzug in die Zukunft. In: *Ortssuche: Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*. BÜHLER; MEYER; REICHERT; SCHELLER (eds.). Zürich. 79-107.
- GIRTLE, Roland. 1992. *Methoden der qualitativen Sozialforschung: Anleitung zur Feldarbeit*. Wien, Köln, Weimar.
- GONZÁLEZ REBOREDO, Xosé M. 1990. Especialidade matrimonial e hierdanza nos lindeiros de Asturias, Galicia e León. In: *Lindeiros da Galeguidade I. Actas do Simposio de Antropoloxía*. Concello da Cultura Galega. 81-105.
- HALFHIDE, Therese 1999. Migrationsbedingte Belastungssituationen: Analyse eines Interviews mit Maria L. aus Spanien. In: *Da und fort: Leben in zwei Welten. Interviews, Berichte und Dokumente zur Immigration und Binnenwanderung in der Schweiz*. NIGG (ed.). Zürich. 291-298.
- HANSON, Susan & Geraldine PRATT. 1995. *Gender, Work, and Space*. London, New York.

- HEINTZ, Bettina. 1993. Die Auflösung der Geschlechterdifferenz: Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter. In: Ortssuche: Zur Geographie der Geschlechterdifferenz. BÜHLER; MEYER; REICHERT; SCHELLER (eds.). Zürich. 17-48.
- HEINTZ, Bettina; Eva NADAI; Regula FISCHER; Hannes UMMEL. 1997. Ungleich unter Gleichen: Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes. Frankfurt am Main.
- HEINTZ, Bettina & Eva NADAI. 1998. Sichtbarkeit und Neutralisierung: zur Relevanz von Geschlecht im beruflichen Kontext. In: Grenzverschiebungen: zum Wandel des Geschlechterverhältnisses in der Schweiz. NADAI & BALLMER-CAO (eds.). Zürich. 192-216.
- HERZIG, Pascale. 1999. Gender und Ethnizität: Eine Untersuchung der asiatischen Minderheit in Nairobi, Kenya. unveröffentlichte Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich.
- HILLMANN, Karl-Heinz. 1994. Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart.
- HOFFMANN-NOWOTNY, Hans-Joachim. 1970. Migration: ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung. Stuttgart.
- INE (Instituto Nacional de Estadística). 1999. <http://www.ine.es>.
- INSTRAW (United Nations International Research and Training Institute for the Advancement of Women). 1994. The Migration of Women: Methodological Issues in the Measurement and Analysis of Internal and International Migration. Santo Domingo.
- ITURRA Redondo, Raúl. 1991. Factores de reproducción social en sistemas rurales: trabajo, producción de productores y pecado en aldeas campesinas. In: Antropología de los Pueblos de España. PRAT; MARTÍNEZ; CONTRERAS; MORENO (eds.). Madrid. 485-497.
- JACKSON, John A. 1986. Migration: Aspects of Modern Sociology. London, New York.
- JOHNSTON, R.J.; Derek GREGORY; David M. SMITH. 1986. The Dictionary of Human Geography. Oxford.
- KATZ, Cindy & Janice MONK (eds.). 1993. Full Circles: Geographies of Women over the Life Course. London.
- KEESING, Roger. 1993. „Earth“ and „Path“ as Complex Categories: Semantics and Symbolism in Kwaio Culture. In: Cognitive Aspects of Religious Symbolism. BOYER (ed.). Cambridge. 93-110.
- KING, Russell & Henrietta O'CONNOR. 1996. Migration and Gender: Irish Women in Leicester. Geography 81(4). 311-325.
- LAWSON, Victoria A. 1998. Hierarchical Households and Gendered Migration in Latin America: Feminist extensions to Migration Research. Progress in Human Geography 22(1). 39-53.
- LEDO, Margarita. 1999. Le galicien, vecteur de culture. Le Monde Diplomatique, Spécial: Galice le renouveau, Novembre 1999. I.
- LORRAINE, Tamsin E. 1990. Gender, Identity, and the Production of Meaning. Boulder, San Francisco, Oxford.

- MASSEY, Doreen. 1994. *Space, Place and Gender*. London.
- MCDOWELL, Linda & Joanne P. SHARP (eds.). 1999. *Feminist Glossary of Human Geography*. London, New York, Sydney, Auckland.
- MCKIE, Linda; Spbia BOWLBY; Susan GREGORY (eds.). 1999. *Gender, Power and the Household*. London, New York.
- MEIER-MESQUITA, Maria Cintia de Perpetúa. 1989. *Die Integration von Fremdarbeitern: Eine empirische Analyse über Fremdarbeiter in der Schweiz und in der Bundesrepublik Deutschland*. Dissertation Universität Zürich.
- MÉNDEZ, Lourdes. 1987. „Cousas de Mulleres“: campesinas, poder y vida cotidiana (Lugo, 1940 – 1980). o.O.
- MÉNDEZ, Lourdes. 1991. Reflexión sobre la poco común producción de las pequeñas mujeres. In: *Antropología de los Pueblos de España*. PRAT; MARTÍNEZ; CONTRERAS; MORENO (eds.). Madrid. 700-709.
- MIES, Maria. 1996 [1986]. *Patriarchat und Kapital: Frauen in der internationalen Arbeitsteilung*. Zürich.
- MOMSEN, Janet & Vivian KINNAIRD (eds.). 1993. *Different Places, Different Voices: Gender and Development in Africa, Asia and Latin America*. London.
- MOORE, Henrietta L. 1993. The Differences Within and the Differences Between. In: *Gendered Anthropology*. DEL VALLE (ed.). London, New York. 193-204.
- MORGAN, David. 1999. Gendering the Household: Some Theoretical Considerations. In: *Gender, Power and the Household*. MCKIE; BOWLBY; GREGORY (eds.). London, New York. 22-40.
- NELSON, Nici. 1992. The Women who Have Left and Those who Have Stayed Behind: Rural-Urban Migration in Central and Western Kenya. In: *Gender & Migration in Developing Countries*. CHANT (ed.). London, New York. 109-138.
- NIGG, Heinz (ed.). 1999a. *Da und fort: Leben in zwei Welten. Interviews, Berichte und Dokumente zur Immigration und Binnenwanderung in der Schweiz*. Zürich.
- NIGG, Heinz. 1999b. Internationale Migration und Binnenwanderung im Überblick: Migration im historischen und globalen Kontext – Begriffe, Strukturen. In: *Da und fort: Leben in zwei Welten. Interviews, Berichte und Dokumente zur Immigration und Binnenwanderung in der Schweiz*. NIGG (ed.). Zürich. 253-269.
- OSO, Laura & Christine CATARINO. 1997. Les effets de la migration sur le statut des femmes: le cas des Dominicaines et des Marocaines à Madrid et des Cap Verdiennes à Lisbonne. *Migrations Société* IX(52). 115-130.
- PFAU-EFFINGER, Birgit. 1996. Analyse internationaler Differenzen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen. Theoretischer Rahmen und empirische Ergebnisse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48(3). 462-492.
- PFAU-EFFINGER, Birgit. 1997. *Kultur oder Insitutionen? Kulturelle und wohlfahrtsstaatliche Kontextbedingungen der Erwerbsbeteiligung von Frauen im europäischen Vergleich*. Habilitationsschrift (unveröffentlichtes Manuskript). Universität Bremen.
- PFAU-EFFINGER, Birgit. 1998. Gender Cultures and the Gender Arrangement: A Theoretical Framework for Cross-National Gender Research. *Innovation – The European Journal of Social Sciences* 11(2). 147-166.

- PRODOLLIET, Simone. 1999. „Frauen wandern mehr als Männer“ – Weibliche Lebenszusammenhänge im Migrationskontext. *Frauenfragen* 1999(2). 25-30.
- RADCLIFFE, Sarah. 1992. Mountains, Maidens and Migration: Gender and Mobility in Peru. In: *Gender & Migration in Developing Countries*. CHANT (ed.). London and New York. 30-48.
- RADCLIFFE, Sarah. 1993. Women's Place / El lugar de las mujeres: Latin America and the Politics of Gender Identity. In: *Place and the Politics of Identity*. KEITH & PILE (eds.). London. 102-116.
- RICHTER, Marina. 1999. Suche nach kultureller Identität: die Verbindung von Nationalismus und Kultur im Baskenland. unveröffentlichte Semesterarbeit am ethnologischen Institut der Universität Zürich.
- RIVAS, Manuel. 1999. Profession: émigré. *Le Monde Diplomatique, Spécial: Galice le renouveau*, Novembre 1999. II-III.
- RODRÍGUEZ CAMPOS, Joaquín. 1988. Antropología del cambio económico en la sociedad rural gallega. In: *Antropología cultural gallega*. DE ABEL VILELA (ed.). Cursos Superiores de verano en Galicia, Universidad internacional del Atlántico. Santiago. 63-77.
- ROSE, Gillian. 1994. Engendering and Degendering. *Progress in Human Geography* 18(4). 507-515.
- SAÏD, Edward. 1995 [1978]. *Orientalism: Western Conceptions of the Orient*. London.
- SALTZMAN CHAFETZ, Janet. 1990. *Gender Equity: An Integrated Theory of Stability and Change*. Library of Social Research 176. Newbury Park, London, New Delhi.
- SASSEN-KOOB, Saskia. 1984. Notes on the Incorporation of Third World Women into Wage-Labour Through Immigration and Off-shore Production. *International Migration Review* XVIII(4). 1144-1167.
- SIMON, Rita J. & Margo CORONA DE LEY. 1986. Undocumented Mexican Women: Their Work and Personal Experience. In: *International Migration: The Female Experience*. SIMON & BRETTELL (eds.). Totura, NJ. 113-132.
- SKEGGS, Beverley. 1997. *Formations of Class & Gender*. London, Thousand Oaks, New Delhi.
- SMITH, Yvonne. 1997. The Household, Women's Employment and Social Exclusion. *Urban Studies* 34(8). 1159-1177.
- STADTRAT VON ZÜRICH. 1999. *Integrationspolitik der Stadt Zürich: Massnahmen für ein gutes Zusammenleben in unserer Stadt*. Zürich.
- STALKER, Peter. 1994. *The Work of Strangers: A Survey of International Labour Migration*. ILO Geneva.
- STUDER, Brigitte; Gaby SUTTER; Regina WECKER. 1998. Die unendliche Geschichte der Mutterschaftsversicherung: zur Konstruktion von Geschlecht durch die Sozialpolitik. In: *Grenzverschiebungen: zum Wandel des Geschlechterverhältnisses in der Schweiz*. NADAI; BALLMER-CAO (eds.). Zürich. 93-115.
- TCHERKEZOFF, Serge. 1993. The Illusion of Dualism in Samoa: „Brothers-and-Sisters“ are not „Men-and-Women“. In: *Gendered Anthropology*. DEL VALLE (ed.). London, New York. 54-87.

- TIENDA, Marta & Karen BOOTH. 1991. Gender Migration and Social Change. *International Sociology* 6(1). 51-72.
- TREIBEL, Annette. 1990. Migration in modernen Gesellschaften: soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeiter. Weinheim, München.
- TRICART, Jean. 1993. La Galice (Espagne): problèmes d'intégration à la C.E.E. d'une région attardée et marginale. *Annales de Géographie* 574. 614-623.
- WAGNER, Michael. 1989. Räumliche Mobilität im Lebensverlauf: eine empirische Untersuchung sozialer Bedingungen der Migration Stuttgart.
- WALBY, Sylvia. 1986. *Patriarchy at Work: Patriarchal and Capitalist Relations in Employment*. Cambridge.
- WALBY, Sylvia. 1993a. *Theorizing Patriarchy*. Oxford, Cambridge.
- WALBY, Sylvia. 1993b. Neue theoretische Ansätze zur Untersuchung des Geschlechterverhältnisses. In: *Ortssuche: Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*. BÜHLER; MEYER; REICHERT; SCHELLER (eds.). Zürich. 49-78.
- WECKER, Regina. 1996. „Gender Challenge“: Geschlecht als analytische Kategorie in der Geschichtswissenschaft. In: „Frauen und Männer“: Die Geschlechterperspektive in der geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschung. *Uni Nova. Mitteilungen aus der Universität Basel* 76/96 Juni. 7-12.
- WESSEL, Karin. 1996. *Empirisches Arbeiten in der Wirtschafts- und Sozialgeographie*. Paderborn.
- WGSG (Women and Geography Study Group). 1997. *Feminist Geographies: Explorations in Diversity and Difference*. Essex.
- WRIGHT, Caroline. 1995. Gender Awareness in Migration Theory: Synthesizing Actor and Structure in Southern Africa. *Development and Change* 26. 771-791.
- YANAGISAKO, Sylvia Junko & Jane Fishburne COLLIER. 1987. Toward a Unified Analysis of Gender and Kinship. In: *Gender and Kinship: Essays Toward a Unified Analysis*. COLLIER & YANAGISAKO (eds.). Stanford. 14-50.

Anhang

Anhang 1: Leitfaden erste Interviewphase.....	142
Anhang 2: Beispiel einer Time-Budget-Analyse	143
Anhang 3: Leitfaden zweite Interviewphase	144

Anhang 1: Leitfaden erste Interviewphase

Dynamik	zeitliche Aspekte	Ankunft geplante Dauer
	Herkunft	Herkunftsort Grösse und Zentralität des Ortes
	Ziel	erster Ankunftsart Mobilität, Umzüge
	Ablauf	wer kam zuerst? wer zog nach?
Motive	Motive	der Migration
	Ziele	der Migration an sich des Ortes, weshalb die Schweiz, weshalb Zürich
	Information	über den Ort über Bedingungen und Möglichkeiten des Arbeitsmarktes über Aufnahmebedingungen etc.
	Bild	von Zürich, von der Schweiz von der Arbeit vom Leben in Zürich
	Unterschiede Bild – Wirklichkeit	Bild vs. Wirklichkeit positiv wie negativ
Arbeit	Art der Arbeit	aktuelle Stelle frühere Stellen
	Arbeitsort, Betrieb	
	Bedingungen	Vollzeit – Teilzeit formell – informell Art des Vertrags zeitliche Organisation der Arbeit
soziale Beziehungen	Familie	Kinder (Anzahl, Alter) Ehefrau / Ehemann Wohnort der einzelnen Familienmitglieder
	Kontakte in Galicien	welche Personen (Verwandtschaftsgrad) mit welchen Mitteln wird der Kontakt aufrecht erhalten?
	Kontakte in der Schweiz	welche Personen
Kultur	Sprache(n)	welche Sprachen welches Niveau
	Galicisches Kulturleben	wie wichtig sind die Zentren? andere Elemente
	Schweizerisches Kulturleben	mit wem? in welcher Form?
	veränderte Gewohnheiten	die beispielsweise auffallen, wenn sie nach Galicien in die Ferien gehen
Sonstiges	Aspekte / Probleme, die sie ausserhalb meiner Fragen ansprechen	

Nummer: 3L Datum: 23.02.2000 M / F (Mann / Frau)			
Uhrzeit	Taetigkeit	mit wem?	wo?
09.00	Hausarbeit (Putzen, die Betten machen, buegeln)	alleine	zu Hause (ganzes Haus)
10.00	Einkaufen		
11.00			Migros
12.00	Mittagessen fuer die Familie zubereiten (verschiedene Menues,	eine Tochter kommt zum Essen	zu Hause (Esszimmer)
13.00	je nachdem, wer alles zum essen kommt)	andere Tochter 1 Stunde spaeter	
14.00	Kaffee machen, aufraeumen und spielen		zu Hause (Kueche)
15.00			
16.00	Arbeit (Putzen)	in Gruppen, jedeR arbeitet allein	Buero der Polizeiwache
17.00		man hilft sich, wenn noetig	
18.00			
19.00			
20.00	Abendessen zubereiten, essen	Zubereiten: alleine	zu Hause (Kueche)
21.00	reden, ausruhen	Essen: mit Familie	zu Hause (Esszimmer)
22.00	aufraeumen	aufraeumen: alleine	zu Hause (Kueche)
23.00	noch etwas im Bett lesen		Bett

Anhang 2: Beispiel einer Time-Budget-Analyse

ANHANG

Anhang 3: Leitfaden zweite Interviewphase

neue Tätigkeiten	Welche Tätigkeiten aus der Gegenwart können / wollen Sie in der Vergangenheit wie in der Zukunft in Galicien nicht ausführen? weshalb nicht? persönliche Bewertung dieser Tätigkeiten (gefallen sie, gefallen sie nicht, täte es leid, sie aufzugeben?) Begründung der Bewertung.
aufgegebene Tätigkeiten	Welche Tätigkeiten führen Sie hier in Zürich nicht aus? Was vermissen Sie von Galicien? Sind sie froh eine Beschäftigung losgeworden zu sein? Begründung.
Migration als Mann / Frau	Was hat Ihnen die Migration als Mann / Frau gebracht? Was hat sich für Sie als Mann / Frau verändert?
Zukunftswunsch	Welche Zukunft wünschen Sie ihren Kindern? oder: Was würden Sie machen, wenn Sie morgen in der Lotterie gewinnen?